
HD WIDENER
HW PA15 4

Eduard Langhans

Ein Zeuge der Geistesfreiheit.

Aufsätze — Vorträge — Reisebriefe.

Mit Lebensbeschreibung und Bildniß.



Bern.
Schmid, Francke & Co.
1891.



Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

2. Cor. III, 17.

Eduard Langhans.

Eduard Langhans

Ein Zeuge der Geistesfreiheit.

Aufsätze — Vorträge — Reisebriefe.

Mit Lebensbeschreibung und Bildniß.



Bern.
Schmid, Francke & Co.
1891.

Inhalt.

Religionsgeschichtliches.

Anhang.

Vorwort.

Den Bibelspruch unter dem Titelbild dieses Buches hat unser Eduard Langhans vor elf Jahren seinem Bruder auf's Grab gesetzt. Auf demselben Bremgarten-Friedhof ruht jetzt auch er, und das Denkmal, welches die Stätte bezeichnet, trägt den gleichen Spruch, zum Wahrzeichen, daß die zwei Brüder, deren charaktervollem Vorgehen die Kirche Berns ihren Durchbruch zu neuer christlicher Freiheit verdankt, den Geist des Herrn erfaßt hatten.

Dem Denkstein, welchen die liebevolle Anhänglichkeit seiner Wittwe errichtet hat, lassen wir hier ein literarisches Denkmal folgen. Die Auswahl aus den kleinern Arbeiten und öffentlichen Vorträgen, die wir seiner nahezu 25jährigen Mitarbeit an den „Reformblättern" entnehmen, bringt in Erinnerung, wie Großes Langhans in der Mittheilung der Ergebnisse der freien Theologie an einen allgemeinen Leser- und Hörerkreis geleistet hat. Gerade dieser Theil seiner Lebensarbeit soll hier festgehalten und zu erneuerter Wirksamkeit auferweckt werden.

Wie selten Einer, verstand es der mit vorzüglichem Lehrgeschick begabte Seminar- und Hochschul-

lehrer, auch weitern Kreisen Wißbegieriger die schwierigsten religiösen Zeitfragen in lichtvoller Darstellung klarzulegen. Seine umfassende Bildung, die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, sein offener Sinn ließen ihn die Religion nie anders als im Zusammenhang mit dem ganzen übrigen Geistesleben erfassen, und eben dieß befähigte ihn, sie von den verschiedensten Seiten zu beleuchten.

Seine Liebe zum Volk aber trieb ihn, die Erkenntnisse, die er sich durch gründliches Forschen und Denken errungen hatte, zum Gemeingut zu machen. Denn wie sie ihn innerlich befreit hatten und tief befriedigten, so sollten die reifen Früchte seiner Geistesarbeit auch die Denkenden im Volke erquicken, sowohl sie befreien vom Druck veralteter Satzung, als auch sie bewahren vor haltloser Zweifelsucht oder glaubensfeindlichem Naturalismus. In seiner menschenfreundlichen, milden Art hätte er gern Allen den beseligenden Trost einer überzeugungsvollen, die freieste Forschung vertragenden und voraussetzenden Frömmigkeit vermittelt. Und nicht der geringste Theil seiner unermüdlichen Arbeit war der Form gewidmet, in welcher er hoffen durfte, den Zugang zu Geist und Gemüth des Lesers am leichtesten zu finden. Er wendete alle Sorgfalt darauf, um faßlich, anschaulich und mit künstlerischer Anmuth zu schreiben.

Im Beginn seiner Laufbahn, als blinder Eifer ihn an dieser friedseligen Arbeit hindern wollte, hat er, ein zweiter Lessing, „mit friedliebendstem Herzen das sausende Schwert des Geistes geschwungen“, und

es auch hernach, zwar selten, aber so oft als nöthig, nach rechts und links nachdrücklich geführt. Aber nie hat er es durch persönliche Leidenschaft oder unedlen Beweggrund befleckt. Wie jener große Vorkämpfer der Geistesfreiheit, war er beseelt von „unbestechlichem Wahrheitssinn und reinem Adel der Gesinnung".

Doch, greifen wir der Lebensbeschreibung nicht vor, welche sein Kollege und Freund, Professor Steck, diesem literarischen Denkmal als ebenso nothwendigen wie werthvollen Bestandtheil beigegeben hat. Eine willkommene Ergänzung derselben bilden die im Anhang mitgetheilten, höchst anziehenden und charakteristischen Briefe, welche Langhans auf seinen Studienreisen nach Hause geschrieben hat.

Das wohlgelungene Bildniß zeigt den lieben, verehrten Mann, wie er in der Vollkraft seiner Jahre aussah.

Herrn Verleger Schmid, dem auf S. 296 genannten Freund des Hauses Langhans, und besonders Eduards, verdanken wir warm die Anregung zur Herausgabe und die hübsche Ausstattung dieses Buches.

Bern, 29. September 1891.

E. Hegg,
Gymnasiallehrer.

Literatur.

Die Gedächtnißreden von Pfarrer Kistler, Professor Steck, Gymnasiallehrer Hegg und cand. theol. Amsler sind abgedruckt in Nr. 2 der bernischen Reformblätter von 1891, die zweitgenannte erschien auch in der protestantischen Kirchenzeitung von Berlin, Nr. 4. Nekrologe brachten in der Woche nach dem Begräbnißtage die „Bernerzeitung" aus der Feder von Dr. J. J. Kummer, der „Bund", von Pfarrer Kistler, und die übrigen Tagesblätter. Von einem Schüler, Pfarrer K. Schweizer, rührt derjenige in Nr. 4 des Centralblattes des Zofingervereins her. Längere biographische Artikel enthielten Nr. 4 und 5 des Kirchenblattes für die reformirte Schweiz, von Pfarrer Ryß, dann Heft II der schweizerischen pädagogischen Zeitschrift, von Professor Rüegg, und Nr. 2 des „Pionier", von Gymnasiallehrer Lüthi (über seine Lehrerthätigkeit am Seminar), endlich am ausführlichsten die bernischen Reformblätter Nr. 14—19, von Pfarrer Frank, alles 1891. — Ueber den Vater, Pfarrer und Seminardirektor Langhans, vgl. in der Geschichte der schweizerischen Volksschule von O. Hunziker Bd. III, Seite 115—118, den biographischen Artikel von E. Balsiger, sowie die Geschichte des Lehrerseminars in Münchenbuchsee von Seminardirektor E. Martig, 1883, S. 15—49. — Ueber den S. IX genannten Pfarrer Jakob Langhans: Pfarrer Kasser, in den Berner Beiträgen zur Geschichte der schweizerischen Reformationskirchen von F. Nippold, Bern 1884, S. 253 f.



Lebensbeschreibung.

Eduard Langhans von Bern, geboren zu Guttannen den 30. April 1832, war der zweite Sohn von Daniel Friedrich Langhans und der Elise geb. Kernen von Reutigen.

Die Langhans sind ein bernisches Pfarrergeschlecht, das von den Zeiten der Reformation an der Landeskirche eine große Anzahl von Geistlichen gegeben hat. Die Familie leitet ihre Abstammung her von dem Pfarrer Jakob Langhans, der 1581 als reformirter Prediger zu Birseck im Bisthum Basel der katholischen Gegenreformation nach wackerem Widerstande weichen mußte und sich dann nach Bern wandte, wo er 1596 in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. Auch der Vater unsres Eduard, geboren 1796, ergriff die geistliche Laufbahn. Nachdem er zuerst einige Jahre lang als Lehrer an der Elementarschule in Bern gewirkt hatte, wurde er 1822 Pfarrer von Wimmis bei Thun und fand dort Gelegenheit, neben seinem Amte auch seiner pädagogischen Neigung zu folgen, indem er eine sogen. Normalanstalt leitete, d. h. Lehrerbildungskurse abhielt. Eine schwere Erkrankung nöthigte ihn jedoch im Jahre 1828, sein Amt aufzugeben. Nach seiner Wiederherstellung übernahm er 1830 die stille Berg-

pfarrei Guttannen im Berner Oberlande auf dem Wege zur Grimsel. Dort erreichte ihn, kurz nach der Geburt unsres Eduard, der Ruf des Regierungsrathes, der ihn am 8. Mai 1832 zum Direktor des neu zu errichtenden Lehrerseminars in Münchenbuchsee erwählt hatte, wohin die Familie nun übersiedelte. So wurde Eduard Langhans gleich von Anfang an in die Geschichte des Lehrerseminars verflochten, das dann auch auf seinen Lebensgang von bestimmendem Einflusse sein sollte.

Es war nicht ein gewöhnlicher Stellenwechsel, der sich da vollzog, als der Pfarrer Langhans die Seminardirektion übernahm. Es galt vielmehr eine Aufgabe zu lösen, auf welche die liberale Partei, die mit der Reorganisation des Jahres 1830 die Leitung der politischen Angelegenheiten des Kantons angetreten hatte, ihre größte Hoffnung setzte, die aber auch zu den schwierigsten und dornenvollsten gehörte. Die Hebung der Volksschule war ein Hauptpostulat der neuen Verfassung vom 6. Juli 1831; sollte dieses Versprechen nicht ein leeres Wort bleiben, so mußte vor Allem ein besser vorgebildeter Lehrerstand geschaffen werden. Dazu sollte die neue „Normalanstalt" dienen, aber sie hatte natürlich im Anfang einen schweren Stand. Der erste Direktor mußte mit unzureichenden Hülfskräften und vielfach von Mißtrauen gehindert das Werk in's Leben rufen, und es ist kein Wunder, daß seine Kraft sich bald erschöpfte und er schon im Mai 1835 die Leitung des Seminars wieder niederlegte, nachdem er im Herbst 1834 die durch Tod erledigte Pfarrei in Münchenbuchsee erhalten hatte. Dennoch hat er nicht vergeblich gewirkt. Durch ihn erhielt das Seminar sein Gepräge

als Anstalt, die ihren Zöglingen neben einer möglichst gehobenen wissenschaftlichen Ausbildung auch den Geist des Vorwärtsstrebens in ihre praktische Wirksamkeit mitgab. Der Direktor Langhans war eine scharf ausgeprägte Individualität, deren wesentliche Charakterzüge wir in dem Wirken der beiden Söhne leicht wiedererkennen. Fest und mitunter selbst schroff gegenüber allen Versuchen, den Forderungen der Zeit die Spitze abzubrechen, trat er ebenso energisch für Alles ein, was ihm diesen Forderungen auf kirchlichem und pädagogischem Gebiet zu entsprechen schien. Seiner theologischen Stellung nach gehörte er der älteren, an Schleiermacher sich anschließenden Schule der Vermittlung an, lernte aber mehr und mehr die neuen Fortschritte der Wissenschaft würdigen und trat später in den Tagen des Kampfes ganz entschieden an die Seite seiner Söhne, durch die er von der Weiterentwicklung der theologischen Wissenschaft Kunde erhalten hatte. Auch mit dem Seminar blieb er in steter Verbindung und nahm von seinem an die Gebäude der Anstalt anstoßenden Pfarrhause aus an Freuden und Leiden derselben stets regen Antheil, bis er hochbetagt im Jahre 1875 die Augen schloß. Sein Sohn Eduard hat ihm in der „Sammlung bernischer Biographien" 1884, I. Band, S. 62—66, ein pietätsvolles Denkmal gesetzt.

In dem ansehnlichen, zwei Stunden von Bern gelegenen Münchenbuchsee, wo Pfarre und Seminar in den Gebäuden des ehemaligen Johanniterhauses friedlich bei einander saßen, wuchs nun Eduard Langhans auf, behütet von treuen Eltern und an der Seite lieber Geschwister. Er war das jüngste von drei Kindern, ein

Bruder, Ernst Friedrich, geboren 1829, und eine Schwester, Marie Elise, geboren 1830, gingen ihm an Alter voran. Der hochbegabte Bruder wurde später, auch darin ihm vorangehend, Professor der Theologie in Bern und starb leider schon 1880. Er ist der auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene scharfe Streiter gegen den Pietismus und dessen Schoosskind, die äußere Mission, deren Schäden er rücksichtslos aufdeckte. Die Schwester starb unverheirathet schon 1869. Im zwölften Altersjahr, 1844, verlor Eduard die Mutter, worauf der Vater einen neuen Ehebund schloß mit Justine geb. Morell, die den Kindern die Verstorbene so ersetzte, daß sie keinen Mangel an Liebe empfanden. Sie starb erst nach den älteren Kindern, 1885.

Die erste Bildung erhielt Eduard in Münchenbuchsee, wurde dann aber schon früh, mit seinem Bruder, dem burgerlichen Waisenhause in Bern übergeben, das seiner liberalen Einrichtung nach vielfach als Erziehungsanstalt für Söhne von Landpfarrern aus der Stadt Bern diente und noch dient. So durchlief er nun in Bern die gelehrten Bildungsanstalten, grüne Schule und oberes Gymnasium, und bezog ebenda 1851[1]) die Hochschule, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, zu dem ihn nicht nur die Familientradition, sondern auch die eigene Geistesanlage bestimmte. Von den

[1]) Immatrikulirt wurde er schon im Juli 1850 als stud. philos. Vermuthlich geschah das, um als Primaner einzelne philosophische Vorlesungen hören zu können. Von Ostern 1851 an ist er als stud. theol. aufgeführt. Kurze Zeit studirte er auch in Basel.



Professoren, die damals die theologische Fakultät bildeten, Studer für das alte Testament, Immer für das neue und die Dogmatik, Gelpke für Kirchengeschichte, Wyß für praktische Theologie, empfing er zwar manche Anregung, aber im Wesentlichen entwickelte er sich selbständig und bildete sich seine Ueberzeugung durch eifriges Privatstudium. Die genannten Lehrer gehörten alle einer gemäßigten Richtung an, welche wissenschaftliche Forschung mit der Rücksicht auf das, was der historischen Entwicklung der bernischen Kirche entsprach, zu verbinden suchte. Studer bildete mit seinen kritischen Untersuchungen über das alte Testament den linken, Wyß mit seiner kirchlich-praktischen Richtung den rechten Flügel der Fakultät, während der gründliche und gelehrte Immer in Dogmatik und Erklärung des neuen Testamentes alle Extreme ängstlich vermied und Gelpke die historische Theologie gleichfalls in neutralem Sinne vortrug. Auf Eduard Langhans wirkte damals weit mehr die großartige neue Auffassung ein, welche die sogenannte Tübingerschule in den Werken von Baur, Schwegler, Zeller u. A. in Bezug auf die Schriften des neuen Testamentes und die Geschichte der ältesten Kirche dargelegt hatte. Seinem Geiste sagte diese eindringende Forschung, welche die Gesetze des historischen Werdens auch auf das abgesonderte Gebiet der heiligen Geschichte anwandte, in hohem Grade zu, und er ward ihr begeisterter Anhänger. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung lebte er aber auch der Freundschaft und nahm an den Bestrebungen der Studentenschaft regen Antheil. Schon als Gymnasianer, 1849, war er dem Zofingerverein beigetreten und gehörte ihm bis zur Vollendung

seiner Studien an, obwohl er in den politischen Kämpfen der damaligen bewegten Zeit mehr und mehr den Anschauungen der Linken sich zuwandte. Es kam die Zeit heran, wo er sein Staatsexamen bestehen und dann in den praktischen Kirchendienst eintreten sollte. Den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen, bereitete ihm keine Schwierigkeit, dagegen zeigte sich in seiner theologischen Ueberzeugung ein Hinderniß, das anfänglich zur Klippe zu werden drohte. Die Prüfungsbehörde, vor der er im August 1855 das Examen bestand, erklärte sich zwar von seinen Leistungen voll befriedigt; da sie aber zugleich als Wahlkollegium für die Aufnahme in das bernische Ministerium funktionirte, mußte sie bei der Empfehlung eines Kandidaten auch die Frage stellen, ob er sich seiner ganzen Geistesart und Richtung nach zum Diener der Landeskirche eigne. Diese Frage bei Langhans, dessen freie Ansichten bekannt genug waren und von ihm nicht im Geringsten verhehlt wurden, zu bejahen, trugen einige der geistlichen Herren starke Bedenken. Es fehle ihm, meinten sie, am inneren Beruf zum Geistlichen. So auffallend das gegenwärtig erscheint, wo die spätere Laufbahn des Kandidaten vor Aller Augen liegt, so begreiflich war es doch, wenn man bedenkt, daß damals die bernische Kirche offiziell noch bei der althergebrachten orthodoxen Lehre verharrte und die freiere Richtung nur erst bei Einzelnen Eingang gefunden hatte, aber noch nicht als Ueberzeugung einer größeren Zahl von Geistlichen und Bürgern hervorgetreten war. Dennoch entschloß sich das Wahlkollegium endlich, den vorzüglich begabten und ausgerüsteten Kandidaten zur Aufnahme in das Ministerium vorzuschlagen. Er wurde

als der erste unter vier Gefährten promovirt und erhielt am 23. August 1855 die Konsekration zum geistlichen Amte.

Zunächst mußte er nun, wie es damals die Verhältnisse mit sich brachten, als Vikar an der Seite eines älteren Geistlichen auf dem Lande wirken. Er bekleidete nach einander an verschiedenen Orten solche Vikariate, die neben der Einführung in den praktischen Kirchendienst ihm doch auch Zeit ließen, an seiner wissenschaftlichen Fortbildung zu arbeiten, was er denn auch redlich that. Nochmals konnte er sich dann eine Zeit lang ganz dem Studium widmen, indem er von der Kirchendirektion auf ein Jahr Urlaub bekam, um eine deutsche Universität zu besuchen. Durch die Freigebigkeit eines Oheims wurde es ihm möglich gemacht, diese Reise ohne Sorgen anzutreten, und er zog im Herbst 1858 nach Deutschland, über München und durch Süddeutschland an den Rhein bis Köln, dann nach Berlin, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Er hat diese Reise und sein Leben und Treiben in Berlin in den Briefen an seinen Vater, welche im Anhang abgedruckt sind, so frisch und lebendig geschildert, daß wir am besten thun, den Leser darauf zu verweisen. Hier sei nur das hervorgehoben, daß er in Berlin in theologischer Beziehung, ganz ähnlich wie seinerzeit Biedermann, am meisten von dem freidenkenden, philosophisch der Hegel'schen Schule angehörenden Theologen Vatke angezogen wurde, während die orthodoxe Theologie eines Hengstenberg ihn abstieß. Er glaubte auch das rasche Aufkommen und den Erfolg der letzteren Richtung weniger ihrem inneren Werthe, als der Begünstigung von Oben

her zuschreiben zu müssen, worin ihn die Beobachtung bestärkte, daß nach der scharfen Erklärung wider die in der protestantischen Kirche eingerissene Heuchelei, mit welcher der Prinzregent, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm, im Herbste 1858 seine Regierung angetreten hatte, alsbald sich die Zuhörerschaft Vatke's zu vermehren, die Hengstenberg's dagegen zu vermindern anfing.

Die Theologie war aber in Berlin nicht sein einziges Interesse. Er benutzte eifrig die Gelegenheit, welche die mannigfachen allgemein bildenden Vorlesungen der großen Universität und die Kunstsammlungen der Großstadt boten, um seine philosophische und ästhetische Bildung zu erweitern. So hörte er Aesthetik bei dem geistvollen Schüler Hegel's, Hotho, und Kunstgeschichte bei Waagen. Hierin kündigte sich schon der Zug an, der ihn später dazu führte, den engen theologischen Gesichtskreis durch den Blick auf die allgemeinen Interessen der Menschheit zu erweitern, wie er es dann in der Behandlung der Religionsgeschichte gethan hat. Ueberhaupt lag ihm die ängstliche Abschließung der Theologie von dem Strome der großen wissenschaftlichen Bewegung jederzeit fern; er glaubte vielmehr, dieses engere Gebiet nur im Zusammenhang mit dem großen Ganzen recht verstehen und würdigen zu können.

Unversehens mußte er aber aus der Weite wieder in die Enge zurück. Die Kirchendirektion rief ihn, wegen eingetretenen Bedürfnisses, nach Hause, und er mußte im Frühjahr 1859 seinen Aufenthalt in Berlin abbrechen. Wieder diente er nun als Vikar auf verschiedenen Dörfern, zuletzt und am längsten in Lotzwyl

bei Langenthal. Dort war es namentlich, wo er im regen Verkehr mit zwei benachbarten Amtsgenossen, Albert Bitzius und J. J. Kummer, welche beide später bernische Regierungsräthe geworden sind, sich seine spätere Stellung zu den theologischen Fragen und zu den kirchlichen Angelegenheiten des Kantons Bern zu bilden begann, und mancher Keim für die zukünftige Ernte wurde damals gelegt. Nochmals wurde es ihm jedoch vergönnt, neue und große Eindrücke zu sammeln, indem er 1860 wieder einen Urlaub erhielt zu einem Aufenthalt in Südfrankreich. In Montauban lernte er das Leben und Streben des französischen Protestantismus kennen und schätzen und schloß Verbindungen mit einigen jüngeren Theologen, die sich mit den wissenschaftlichen Forschungen der deutschen Theologie bekannt zu machen wünschten. Zweien der damals gewonnenen Freunde, den HH. Jules Steeg und Pierre Goy, hat er später (1875) den ersten Band seines Handbuchs der biblischen Geschichte und Literatur gewidmet. Am Schlusse des dortigen Aufenthaltes machte er eine Reise in die Pyrenäen, die ihn bis nach Spanien hinein führte. Auch hier können wir auf die im Anhang abgedruckten Reisebriefe verweisen, in welchen das dort Erlebte mit der ganzen Frische des unmittelbaren Eindrucks geschildert ist.

Nach der Rückkehr sollte nun bald dem jungen Theologen der Wirkungskreis sich eröffnen, in welchem er dann in so hervorragender Weise thätig war. Im Jahre 1860 wurde das Lehrerseminar in Münchenbuchsee, das in den politischen Stürmen der Zeit manche Anfechtung erlitten hatte und 1852 von der konserva-

tiven Regierung sogar eine Zeit lang aufgehoben worden war, reorganisirt und trat unter einem neuen Direktor, J. R. Rüegg, und einer neuen Lehrerschaft eine Periode frischerer Wirksamkeit an. Als Religionslehrer war Pfarrer Kocher gewählt worden, ein freisinniger Mann, dem aber manche der Eigenschaften fehlten, auf die in einer solchen Stellung Gewicht gelegt werden mußte. Er trat schon 1861 aus Gesundheitsrücksichten zurück, und nun wurde an seiner Stelle Eduard Langhans als Lehrer für Religion und Geographie gewählt. Er zog nun nach Münchenbuchsee in das väterliche Pfarrhaus und machte es sich zur angenehmen Pflicht, neben seinem Lehramte den alternden Vater im Predigtamte zu unterstützen. Bald darauf, im Jahre 1863, schloß er den Ehebund mit Marie Charlotte Stettler von Bern, die ihm bis zum Tode eine getreue, in Freud und Leid erprobte Gattin gewesen ist. Eigene Kinder blieben diesem Ehebunde leider versagt, die Lücke wurde aber ergänzt durch die Annahme zweier fremder Töchter, von denen die eine jedoch jung verstarb. Es war ein stilles, inniges Familienleben, das Vielen als Vorbild dienen konnte und das in den theologischen Stürmen dem muthigen Kämpfer immer wieder den Frieden und die Ruhe des sicheren Hafens darbot.

In seinem Amte im Seminar war Langhans am rechten Platze. Die Klarheit seiner Auffassung und die schlichte Schönheit seiner Darstellung eignete sich so recht dazu, den Zöglingen, die nur über eine sehr einfache Vorbildung verfügten, den Lehrgegenstand faßlich und verständlich zu machen. Namentlich den Unterricht in der Religion — das Fach der Geographie wurde

ihm auf seinen Wunsch später abgenommen — ertheilte er so, daß den Schülern ein ganz neues Licht aufging. Bisher hatten sie die Bibel wohl auch gekannt, aber von dem geschichtlichen Wesen und Werden derselben so gut wie keinen Begriff gehabt. Langhans zeigte ihnen, wie auch da nicht Alles auf einmal geworden sei, sondern sich nur nach und nach aus dem Unvollkommenen das Vollkommenere entwickelt habe, nach den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung, die durch Kampf der Gegensätze die Wahrheit zum Siege führen. Er stellte die ganze Bibel von den Anfängen der Gotteserkenntniß im israelitischen Volke an bis zu der Lehre Jesu und der Apostel unter den Begriff der natürlichen Entwicklung, die das Höhere aus dem Niedrigeren allmälig heranbildet. Es war das die Einsicht, die ihm selbst aufgegangen war in seinem theologischen Studium, die ihm für das alte Testament die bereits reife Forschung der vorzüglichsten deutschen und holländischen Gelehrten, für das neue namentlich die Arbeiten der neuen Tübingerschule darboten, Forschungen, die er natürlich nicht ohne eigene Prüfung und Durcharbeitung sich zu eigen gemacht hatte. Diese Resultate den künftigen Lehrern mitzutheilen, schien ihm Pflicht. Einmal wäre es ihm selber unmöglich gewesen, seine Ueberzeugung zu verhehlen und statt derselben die traditionellen Ansichten, die bisher etwa in der bernischen Kirche gegolten hatten, zu lehren. Dann aber eignete sich diese historische Methode ganz besonders für solche Schüler, wie er sie vor sich hatte, denen nur das Einfache und Klare einleuchten konnte. So gab er den Religionsunterricht ganz in diesem

Sinne und hatte damit guten Erfolg, der sich in der Liebe und Dankbarkeit der Zöglinge deutlich aussprach.

Es wäre wohl auch schwerlich dieses Unterrichts wegen eine größere Aufregung entstanden, wenn Langhans nicht die Ansichten, die er im Seminar vertrat, einem weiteren Publikum kundgegeben hätte. Er ließ im Jahre 1865 das Büchlein erscheinen: „Die heilige Schrift, ein Leitfaden für den Religionsunterricht an höhern Lehranstalten, wie auch zum Privatgebrauch für denkende Christen." „Wiewohl an solchen Leitfäden", sagt er im Vorwort, „durchaus kein Mangel ist, so fühlte ich mich doch durch die besondern Bedürfnisse eines Lehrerseminars zur Ausarbeitung eines eigenen veranlaßt und lasse ihn auch nur in Rücksicht auf dieselben Bedürfnisse im Drucke erscheinen. Einmal gedruckt aber, dürfte dieses Büchlein vielleicht auch in weiteren Kreisen Leser finden, um keines andern Umstandes willen, als weil es sich aufrichtig und unumwunden zu einer Richtung bekennt, welche wirklich schon in vollem Maße die Aufmerksamkeit denkender Christen gewonnen hat. Namentlich aber kann es mir nur erwünscht sein, wenn Diejenigen, die sich um unsre Anstalt interessiren, sich mit Hülfe dieses Büchleins einen Einblick in den Geist und Gang unsers Religionsunterrichtes verschaffen wollen. . . . Die Richtung, zu der sich das Büchlein bekennt, ist die historisch-kritische, wie sie in Bezug auf's alte Testament durch Ewald, Meier, Hitzig, Knobel u. A., in Bezug auf das neue durch Weiße, Keim, die Gelehrten der Tübingerschule u. A. vertreten ist. Man wird aber zur Genüge merken, daß es nicht die nega-

tiven Resultate der historischen Kritik sind, auf die ich Werth lege, daß mir vielmehr alles auf das wirkliche Verständniß der hl. Schrift ankömmt. Ist das Christenthum auf die Bibel gestellt, so ist schwer zu begreifen, warum man denn nicht mit allen Mitteln nach dem wirklichen und vollen Verständniß derselben trachten sollte, warum es besser wäre, bei den herkömmlichen, nachweisbar irrthümlichen Vorstellungen über die Bibel zu verharren, denn jedenfalls nicht auf unsre Vorstellungen von der Bibel, sondern auf sie selbst, die wirkliche Bibel, ist das Christenthum gestellt. Was aber die wirkliche Bibel sei, wer sagt uns dies, wenn nicht die historische Kritik?"

Diesem Programm entsprechend war denn auch in dem Leitfaden die historisch-kritische Betrachtungsweise an der ganzen Bibel durchgeführt. Nicht daß eine extreme skeptische Auffassung hervorgetreten wäre, es wurde nur dargelegt, was beim alten Testamente bereits seit langer Zeit auf den Kathedern gelehrt worden war, die natürlich-geschichtliche Entwicklung der Religion Israels durch die verschiedenen Stufen hindurch, wie sie der Zeit nach aufeinanderfolgten. Hierbei waren allerdings die historischen Bücher zuletzt behandelt, da sie der Entstehungszeit nach meist als späteren Ursprungs betrachtet wurden. Daß die fünf Bücher Mose's nicht von Mose herrühren, sondern viel später aus verschiedenen älteren und jüngeren Quellenschriften zusammengestellt seien, wurde nicht verschwiegen. Doch vertrat der Leitfaden noch die Ansicht, daß die sogen. Grundschrift der Genesis, welche z. B. die Geschichte der Schöpfung im Anfang der Bibel enthält, der älteste Bestandtheil sei.

Besonders liebevoll waren die Propheten geschildert, als die geistigen Führer des Volkes in guten und schlimmen Zeiten, die allerdings redeten getrieben vom göttlichen Geist, aber so, daß diese Mittheilung des Geistes dennoch als natürlich vermittelt gedacht werden muß. Wenn so in der Behandlung des alten Testamentes eigentlich nur mitgetheilt wurde, was wissenschaftlich längst feststand, so trat allerdings in der Darstellung des neuen die Tübinger historische Kritik mehr als etwas noch Ungewohntes hervor. Nicht nur wurde da der Gegensatz zwischen den paulinischen Briefen und der Apostelgeschichte offen dargelegt und diese letztere als ein der späteren Zeit angehörender Aussöhnungsversuch betrachtet, der über die tiefe Kluft zwischen dem ursprünglichen Judenchristenthum und dem freigesinnten Paulus eine Brücke habe schlagen sollen, sondern namentlich auch das Johannesevangelium wurde mit Bestimmtheit seines Anspruches, von einem unmittelbaren Jünger Jesu verfaßt zu sein, entkleidet und als eine Idealisirung des historischen Christusbildes im Sinne der Dogmatik einer weit späteren Zeit zugewiesen. Hierin lag offenbar der größte Anstoß. Denn damit war dem Christusbilde der Kirche die historische Grundlage entzogen und die noch einfachere, menschliche Auffassung von Christus, wie sie im Wesentlichen die drei ersten Evangelien vertreten, als die wirkliche dargestellt. Der johanneische Christus ist der Ausgangspunkt für das kirchliche Dogma von der Gottheit Christi; ist dieser ein Gebilde des Glaubens und der Phantasie und nicht der Geschichte, so ist dieses Dogma und damit die ganze orthodoxe Kirchenlehre in seiner Wurzel angegriffen.

Es ist also wohl begreiflich, daß die Veröffentlichung des Leitfadens den Verfasser in einen heftigen Kampf mit den Orthodoxen verwickelte. Bisher war in der bernischen Kirche, auf der Oberfläche wenigstens, alles ruhig gewesen. Was der oder jener Pfarrer oder Professor für Ansichten hegte, war wohl kein Geheimniß, und die theologische Fakultät hatte um ihrer freieren Richtung willen in den Jahren 1855 und dann wieder 1864 manchen Angriff von Seiten der pietistischen Kreise erlebt, des Zellerhandels nicht zu gedenken, der 1847 die bernische Kirche zuerst vor die Frage gestellt hatte, ob Tradition oder freie Forschung in ihr herrschen solle. Aber das alles war doch nicht tiefer in's Volk eingedrungen, und im Ganzen konnte die orthodoxe Partei annehmen, daß der Bekenntnißstand der Landeskirche offiziell unverändert derselbe sei, wie in den früheren Zeiten. Nun trat aber ein Neuerer auf, der nicht auf der Kanzel und nicht auf dem Katheder, sondern an dem kantonalen Lehrerseminar, nach ihrer Ansicht, ketzerisch über die Bibel lehrte. Die künftigen Lehrer treten aber in unmittelbare Berührung mit den Gemeinden im ganzen Lande; von ihnen geht die nächste und die anhaltendste Einwirkung auf die religiöse Ueberzeugung der heranwachsenden Generation aus. Um so gefährlicher erschien die Sache. Wie einer der Gegner von Langhans sich ausdrückte: es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Vergiftung der Brunnstube, aus der alle Leitungen gespiesen wurden. Das Lehrerseminar in den Händen des „Unglaubens“, das war ein Zustand, der die ernstesten Gegenmaßregeln erheischte.

Sie wurden denn auch ohne Säumen in's Werk gesetzt. Zuerst zog der gewesene Pfarrer L. Fellenberg, Mitglied des Kirchenvorstandes der Münstergemeinde in Bern, die Sturmglocke. Die äußerste Rechte der Landeskirche, bereits mit einer starken Neigung zur Separation in's freikirchliche Lager hinüber, ging damit voran und schleuderte in einer scharfen Broschüre den Bannstrahl gegen den kühnen Seminarlehrer. Freilich lief dieser Angriff auf eine Verurtheilung jeder ernstlich forschenden theologischen Wissenschaft überhaupt hinaus und vertrat den Standpunkt der ungebrochenen Rechtgläubigkeit, der in der bernischen Geistlichkeit kaum mehr viele Anhänger zählte. Aber es folgten andere und gewandtere Streiter, wie Dr. Güder, Pfarrer an der Nydeck, die Pfarrer Bernard, König und andere mehr. Selbst die kirchliche Mitte fand allerlei an dem Leitfaden auszusetzen. Wollte sie gleich die theologische Wissenschaft in ihren Forschungen nicht hindern, so fand sie es doch bedenklich, wenn nicht gehörig vorgebildete Seminaristen die Resultate dieser Forschung, zumal so, wie die Tübingerschule sie dargestellt hatte, unmittelbar als ausgemachte Wahrheit in sich aufnähmen und weiter verbreiteten. Auf der andern Seite traten Gesinnungsgenossen von Langhans, wie Pfarrer Kocher und die Zürcher Freunde, unter ihnen besonders entschieden Diakon Hirzel am St. Peter, für ihn ein, zum Theil auch Vermittlungstheologen, wie die Pfarrer Rütimeyer und Hirsbrunner, und er selber erließ eine Schutz- und Trutzschrift, in welcher er seinen Standpunkt voll und ganz behauptete. Ueber ein Dutzend Broschüren und daneben ungezählte Zeitungsartikel beschäftigten

sich im Frühjahr 1866 mit der Sache, so daß die Aufregung im Lande keine geringe war.

Nun wurden auch die kirchlichen Behörden veranlaßt, gegen den Religionsunterricht im Seminar einzuschreiten. Am 23. Mai verhandelte die Bezirkssynode von Bern in einer ziemlich stürmischen Sitzung über die Angelegenheit. Von Seiten der Rechten wurde der Religionsunterricht im Seminar als eine Gefahr für die Landeskirche dargestellt und auf's Schärfste verdammt. Von Seiten der viel schwächer vertretenen Linken wurde Langhans in Schutz genommen mit dem Hinweise darauf, daß in der bernischen Kirche schon seit langer Zeit Freiheit für die verschiedenen theologischen Ueberzeugungen geherrscht habe. Von eindrucksvoller Wirkung war namentlich das Auftreten des greisen Vaters Langhans, der mit Löwenmuthe für die Sache seines Sohnes kämpfte und der Synode zurief, wenn sie auf die Autorität der heiligen Schrift sich berufe und auf der andern Seite doch zugestehe, daß von den Geistlichen aller Richtungen mehr oder weniger Freiheit gegenüber dem Bibelbuchstaben in Anspruch genommen werde, so sei das nichts als Heuchelei. Schließlich siegte doch mit 58 gegen 44 Stimmen, welche letztere der Linken und der Mitte angehörten, der Antrag von Dr. Güder, zu erklären, daß zwar die Zulässigkeit von Unterschieden in der christlichen Lehrauffassung anerkannt werde, aber nicht weniger das erste und oberste Prinzip der reformirten Kirche, die Autorität der heiligen Schrift, festgehalten werden müsse, daß also der Religionsunterricht am Seminar, der von der Verneinung dieser Autorität ausgehe und sie zu seinem Ergebnisse

habe, nicht geeignet sei, Lehrer der Volksschule zu bilden. Dieser Beschluß wurde der Kantonssynode als Meinungsausdruck der Bezirkssynode Bern überwiesen.

Die Sitzung der Kantonssynode fand am 19. Juni 1866 statt. Es lagen ihr, neben dem Antrag der Bezirkssynode Bern, noch die Anträge der sechs andern Bezirkssynoden vor, die meistens sachlich mit dem ersteren übereinstimmten. Nach lebhaften Verhandlungen, in denen unter Andern auch Prof. Immer als Abgeordneter der theologischen Fakultät zwar für die freie Forschung eintrat, aber doch die Theologie des Leitfadens nicht als die seinige anerkennen wollte und die Tübingerschule als überwundenen Standpunkt bezeichnete, wurde auch hier der Antrag der Bezirkssynode Bern mit einigen Modifikationen angenommen.

Nach diesen Beschlüssen schien es nun, als ob die Wirksamkeit von Ed. Langhans am Seminar auf's Aeußerste gefährdet sei. Aber es schien nur so. Auf die Anstellung des Religionslehrers am Staatsseminar hatten die kirchlichen Behörden keinen unmittelbaren Einfluß, sie gehörte lediglich in den Geschäftsbereich der Erziehungsdirektion, die damals von Dr. J. J. Kummer bekleidet wurde. Indirekt hätte das Urtheil der Synoden von Einfluß sein können, wenn anzunehmen gewesen wäre, daß sie wirklich die Meinung der großen Mehrzahl des Volkes vertreten. Aber das war nicht der Fall. Gerade die Angriffe auf Langhans hatten ihm Gesinnungsgenossen in großer Zahl wachgerufen. Die bisher mehr der ruhigen Entwicklung zuneigenden Pfarrer freierer Denkweise hatten gesehen, daß entschiedenes Eintreten für ihre Ueberzeugung zur Pflicht werde, und

die sonst mehr nur politischen Anregungen folgenden freisinnigen Bürger erkannten in der aufgetretenen Gegnerschaft die alten Feinde des Fortschritts im Kanton Bern. Es bildete sich eine kirchlich-freisinnige Partei, die in dem am 14. August 1866 im Pfarrhause zu Münchenbuchsee von 12 Geistlichen und Laien gestifteten „kirchlichen Reformverein“ ihren Mittelpunkt fand. Die von diesem Verein herausgegebenen „bernischen Reformblätter“, deren erste Nummer am 1. Oktober erschien, fanden rasch eine weite Verbreitung. Man sah, daß Langhans nicht allein stehe, daß vielmehr eine starke, mit der freisinnigen Entwicklung des Kantons Hand in Hand gehende Partei für ihn und seine Sache eintrete. So ließ sich denn die liberale Regierung durch die Synodalbeschlüsse nicht abhalten, den Angefochtenen zugleich mit den andern Lehrern im Herbst 1866 auf eine neue Amtsdauer zu bestätigen. Sie hatte diese Haltung nicht zu bereuen. Obwohl auf Antrag des konservativen und strengkirchlichen Obersts von Büren nun auch der Große Rath am 29. November den Beschluß faßte, „die Regierung einzuladen, Vorsorge zu treffen, daß der Religionsunterricht im Seminar zu Münchenbuchsee nicht im Widerspruch mit der Autorität der heiligen Schrift und der Lehre der Landeskirche ertheilt werde“, so war doch dieser Beschluß mit so schwacher und zufälliger Majorität gefaßt, daß seine Ausführung nicht übereilt zu werden brauchte, und die Sache blieb liegen, bis dann in einer zweiten Großrathssitzung vom 7. März 1868 die liberale Mehrheit den früheren Beschluß förmlich zu Grabe trug. Inzwischen hatte die kirchliche Linke sich in der Landeskirche eine Stellung erkämpft, aus der sie nicht mehr

so leicht verdrängt werden konnte, und die Rechte wie die Mitte mußte sich bequemen, ihr äußere Gleichberechtigung zuzugestehen, welche dann im Kirchengesetz von 1874 ihren bleibenden Ausdruck fand. Der Kampf gegen den Leitfaden von Ed. Langhans hatte somit schließlich dazu geführt, daß die freie Richtung, die in der bernischen Kirche zuvor nur im Verborgenen geblüht hatte, zu einer ansehnlichen Partei geworden war, mit der man rechnen mußte. Von da an trat an die Stelle der Verdrängungsversuche der friedliche Wettstreit der drei Richtungen zum Besten der Landeskirche, ein Zustand, den kaum noch Jemand unter uns anders wünscht. Eduard Langhans hat damals im Verein mit seinem gewaltigen Bruder Friedrich und vielen wackeren Gesinnungsgenossen in die Mauer der religiösen Ausschließlichkeit eine Bresche gelegt, die seither nicht wieder versperrt worden ist.

Die Stürme, welche gegen das Seminar heraufbeschworen worden waren, hatten es übrigens nicht vermocht, die Wirksamkeit des geliebten Religionslehrers auch nur zu stören. Die Zöglinge hingen nach wie vor an ihm, und wenn ihr Lehrer als ein Unchrist verketzert wurde, so wußten sie es aus dem Unterricht und dem täglichen Umgang mit ihm besser. Legte er es doch nicht darauf an, sie nur aufzuklären, sondern sein Absehen war darauf gerichtet, sie in den Geist der heiligen Schrift einzuführen und ihren Inhalt in ihnen lebendig werden zu lassen. Nie hörten sie von ihm, sagt Prof. Rüegg in seinem trefflichen biographischen Artikel der schweizerischen pädagogischen Zeitschrift (1891 Heft II), ein pietätloses Wort über die religiösen An-

schauungen des Volkes. „Seine Schüler kamen nicht dazu, ihre bisherigen religiösen Vorstellungen geringschätzig zu beurtheilen und leichtfertig wegzuwerfen, sie lernten dieselben vielmehr als die nothwendige Form einer bestimmten Stufe der religiösen Erkenntniß, als das unerläßliche Durchgangsstadium zu einem geläuterten und reinen religiösen Bewußtsein kennen." Er wirkte auf sie, mehr noch als durch seine didaktische Technik, durch den liebenswürdigen persönlichen Verkehr, die Feinheit des Denkens, den Adel des Gemüths und Charakters. So wurde ihnen die freie theologische Richtung ganz anders bekannt, als sie dieselbe vielleicht zuvor beurtheilt hatten; sie gewannen Liebe zu der Bibel und zur Religion, da sie erkannten, daß das ewig Wahre in beiden keineswegs mit der Wissenschaft und der Kultur im Widerspruche stehe. Es ist wohl hauptsächlich dem Einfluß dieses Unterrichts am Seminar zu danken, wenn die bernische Lehrerschaft in ihrer großen Mehrzahl der Kirche nicht fremd und feindselig gegenübersteht, sondern ein Verständniß hat für die Fragen, die sie bewegen, und an ihrem Wohl und Wehe regen Antheil nimmt.

Dazu trug aber auch bei, daß Ed. Langhans in jener Zeit als Vikar seines Vaters das Predigtamt verwaltete. Prof. Rüegg sagt darüber in dem vorerwähnten Artikel Folgendes: „Es war für die Seminaristen von Münchenbuchsee ein glücklicher Umstand, daß ihr Religionslehrer zugleich auch Prediger der Gemeinde war. Stand ihnen der Religionslehrer an den Wochentagen als ein Mann gegenüber, der vielfach ihre althergebrachten und liebgewordenen religiösen Vorstellungen mit den Waffen des Verstandes und einer

fortgeschrittenen Wissenschaft auflösen mußte, so fand ihr Gemüth in der sonntäglichen Predigt desselben Mannes hohe Befriedigung und wurde lebhaft erwärmt für die ewigen Wahrheiten des religiös-sittlichen Bewußtseins. Ed. Langhans war von der Natur nicht mit hervorragendem rhetorischem Talent ausgestattet; er stand in dieser Hinsicht seinem feurigen Bruder Fritz nach; allein er besaß in hohem Grade die Kunst der Rede, die durch Arbeit und Anstrengung erworben war. So gedankenreich auch seine Predigten stets waren, er wußte Alles durch seine reiche Phantasie zu beleben und durch oft überraschende, aber immer zutreffende Bilder zu veranschaulichen. Seine Predigten waren auf's Sorgfältigste vorbereitet, immer wie ein Kunstwerk ausgestaltet und dabei von durchsichtiger Klarheit. Er sprach nie bedeutungslos; jede Predigt griff tief in irgend ein Lebensverhältniß ein, und da Alles, was er sagte, so schlicht und wie für jeden Einzelnen berechnet schien, so wußte er die Aufmerksamkeit bis an's Ende zu fesseln, wie selten einer. Ich habe größere Kanzelredner gehört, aber keinen bessern, keinen, dessen Worte eine nachhaltigere Wirkung auf die Zuhörer gehabt hätten." Es war neben dem Reichthum an klaren und bedeutenden Gedanken namentlich auch die große Einfachheit seiner Sprache, die völlige Abwesenheit einer jeden Art von Phrase, was die Predigten von Langhans in Münchenbuchsee und später so anziehend machte.

Es kamen nun wieder Zeiten äußerer Veränderungen. Im Jahre 1869 wurde Langhans die Stelle eines Klaßhelfers von Büren übertragen, wobei ihm gestattet war, in Münchenbuchsee wohnen zu bleiben und sein Amt

als Religionslehrer beizubehalten. 1873 trat sein Vater vom Pfarramt zurück und kam an seine Stelle Pfarrer Martig, ein jüngerer Gesinnungsgenosse, nach Münchenbuchsee, der dann 1880 an Stelle des an die Hochschule berufenen Rüegg die Seminardirektion übernahm. Auch Langhans hatte sich schon seit längerer Zeit nach einer Wirksamkeit in Bern und womöglich an der Universität gesehnt, wie sie ihm nach seiner ganzen Anlage und Begabung am meisten zusagen mußte. Schon 1876 hatte er den Unterricht im Hebräischen am höheren Gymnasium in Bern übernommen, an Stelle des aus Altersrücksichten zurückgetretenen Prof. G. Studer. Inzwischen war sein Bruder Friedrich 1871 außerordentlicher, 1876 ordentlicher Professor der Theologie geworden. Auch Eduard habilitirte sich 1877 zunächst für das Fach der Ethik als Privatdocent, nachdem die Fakultät, wenn auch nicht ohne einiges Besinnen, ihn für Ertheilung der venia legendi der Erziehungsdirektion empfohlen und diese am 21. Februar 1877 sie ertheilt hatte. Er kündigte Geschichte der Ethik an, dann auch die christliche Ethik selbst, ferner einmal hebräische Archäologie und biblische Theologie des alten und neuen Testamentes. Seine Wirksamkeit blieb aber natürlich, so lange er nur Privatdocent war, eine beschränkte, da er nur einen Theil seiner Zeit diesem Fache widmen konnte.

In jene Zeit fällt auch die Veröffentlichung seines „Handbuches der biblischen Geschichte und Literatur, nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft bearbeitet“, Bern, 1. Band 1875, 2. Band 1880. Es war das zunächst eine zweite Bearbeitung des Stoffes, den schon

der „Leitfaden“ dargestellt hatte, aber diese zweite Ausgabe war an Umfang und innerem Gehalt so sehr über den ursprünglichen Entwurf hinausgewachsen, daß sie als ein ganz neues Werk erschien. Er wollte nun nicht mehr bloß dem Unterricht im Seminar dienen, er machte den Versuch, „einem weiteren, nicht theologisch gebildeten Leserkreise den nöthigen Einblick in die wissenschaftlich-kritische Arbeit zu gewähren“. Was die historisch forschende Theologie über Inhalt und Form der biblischen Literatur ermittelt hatte und was ihm selber in gewissenhafter Nachprüfung des Geleisteten und in eigener Fortarbeit am Werke der Forschung als Wahrheit aufgegangen war, das wollte er hier nicht nur den Theologen, sondern der ganzen Gemeinde, soweit sie daran ein Interesse haben kann, zugänglich machen. In mehreren wichtigen Punkten war er inzwischen über den Standpunkt des Leitfadens von 1865 hinausgekommen. Im alten Testament hatten ihm die Arbeiten des hochverdienten Leidener Professors Kuenen den Weg zu neuer Einsicht eröffnet. Mit ihm nahm er nun das Vorangehen der Schriften der Propheten vor denen des Gesetzes, namentlich aber den späten Ursprung der sogen. Grundschrift der Bücher Mose an und konnte so den Entwicklungsgang der alttestamentlichen Religion natürlicher konstruiren. Im neuen Testament stellte er zwar die Geschichte Jesu wesentlich im Anschluß an Keim und Hase dar, aber an entscheidenden Punkten hatten ihn die Untersuchungen von Prof. Volkmar in Zürich über die Evangelien zu einer schärferen Erkenntniß des Unhistorischen geführt, das auch in den Aussagen der drei ersten Evangelien über

die Person und die Schicksale Jesu enthalten ist. So bot er denn in der That ein neues Werk, und ein Werk, das sich durch seine klare, schöne Darstellung und seinen gediegenen Inhalt namentlich den Lehrern, aber auch vielen jungen Theologen als sicherer Führer durch dieses schwierige Gebiet erwiesen hat.

Als der zweite Band erschien, weilte Langhans schon nicht mehr in Münchenbuchsee. Die aufreibende Thätigkeit in einer dreifachen Stellung, als Seminarlehrer, als Prediger und als Privatdocent, war ihm auf die Länge physisch zu viel geworden. Seine nie sehr starke Gesundheit fing an zu wanken und machte Entlastung nöthig. Dazu kam, daß am Seminar mit dem Ausscheiden von Direktor Rüegg im Frühjahr 1880 eine Aenderung der alten und liebgewordenen Verhältnisse eintrat; so wünschte er denn eine Zeit lang in ländlicher Stille und leichterer Arbeit sich erholen zu können und ließ sich am 19. Mai 1880 zum Pfarrer von Laupen wählen. Dort brachte er ein friedliches Jahr zu, mit den ihm durch langjährige Uebung vertraut gewordenen pfarramtlichen Funktionen und daneben mit der Ausarbeitung des zweiten Bandes seines Handbuches beschäftigt. Die Gemeinde kam ihm vertrauensvoll entgegen und hatte ihn bald liebgewonnen, wie er denn in seiner Persönlichkeit alle Bedingungen einer segensreichen Wirksamkeit vereinigte. Aber nicht lange sollte diese Ruhepause währen. Als am 16. April 1880 der Tod seinen Bruder Friedrich, Professor der systematischen Theologie an der Hochschule, dahingerafft hatte, wählte ihn der Regierungsrath im Oktober zu dessen Nachfolger, doch brauchte er die Stelle erst im Frühjahr

1881 anzutreten, damit die Gemeinde Laupen nicht so bald wieder ihres Seelsorgers beraubt werde. Mit dem Sommersemester 1881 begann er dann seine Thätigkeit als Professor, und es war ihm vergönnt, noch zehn Jahre lang ungehindert zu wirken und in friedlicher Thätigkeit zu zeigen, was er auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie, deren gutes Recht er so mannhaft erstritten, lehrend zu leisten vermochte.

Er las namentlich über Dogmatik, Ethik und Religionsgeschichte. In jedem dieser drei reichen Gebiete vertrat er eine eigene, wohlbegründete Auffassung. Für die Ausbildung der jungen Theologen ist ohne Zweifel die Dogmatik, die Glaubenslehre, unter diesen Fächern das wichtigste, denn hier liegen die Wurzeln ihrer ganzen späteren Denkweise und Richtung. Langhans hatte sich seine dogmatische Ueberzeugung auf Grund eingehender philosophischer und biblischer Studien und an der Hand von Meistern wie Schleiermacher, Rothe und Weiße gebildet, in den letzten Jahren trat noch hinzu das epochemachende Werk von Biedermann in Zürich. Daß er die Ansichten vertrat, die man als diejenigen der freien Theologie zu bezeichnen pflegt, bedarf keiner Versicherung. Aber er wußte, daß es sich im akademischen Studium um Bildung der Ueberzeugung handelt und nicht um Einprägung eines fertigen Systems. Er trat also den Studenten nicht als ein Mann gegenüber, der durch Autorität zu wirken sucht, sondern als ein Freund und Genosse, der durch reifere Erfahrung und längeres Studium befähigt ist, als Führer auf einem schwierigen Wege voranzugehen. Er zeigte ihnen das Wesen des religiösen Gedankens in jeder seiner

Erscheinungen und lehrte sie in den Dogmen die zeitlich beschränkte Form eines unvergänglichen Inhalts erkennen. So bot er auch denen Anregung und Befriedigung, die von Haus aus mehr der älteren religiösen Anschauung zugethan waren. Namentlich trat das hervor in dem engeren Umgang mit den jungen Theologen, den er in seinem dogmatischen Kränzchen pflegte. Da wurde er Allen lieb und werth. Er hatte sich um die Mitte der achtziger Jahre in einer Vorstadt angekauft und bewohnte ein hübsches Landhaus in einem großen, stillen Garten. Dort sammelten sich die älteren Studirenden wöchentlich einmal um ihn, im Winter am Kaminfeuer, im Sommer hinter kühlen Läden, und er verkehrte mit ihnen im wissenschaftlichen Gespräche und hörte ihre Meinungen freundlich an. Dabei ging ihm dann das Herz auf und er ließ sich gehen in liebenswürdigem Geplauder, von seinen Reisen erzählend und von bedeutenden Menschen und Dingen, die er kennen gelernt hatte. Er besaß in hohem Grade die seltene Gabe des anregenden und gemüthvollen Gespräches, wie er denn ein Erzähler war, dem man immer gern zuhörte, der auch in Witz und Scherz nie verletzend wurde. In diesen letzten Jahren trat der Zug der Milde, der immer in seinem Wesen gelegen hatte, aber durch die heißen Kämpfe zurückgedrängt worden war, wieder deutlicher hervor. Er freute sich, nun unangefochten wirken zu können, zu säen, wo er früher die scharfe Pflugschar hatte führen müssen. Nur hie und da blitzte noch der alte Kampfesmuth auf, wenn die Leute etwa vergessen wollten, daß die Berechtigung der freieren Richtung in heißem Ringen mit dem Gegner endgültig erstritten worden sei und daß in der bernischen Kirche kein Glaubenszwang mehr herrsche.

Auch das Gebiet der Ethik bebaute er mit großer Liebe, wenn er sich auch in seinen Vorlesungen meist auf die Geschichte dieser Wissenschaft beschränkte. Die Probleme, die gerade auf diesem Felde besonders schwierig sind, traten in ihrer ganzen Wichtigkeit vor seinen Geist. Es handelt sich da um Fragen, die den dogmatischen Streitpunkten an Bedeutung nicht nachstehen, ja für unsere Zeitgenossen ihnen darin vorangehen, nämlich über das Wesen des Sittlichen, über das Verhältniß zwischen Nothwendigkeit und Freiheit in unsern Handlungen, über die Möglichkeit, die sittliche Verantwortlichkeit zu begründen inmitten des Naturzusammenhanges, dem alle Vorgänge sonst gehorchen. Langhans trat da entschieden auf die Seite derer, welche die Autonomie des Geistes festhalten. Er hat das in den beiden Vorträgen „über Religion und Moral" und „die sittliche Natur des Menschen" offen dargelegt. Der erste wurde 1876 bei der Versammlung der schweizerischen Predigergesellschaft in Bern, der zweite 1887 im Cyclus der akademischen Vorträge gehalten. Er fand das eigenthümliche Wesen des Sittlichen in dem Unterschied des Menschengeistes von allen Naturdingen; in ihm steigert sich das natürliche Leben zum persönlichen, die Naturbestimmtheit zur Selbstverantwortlichkeit. Darin lag ihm eben das eigentlich Menschliche im Menschen, die auf dem bloß Natürlichen sich aufbauende Persönlichkeit.

Das Lieblingsgebiet seiner Arbeit wurde aber die Religionsgeschichte. Diese junge Wissenschaft, die erst seit einigen Jahren im theologischen Studium Bürgerrecht erlangt hat, zog ihn ganz besonders an und er suchte da am meisten auf eigenen Füßen zu stehen und

die Resultate neuer Forschung vorzulegen. Er brachte dazu den unbefangenen Sinn mit, ohne welchen ein fruchtbarer Betrieb dieser Wissenschaft undenkbar ist. Er glaubte nicht, daß im historischen Christenthum lauter Wahrheit und alle Wahrheit enthalten sein müsse und daß in den andern Religionen nur Wahn und Betrug zu finden sei. Vielmehr war ihm das Christenthum der höchste Gipfel eines Gebirges, das der niedrigeren noch manche und bedeutende zeigt, die Sonne, um die eine Schaar von Planeten ähnlichen Wesens kreist. So vertiefte er sich denn auch in das Studium der heidnischen Religionen und suchte da das Werden und Wachsen des religiösen Lebens in seinen einfachsten Formen zu begreifen, um dann an der Hand der geschichtlichen Entwicklung auch die höheren Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu verstehen. Den Studenten, die diese Vorlesungen in ihren letzten Semestern hörten, wurde die Religionsgeschichte bald ein Lieblingsfach, es ging ihnen das Suchen nach Gott in allen seinen Gestalten auf, sie fanden es auch da, wo man früher nur Irrthum und Sünde sah, bei den heidnischen Völkern, die den Kindheitszustand der Religion darstellen, und von da durch alle aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen bis hinauf zu der Religion Jesu, die dem Werthe nach im Mittelpunkte steht. Der Lehrer rief ihnen gleichsam zu: introite, nam et hic dii sunt, tretet ein, denn auch hier ist Gott. Er selber suchte die eigene Forschung immer tiefer zu gründen, der Umfang von zwei Semestern genügte am Ende nicht mehr der anwachsenden Fülle des Stoffes, er mußte noch einzelne Unterabtheilungen herausnehmen und besonders be-

handeln. Kein Zweifel, wäre ihm Zeit gegönnt gewesen, so hätte er auf diesem Gebiete, das bereits sein Bruder Friedrich mit anhaltender Arbeit gepflegt hatte, noch Großes geleistet. Nun haben wir von ihm in dieser Richtung nur die Rede, die er beim Antritt seines Rektorates im Herbst 1889 hielt, „die Götter Griechenlands im Zusammenhang der allgemeinen Religionsgeschichte", sowie einige kleinere Arbeiten, die in den Reformblättern erschienen sind. Aber auch dieses Wenige schon zeigt, in welchem umfassenden Sinne und mit wie freiem Geiste er diese Wissenschaft betrieb.

Diese Rede, wie alle seine andern Arbeiten, bekundet übrigens noch besonders seine große Befähigung zum Lehramte, die seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit erst die rechte Wirkung sicherte. Er war ein Meister des Wortes, ein Virtuose der schönen, klaren Darstellung. Alles, was er geschrieben, trägt den Stempel eines Geistes, der nicht nur zum Forschen angelegt ist, sondern ebenso sehr zum künstlerischen Gestalten. Nicht trockene, dürre Gelehrsamkeit theilt er mit, sondern es wird ihm unter der Hand Alles lebendig, Bilder und Vergleiche fließen ihm wie von selbst zu, er stellt anschauliche Gestalten dem Leser vor Augen, nicht abstrakte Gedanken. Darum konnte er auch das Schwierige dem Zuhörer so darlegen, daß es leicht schien. Zeugniß davon gaben namentlich die Vorträge, die er im Winter 1889/90 in der Hochschule für ein gemischtes Publikum über den großen Theologen Schleiermacher hielt, die sehr zahlreich besucht waren und ihm viele Anerkennung eintrugen. Dann ebenso die zahlreichen Artikel, die er in die „Reformblätter" schrieb, namentlich seitdem er 1886

in deren Redaktion eingetreten war. Aus ihnen sind auch die hiernach folgenden Blätter gesammelt. Endlich eine seiner letzten Arbeiten, nämlich die feinsinnige und gerecht abwägende Studie über Calvin, die für den Volksschriftenverlag des schweizerischen Vereins für freies Christenthum verfaßt und von diesem 1888 in weiteren Kreisen verbreitet worden ist. Es trat in diesen Arbeiten allen, ob sie nun belehrenden oder etwa auch polemischen Inhalts waren, der feine, geläuterte Geschmack hervor, der ihm eigen war und im Leben wie im Schreiben alle Rohheit fernhielt.

Aeußerlich und innerlich waren die letzten zehn Jahre seiner Wirksamkeit die ruhigsten und glücklichsten. Es fehlte ihm nicht an Anerkennung, die Studenten hingen mit Liebe an ihm und seine Kollegen wußten ihn zu schätzen. Es war die theologische Fakultät in Zürich, die ihm aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der dortigen Hochschule im Sommer 1883 die Würde eines Doktors der Theologie verlieh, unter ausdrücklicher Anerkennung seiner kirchlichen Wirksamkeit und seiner Verdienste um die Verbreitung der richtigen Einsicht in die biblischen Schriften, die er in seinem Handbuch niedergelegt hatte. Im Jahre 1889/90 bekleidete er das Rektorat der bernischen Hochschule und hatte auch in dieser nicht immer dornenlosen Stellung Gelegenheit, sich als geschäftskundigen und wohlwollenden Beamten zu zeigen. Er war kein Gelehrter, der vor lauter Tiefsinn unpraktisch würde, er besorgte auch die kleinen, äußerlichen Geschäfte, die ihm übertragen wurden, mit Sorgfalt und Umsicht, so daß man sich überall auf ihn verlassen konnte.

Auch in kirchlicher Beziehung war nun für ihn die Zeit gekommen, statt des Schwertes die Kelle zu führen. Nachdem er schon von Münchenbuchsee aus zum Mitglied der Landessynode gewählt worden war, übertrug ihm die obere Gemeinde in Bern, in welcher die freie Richtung endlich zum Siege gelangt war, im Jahre 1882 das Amt des Kirchgemeinderathspräsidenten. Auch hier war er nicht lässig in der Pflege dessen, was das kirchliche Leben heben und dem gegenwärtigen Geschlechte wieder näher bringen kann. Er trat nun auch in freundliche Beziehungen zu den Mitgliedern der andern Kirchenvorstände der Stadt Bern und wirkte da mit manchem ehemaligen Gegner zusammen am Aufbau des Reiches Gottes. Dabei vergaß er aber nie, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen, nämlich im Anschluß an das Volk, in dessen Mitte er geboren und aufgewachsen war, dem er in Streit und Arbeit zu dienen gesucht hatte. Es lag in seinem ganzen Wesen ein im besten Sinne demokratischer Zug. Auch der Gelehrte, und namentlich der schweizerische, darf sich nach seiner Meinung nicht abschließen vom Volke, er gehört ihm an und muß ihm dienen, so gut er es vermag, mit der Gabe, die ihm gegeben ist. Darum sprach er gern und willig zum Volke und ließ sich zu populären Vorträgen immer wieder erbitten, auch wenn er seine Zeit lieber für eigene Arbeiten verwandt hätte. Was er erkannt und erforscht hatte, das sollte dem Ganzen dienen. Besonders ergreifend hat er das am Abend nach seiner Rektoratsrede bei dem Commerse der Studentenschaft ausgesprochen. Laßt uns nicht vergessen, so sagte er ungefähr, wie viele Tausende in den dunklen Niederungen

des Lebens arbeiten und darben müssen, damit wir auf den Höhen der Wissenschaft im hellen Sonnenschein wandeln können. Damit übernehmen wir eine Schuld, die wir abtragen sollen dadurch, daß wir uns in den Dienst des Volkes stellen und dem Vaterlande unser Leben weihen. — Es schlug in seiner Brust allezeit ein braves, biederes Schweizerherz. Er liebte sein Vaterland, nicht nur um der Naturschönheiten willen, die er wohl zu schätzen wußte und als rüstiger Bergsteiger fast alljährlich wieder bewunderte, sondern auch wegen seiner Volksart, die er nie verleugnete, so viel Schönes ihm auch andere Länder in Wissenschaft und Kunst boten. Das Alles mit vaterländischem Geiste zu durchdringen und seinem Volke nutzbar zu machen, war sein wahres Lebensziel, dafür hatte er zuerst gekämpft und dann später im Frieden gearbeitet, so lange ihm Gott Zeit dazu gönnte.

Aber diese Zeit war knapp zugemessen. Ein hohes Alter hatte er nie zu erreichen erwartet, sein zarter Körper schien ihm kaum die Vierziger Jahre zu verbürgen. Aber durch Schonung und ein musterhaftes Privatleben brachte er es doch zu höheren Jahren, freilich nicht ohne fast alljährlich der Krankheit seinen Tribut gezollt zu haben. Ein Magenleiden hatte ihm schon früher viel Noth gemacht, namentlich auch Schlaflosigkeit erzeugt. Es zeigte sich zuletzt, daß eine Leberkrankheit die Grundursache sein mochte, und diese führte dann auch das Ende herbei. Gegen Weihnachten 1890 mußte er seine Vorlesungen, zum großen Bedauern der Studenten und zu eigenem Schmerze, abbrechen, er hoffte über Neujahr sich noch wieder zu erholen und seine Freunde,

die ihn schon so oft hatten wieder gesund werden sehen, erwarteten es zuversichtlich. Aber es sollte nicht sein. Das Leiden nahm überhand, es trat Verfall der Kräfte und fast gänzliche Trübung des Bewußtseins ein, er lag meist ruhig schlummernd, gepflegt von der treuen Gattin, bis er am Morgen des 9. Januar 1891 die Seele aushauchte.

Am 12. Januar trug man ihn zu Grabe unter der Theilnahme einer großen Menge von Leidtragenden aus allen Ständen, die aus der Stadt, vom Lande und aus andern Kantonen herbeigeeilt waren. Die Abschiedsfeier fand im Hause, das Begräbniß unter winterlichem Schneegestöber auf dem Friedhofe am Bremgarten statt, auf dem auch sein Bruder Friedrich und sein bester Freund Bitzius ruhen. Die leidtragende Menge versammelte sich nachher in der Kirche zum heil. Geist, wo Freunde, Kollegen und Schüler Worte des dankbaren Andenkens an sie richteten und weihevoller Gesang die Seelen aufwärts trug. Wie der Redner im Trauerhause, Pfarrer Kistler, es aussprach, so fühlten es Alle: „Mild und ruhig strahlt das Licht der Sterne, so hat auch der Verewigte sein Licht leuchten lassen, anspruchslos und bescheiden. Sterne könnten erlöschen und doch würden ihre Strahlen noch lange auf die Erde fallen. Das Licht dieses Lebens hat Gott ausgelöscht, aber seine Strahlen werden weiter wirken, Herzen erleuchtend und erwärmend durch Gottes Gnade."

Die folgenden Blätter, Zeugnisse seines Denkens und Strebens, möchten solche Strahlen sein, die auch nach dem Erlöschen seines Lebenssternes noch in vielen Herzen sein Andenken wach halten und in seinem Geiste weiter wirken.

Lessings Nathan.

Noch ist Lessing, dieser große Vorkämpfer für Freiheit des Geistes, nicht veraltet; auch auf uns noch wirkt es erfrischend, wenn wir seine Schriften zur Hand nehmen und uns in diese Geistesklarheit, in diesen unbestechlichen Wahrheitssinn, in diesen reinen Adel der Gesinnung vertiefen. Ein Zug der Muthlosigkeit geht durch unsere Zeit; ein Verlangen nach Frieden und Ruhe schläfert uns ein. Da thut es doppelt gut, eines Mannes sich zu erinnern, der mit dem friedliebendsten Herzen unentwegt das sausende Schwert des Geistes schwang. Vor keiner Frage schreckte er zurück, und von der Antwort verlangte er nicht, daß sie Vielen gefalle, sondern daß sie klar und redlich sei. „Es muß erlaubt sein," sagte er, „alle Arten von Einwürfen gegen die überlieferte Kirchenlehre frei und trocken herauszusagen, denn die Wahrheit muß nur um so mehr gewinnen, je offener der Zweifel dargelegt und je gründlicher er erörtert wird." Was Lessing in seiner Bekämpfung der

Orthodoxie so stark und zuversichtlich machte, war der freudige Glaube, daß dem Christenthum ein Wahrheitsgehalt von durchaus überzeugender Kraft innewohne, daß es nur gelte, diesen aus allen dogmatischen Verdunkelungen heraus recht in's Licht zu rücken, so werde ein Allen erfreuliches Resultat der Kampfpreis sein. Wie sehr er mit aller Kritik und Polemik, in der er ein unübertroffener Meister war, zu diesem Friedenszwecke hinstrebte, zeigt am schönsten seine berühmte Dichtung: Nathan der Weise.

Die Regierung von Braunschweig war ihm eben in den Arm gefallen, als er seinen theologischen Streit mit dem Hamburger Pfarrer Götze ausfocht; er durfte hinfort keine theologische Schrift mehr veröffentlichen, ohne sie zuvor dem Ministerium vorgelegt zu haben. Und doch hatte er noch so Manches auf dem Herzen, das er sagen mußte. Da erinnerte er sich an einen vor vielen Jahren begonnenen dramatischen Entwurf, der ihm jetzt helfen sollte. „Ich muß versuchen," schrieb er an die Freunde, „ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, ungestört will predigen lassen." Was konnten die Freunde unter diesen Umständen anderes erwarten, als ein satyrisches Lustspiel, in dem die abgebrochene Polemik forttönte? Glücklicherweise täuschten sie sich; aus der Rüstkammer des Krieges entsprang eine Dichtung vollendeten Friedens: Nathan der Weise.

Das Drama versetzt uns nach Palästina, in die Zeit der Kreuzzüge, als Christen und Muhammedaner um den Besitz des Landes kämpften und auf dem Boden des religiösen Glaubens sich auch noch der Jude als dritte streitende Partei einfand. Die Gegenüberstellung dieser drei Religionen bildet den äußern Rahmen unserer Dichtung, und mehr als einmal erhebt sich auch die Frage, welche von den dreien die beste sei; am bedeutungsvollsten im dritten Aufzug, genau in der Mitte des Stücks. Hier richtet der Sultan Saladin diese Frage an den Juden Nathan. „Da du so weise bist, so sage mir einmal: was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?" „Sultan," erwiderte Nathan, „ich bin ein Jude!" „Und ich ein Muselmann; der Christ ist zwischen uns. Von diesen drei Religionen kann doch eine nur die wahre sein?" Nathan ist über diese Frage höchlich erstaunt, aber der Sultan drängt ihn. „So rede doch! Sprich! Oder willst du einen Augenblick, dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. Denk' nach, geschwind denk' nach!" Nun folgt die Erzählung von den drei Ringen, mit der Nathan die Frage des Sultans beantwortet und in der sich uns mit voller Anschaulichkeit der Grundgedanke der Dichtung vor Augen stellt. In grauer Vorzeit lebte ein Mann, der einen Fingerring von unschätzbarem Werth besaß; der Ring hatte die Kraft,

vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug. Der Mann traf die Verfügung, daß sich der Ring von Geschlecht zu Geschlecht immer auf denjenigen Sohn vererben solle, der seinem Vater der liebste sei. So kommt der Ring einst in die Hand eines Mannes, der drei Söhne hat; alle drei sind gleich gut und darum von ihrem Vater gleich geliebt. Um nun Keinen den Andern vorzuziehen, läßt er zwei andere Ringe machen, die dem ersten vollkommen gleichen, so daß er selbst den ächten Ring nicht mehr zu unterscheiden weiß. Heimlich gibt er jedem seiner Söhne einen der Ringe. Nach dem Tode des Vaters entsteht natürlich sofort unter den Söhnen Streit; Jeder will den ächten Ring besitzen und schilt die Andern Betrüger. „Man untersucht, man klagt, man zankt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich, fast so unerweislich als uns jetzt — der rechte Glaube!" „Wie?" ruft der Sultan, „das soll die Antwort sein auf meine Frage? Ich dächte, daß die Religionen, die ich dir genannt, doch wohl zu unterscheiden wären, bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank!" „Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht," erwidert Nathan; denn alle stützen sich auf Geschichte und auf die Ueberlieferung von Vater auf Sohn. Wie kann ich meinen Vätern weniger als du den deinen glauben? Nathan ist aber mit seiner Ge=

schichte noch nicht zu Ende. Die Söhne, fährt er fort, treten streitend vor den Richter und rufen seine Entscheidung an. Dieser aber will nicht Räthsel lösen und ist im Begriffe, sie wegzuweisen. „Doch halt!“ sagte er. „Ich höre ja, der rechte Ring besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm. Das muß entscheiden. Denn die falschen Ringe werden doch das nicht können! Nun, wen lieben zwei von euch am meisten? Macht, sagt an! Ihr schweigt?“ Der Richter entläßt die streitenden Brüder nicht mit einem Richterspruch, sondern mit einem Rath:

> Hat Jeder von euch seinen Ring vom Vater,
> So glaube Jeder sicher seinen Ring
> Den ächten! . . . Drum strebe Jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hülfe!

Was will Lessing mit dieser Erzählung von den drei Ringen sagen? Es könnte scheinen, es handle sich hier um die Frage, welche von den drei Religionen die beste sei, denn allerdings hatte ja der Sultan die Frage so gestellt. Allein Lessing läßt seinen Nathan die Frage viel tiefer fassen. Die Dreiheit der Religionen läßt er aus dem Spiel und fragt nach der Religion überhaupt: was ist ächt in ihr

und was unächt? Der ächte Ring besitzt die Kraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm. Aechter Religiosität also wohnt eine herzgewinnende Kraft inne. Warum herzgewinnend? Weil sie herzveredelnd wirkt. Der gute Mensch, der edle, der liebevolle, ist von den Andern geliebt, vor Gott und Menschen angenehm. Das ist also der ächte Ring von unschätzbarem Werth: eine Religiosität, die den Menschen hinausführt über sein kleines Ich, vom Druck der Leidenschaften ihn befreit, sein Gemüth veredelt und seinen Willen zu selbstverleugnender Liebe erhebt. Neben diesem Aechten findet sich auch Unächtes in allen Religionen: der dünkelhafte Glaubensstolz, der unduldsame, hämische Seitenblick auf die Andern, mit dem man spricht: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin — wie dieser Zöllner! Darum also der völlig zutreffende Rath des Richters: es halte Jeder seinen Ring für den ächten und eifere um die Wette, die Kraft des Ringes durch herzliche Liebe zu Gott und allen Menschen an den Tag zu legen.

Dieß also kann der einzige vernünftige Wettstreit unter den Religionen sein: Liebe zu säen, um Liebe zu ernten. Sobald aber der Glaubensstolz sich in die Sache mischt, so steht auch der Christ mit einem Ring von zweifelhafter Aechtheit da, dann ist ein Ring wie der andere und die Wahrheit des Christenthums so unerweislich wie die des Islam. Wie?

ruft der Sultan. Ein Ring wie der andere? Sind doch die Religionen zu unterscheiden bis in's Kleinste, bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank! „Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht!“ Der christliche Glaubensstolz z. B. eines Missionärs beruft sich auf die Bibel, von Gott eingegeben, aber hat nicht auch der Jude seine heilige Schrift? Hat nicht der Muselmann seinen Koran, der Perser, der Indier — Jeder sein göttliches Buch? Der christliche Glaubensstolz beruft sich auf den göttlichen Stifter des Christenthums, aber hat nicht auch Moses das Gesetz des Judenthums von Gott empfangen und verkehrte mit ihm von Angesicht zu Angesicht? Hat nicht auch zu Muhammed Gott gesprochen, sind nicht auch im alten Griechenland die Götter Lehrer der Menschen gewesen? Aecht ist nur der Ring, der Liebe gibt und Liebe weckt! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Der Sultan fragt den Juden Nathan: welches ist die wahre Religion, die christliche, die jüdische oder die muhammedanische? Nathan antwortet mit der tiefergreifenden Frage: was ist das Wahre in aller Religion, in der Religion überhaupt? Es ist die sittliche Kraft der Religion, die das eigene Herz veredelt und darum die Herzen der Andern gewinnt. Diesen Gedanken veranschaulicht Lessing an Nathan selbst; er selbst, der das Gleichniß von den

drei Ringen erzählt, besitzt den ächten Ring, der die geheime Kraft hat, „beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm“. Jude, Christ und Muselmann, Alle lieben ihn. Der Sultan, der ganz nach Sultansart ihn angeherrscht hatte: „denk' nach, geschwind denk' nach!“ ist durch seine Erzählung von den drei Ringen auf's Tiefste ergriffen, er faßt ihn bei der Hand und will die Hand nicht lassen: „Nathan,“ sagt er, „lieber Nathan, sei mein Freund!“ Auch der christliche Tempelherr, dem alles Jüdische tief antipathisch ist, der im Judenthum den Ursprung aller Engherzigkeit und Glaubensanmaßung erblickt, auch er fühlt bei seinem ersten Zusammentreffen mit Nathan die Kraft des ächten Ringes: „Nathan,“ ruft er, „wir müssen Freunde sein!“ Der muhammedanische Heilige, der Derwisch Alhafi, der sich aus dem Geräusch des Lebens in die Wüste, zu den Ordensbrüdern am Ganges, sehnt, leichten Herzens wendet er dem Sultan wie dem Bettler den Rücken, nur Nathan, meint er, sollte mit ihm kommen, denn „am Ganges, am Ganges nur sind Menschen“. Endlich auch der fromme Klosterbruder ist von Bewunderung und Rührung hingerissen und ruft: „Nathan, Nathan, ihr seid ein Christ! Bei Gott, ihr seid ein Christ! Ein beßrer Christ war nie!“

Im schweren Kampf der Selbstüberwindung ist Nathan Der geworden, der er ist. Die Christen

hatten ihm in einer Judenverfolgung sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne getödtet; seine Rache war, daß er sich eines verwaisten Christen-kindes annahm. Der Klosterbruder, damals noch ein Reitknecht im Heer der Kreuzfahrer, hatte ihm vor achtzehn Jahren das Kind überbracht, ohne zu wissen, was Nathan soeben durch Christen erlitten hatte. Nathan hat nie davon gesprochen. „Euch allein erzähl' ich es, sagt er zum Klosterbruder. Der frommen Einfalt allein erzähl' ich es, weil sie allein versteht, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abge-winnen kann."

Als ihr kamt, hatt' ich drei Tag und Nächt in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen. —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.

Steh' auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte; Gott! auf sieben
Doch nun schon eines wieder!

Klosterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!

Nathan besitzt den ächten Ring, die Kraft der selbstverleugnenden Liebe, die alle Herzen gewinnt. Warum denn macht ihn Lessing zum Juden, nicht zum Christen? Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die dieß dem Dichter nicht verzeihen konnten. Die hervorragendste Figur der Dichtung, die das Aechte in der Religion repräsentirt, sollte, so sagen sie, durchaus ein Christ sein, weil das Christenthum viel ausdrücklicher als die beiden andern Religionen von seinen Bekennern eben die Tugend fordere, die Nathan so liebenswürdig macht. Aber nicht nur ist Nathan ein Jude; auf der Stufenleiter reiner Gesinnung und sittlicher Reife steht zunächst unter Nathan wieder nicht ein Christ, sondern ein Muhammedaner, der Sultan Saladin, und ihm ebenbürtig seine Schwester

Sittah. Und wer steht auf der untersten Stufe? Ein christlicher Bischof, der Patriarch von Jerusalem, der alle häßlichsten Untugenden pfäffischen Wesens personifizirt. Man hat darin eine Verhöhnung des Christenthums sehen wollen; völlig grundlos. Man mache einmal die Probe und denke sich diese herrliche Figur Nathan's als Christ, würde nicht die ganze Dichtung ihre eigentliche Kraft verlieren?

Nathan muß schon darum ein Jude sein, weil die hochherzige, rein menschliche Gesinnung, die wir an ihm bewundern, für einen Juden eine größere That war, als sie für den Sultan oder den Tempelherrn gewesen wäre. Christ und Muhammedaner stehen einander als mächtige Kämpfer gegenüber, jeder im ungehinderten Gebrauche seiner Kraft, dagegen machtlos, zuweilen auch rechtlos zwischen ihnen der unterdrückte Jude; durch Natur und Geschichte ist diesem die religiöse Unverträglichkeit, der Menschenhaß tiefer als den Andern eingeprägt; zäher als sie hält er an dem Anspruch fest, das auserwählte Volk zu sein, und durch jahrhundertelange Unterdrückung hat sich sein Glaubensstolz zu wildem Groll und Rachedurst verbittert. Muß doch Nathan von sich selbst erzählen, er habe einst der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen! Wenn aber aus dieser Tiefe der Leidenschaft die reine Hoheit der liebenden Gesinnung sich siegreich emporringt, so zeigt sich da erst im

hellsten Lichte die Kraft des ächten Ringes, da erst tritt an den Tag, „was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann". Humane Gesinnung finden wir auch bei Sultan Saladin, aber bei ihm ist sie Neigung, Temperament, edle Natur, nur bei Nathan ist sie eigene, freie That, Siegespreis vollbrachter Selbstüberwindung. Darum also, weil es unter jenen Umständen für einen Juden am schwersten war, den ächten Ring, die herzveredelnde Kraft der Religion an den Tag zu bringen, darum wirkt es auch um so mächtiger, daß Nathan ein Jude ist, von Jugend an im Glaubensstolz erzogen, aber machtlos, unterdrückt, der Willkür des Stärkern preisgegeben und dennoch dieser herrliche Mensch, um dessen Freundschaft sich Christ und Muselmann bewirbt.

Und noch in anderer Weise würde die Dichtung ihre Kraft verlieren, völlig ihren Zweck verfehlen, wenn Nathan ein Christ wäre. Welchen andern Eindruck nämlich könnte sie hervorbringen als das selbstgefällige Bewußtsein: wir Christen sind doch die besten Menschen! Aber das Gegentheil davon hatte Lessing im Auge. Sein Nathan sollte für die Christenheit eine beschämende Mahnung und Frage sein, warum sie, der allerdings der Besitz des ächten Ringes am nächsten läge, dennoch so viel Unächtes auf den Markt bringe, warum sie so Vieles, das man an fremden Religionen als unreif und kindisch

verurtheile, in der eigenen als erlaubt, als recht und gut ausgebe. In Nathan's reiner Selbstverleugnung und gotterfüllter Liebeskraft sollte der Christenheit ein beschämender Spiegel vorgehalten werden, dem ähnlich, welchen ein viel Größerer im Gleichniß vom barmherzigen Samariter den Juden vorhielt. Warum gehen hier Priester und Levit erbarmungslos an dem Unglücklichen vorüber? warum muß es ein Samariter sein, der die Liebesthat vollbringt? Warum? Aus demselben Grunde, warum Nathan ein Jude und der herrschsüchtige, lieblose Patriarch ein Christ ist: zur Unterscheidung dessen, was man sein sollte und was man ist.

Jetzt aber, lieber Leser, wende dich der Quelle selber zu! Nimm Lessings Nathan selbst zur Hand und gönne dir einige stille Stunden, in den Tempelhallen dieser Dichtung zu verweilen. Du wirst das Buch nicht zur Seite legen, ohne daß ein Hauch des Friedens und der Versöhnung in die aufgespannten Segel deiner Seele fiele! Und wenn gar ein Lehrer das Charakterbild Nathan's in die Religionsstunde, ein Pfarrer die drei Ringe auf die Kanzel brächte, so würde wohl Der und Jener mit dem Patriarchen ausrufen: „mich schaudert!“ — ich meinestheils würde dem Lehrer und dem Pfarrer Beifall klatschen.

Kopernikus.

Von dem Schrecken, welchen die Entdeckung des Kopernikus in der christlichen Welt hervorbrachte, hat sich auf unsre Zeitgenossen nichts vererbt. Heutzutage macht sich der strengste Bibelgläubige über Sonne und Erde keine andere Vorstellung, sagt auch den Kindern in Haus und Schule bei Betrachtung des Sternenhimmels nichts Anderes, als was vor 300 Jahren Kopernikus gelehrt hat. „Siehst du dort den freundlichen Abendstern, der sein Lichtlein immer zuerst anzündet? Dieß ist unser nächster Nachbar im Himmelsraum und ein solcher Stern ist auch unsre Erde; ruhelos kreist sie mit vielen andern um die Sonne, und wenn sie einen Umlauf vollendet hat, nennen wir's ein Jahr. Siehst du dort den Kometen, wie er schweiffuchtelnd und athemlos durch den nächtlichen Himmel rennt? Du meinst, er eile und wir ruhen; aber genau dort, wo du ihn siehst, so weit jenseits der Sonne, wie wir jetzt diesseits von ihr sind, dort langt unsre Erde in sechs Monaten an; alsdann erscheint uns als oben, was wir jetzt unten nennen, und unten, was uns jetzt als oben erscheint." So entwickeln wir unsern Kindern das kopernikanische

Weltsystem und freuen uns mit ihnen der Herrlichkeit des Weltalls, seiner Unermeßlichkeit und seiner ewigen Ordnung.

Aber so war es vor 300 Jahren nicht. Zwar hat Kopernikus sein Buch „über den Umlauf der Himmelskörper“ dem Papste gewidmet, aber noch ein Jahrhundert später machte die katholische Kirche seinen Schüler Galilei zum Märtyrer und zwang ihn zu schwören, daß die Erde ruhend im Mittelpunkt des Weltalls stehe und die Sonne mit dem ganzen Sternenhimmel in ihrem Dienste über ihr auf- und untergehe. Und die protestantische Kirche? Luther nannte Kopernikus einen Narren und Einfaltspinsel. Melanchthon nahm die Sache ernster, er verlangte die Hülfe der Staatsgewalt zur Unterdrückung der neuen Lehre, „denn“, sagte er, „wenn Kopernikus Recht hat, so ist's für ein und allemal mit der Bibel aus“. Der gelehrte Osiander, der an der Stelle des erkrankten Verfassers den Druck und die Korrektur des genannten Buches überwachte, benutzte die Gelegenheit, um eine Vorrede einzuschieben, in welcher die neue Entdeckung als bloßer müßiger Einfall eines Querkopfes beurtheilt war. Kopernikus hat diese liebenswürdige Vorrede nicht mehr gelesen, er erhielt das fertig gedruckte Buch am letzten Tage seines Lebens, als seine Gedanken schon mit einem andern Himmel als dem astronomischen beschäftigt waren.

Woher kam es, daß die damalige Welt mit so viel souveräner Verachtung oder auch mit Angst und Entrüstung die neue Lehre von sich wies? Daß sie ungewohnt war, daß sie dem sinnlichen Augenschein widersprach, daß zu ihrem Verständniß Anstrengung erforderlich war, das alles war das geringste Hinderniß. Die Hauptsache war, daß sie, wie ein Naturforscher unsrer Zeit sagt, auf Alle, die an einige Folgerichtigkeit ihrer Ideen über Gott und Welt gewöhnt waren, den Eindruck eines ungeheuren, alle Fundamente des Glaubens und Wissens erschütternden Erdbebens machte.

Die Welt, wie Kopernikus sie lehrte, und der überlieferte religiöse Glaube fielen aus einander wie zwei Blätter in einem falsch gehefteten Buche, wobei man den Uebergang vom einen zum andern nicht mehr findet. Bisher hatte sich beides mit einem Blick überschauen lassen; wie man sich die Welt vorstellte, so war auch der Glaube beschaffen; was der Glaube verlangte, dem kam dienstwillig das damalige Weltbild entgegen. Die Erde dachte man sich als die eine Hälfte des Weltalls, den Himmel als die andere; so war denn auch alle Fürsorge des Himmels auf die Erde und ihre Geschöpfe gerichtet, mit der Erde als dem alleinigen Schauplatz der göttlichen Weisheit und Güte stund der Himmel in beständigem direktem Verkehr, um sie an das Ziel ihrer Bestim=

mung zu führen. Gott griff strafend und belohnend in den Naturlauf und die Geschichte ein, er kam auf die Erde herunter zu Adam in's Paradies, in Abraham's Zelt, zu Moses auf den Sinai, erweckte sich menschliche Werkzeuge, rüstete Propheten mit seinem Geiste aus, offenbarte seinen Willen, sandte seine Engel herab und zuletzt auch seinen Sohn zur Erlösung der Menschen, der wieder aufgefahren ist zum Himmel, wo er zur Rechten Gottes sitzt. Für dieß alles bot das damalige Weltbild mit seinem Oben und Unten den entsprechenden anschaulichen Rahmen, Eines stimmte zum Andern, es war eine einheitliche, in sich abgerundete Weltansicht.

Nun brach dieser Rahmen aus einander, das Oben und Unten verschwand, die Erde war aus ihrer zentralen Stellung plötzlich herausgerissen, zu einem Punkte im Weltganzen degradirt, unter zahllosen, über- und nebengeordneten Himmelskörpern der kleinsten einer. Die Erde war bisher das eine, heilige Moskau, und gleichsam wie von den Thürmen des Kreml die Augen des Herrschers und seiner Würdenträger auf die Stadt herniederschauen, so stund die Erde, sie allein, unter den wachenden Augen Gottes und seiner himmlischen Heerschaaren; jetzt lag die Erde auf einmal weit draußen an den Grenzen eines großen Reiches, sie war jetzt ein geringes Nomadenzelt auf der Kirgisensteppe, eine arme Fischerhütte am

Aralsee. Wird sich wohl auch hieher das Auge Gottes in so besonderer Fürsorge lenken? Ist es wohl glaublich, daß er jemals zum Besten dieses kleinen, weit entlegenen Punktes die Gesetze seiner Weltordnung aufgehoben oder verändert habe? Oder daß er selbst hier Mensch geworden, mit den Bewohnern dieser unbedeutenden Gegend ihr Leben getheilt habe und für sie gestorben sei? Durch manches geängstigte Herz zitterte damals das Gefühl, das Melanchthon ausgesprochen hat: „wenn Kopernikus Recht hat, so ist's mit der Bibel aus." Und nicht bloß mit der Bibel! Das ganze Christenthum, die Religion überhaupt schien in Frage gestellt.

Doch bald fand das religiöse Bewußtsein seinen Schwerpunkt wieder. Man sagte sich: ob die Sonne um die Erde oder die Erde um die Sonne sich bewege, ob die Erde die Hälfte des Weltalls oder nur ein verschwindend kleiner Theil desselben sei, so ist Weltall, Sonne und Erde dennoch Gottes und bewegt sich nach seiner Ordnung. Man fand sich wieder zurecht; man sah, daß die kopernikanische Welt so gut religiös betrachtet werden könne, wie die Menschheit von jedem frühern Weltbild aus Gott als den ewigen Grund aller Dinge erkannt hatte.

Allein eine wesentliche Aenderung trat doch ein, nur allmälig zwar und nur da, wo man sich über das, was in der neuen Weltansicht lag, offen und

ehrlich Rechenschaft gab. Viele unsrer Zeitgenossen haben sich diese Rechenschaft bis auf den heutigen Tag nicht gegeben. In dem Maße nämlich, wie wir uns die Kleinheit der Erde gegenüber der Unendlichkeit des Weltganzen ernstlich vergegenwärtigen, wird mancher Wunsch und Anspruch des Menschenherzens herabgestimmt und zur Ruhe gebracht; wir reihen uns demüthiger und anspruchsloser in die große Ordnung des Ganzen ein, freuen uns der Wohlthaten, die uns aus den allgemeinen Gesetzen zufließen, beugen uns ruhig vor den Uebeln, die ebendort ihre Quelle haben, und verzichten auf die Forderung, daß Gott seine Ordnung, welche die Unendlichkeit des Weltalls umfaßt, um unsertwillen wie ein Uhrwerk stille stellen oder rückwärts bewegen solle. Wir wissen, daß er selbst durch keine Himmelsfernen von uns getrennt, vielmehr überall um uns und in uns wirksam ist und daß er als Geist zu unserm Geiste spricht. Das genügt uns, um am guten wie am bösen Tag uns seiner Gemeinschaft zu erfreuen und zu wissen, daß nichts uns von ihm scheiden kann. Was aber unsre persönlichen Sonderzwecke anbetrifft, so ist es, wie Pfleiderer in seiner „Religionsphilosophie" sagt: Mit der Entdeckung des Kopernikus hat die Menschheit gleichsam die Schwelle ihres Mannesalters überschritten, wo die Ansprüche und Forderungen des kühnen Jugendmuthes sich in Demuth beugen lernen

vor dem unbeugsamen Gesetz und der allein unbedingt werthvollen Ordnung des Allgemeinen, des Ganzen.

Wie damals, so zu allen Zeiten. Von Resultaten der Naturforschung hat der religiöse Glaube nichts zu befürchten; weit entfernt, daß sie ihn untergraben, bringen sie ihn nur zu besserem Verständniß seiner selbst, sie klären ihn ab und bringen ihm die Uebereinstimmung mit der wirklichen Welt. Das gilt namentlich auch für unsre Gegenwart, die naturwissenschaftliche Resultate hervorgebracht hat, welche dem religiösen Glauben schnurstracks zu widersprechen scheinen. Auch hier wieder wie zu Kopernikus' Zeiten Angst, Zorn und Entrüstung! Aber auch aus dieser Beengung wird der religiöse Glaube nur reifer, einsichtsvoller und abgeklärter hervorgehen. Woran ich hier denke, davon ein ander Mal.

Die gefälschten Würfel.

Der religiöse Mensch zweifelt nicht daran, daß die Natur ein Spiegelbild der Weisheit Gottes sei; im Großen wie im Kleinen sieht er göttliche Zweckgedanken verwirklicht, ja er denkt sich alles überhaupt nur um des Zweckes willen erschaffen. Wie der Mensch in allem seinem Thun durch Zweck geleitet

wird, wie er geht, um ein Ziel zu erreichen, wie er den Acker bestellt, um ernten zu können, Balken zimmert, um ein Gebäude zu errichten, so denkt er auch von der Natur, daß Gott sie erschaffen habe um des Zweckes willen. Dagegen protestirt die Naturwissenschaft und stellt den Satz auf, daß es in der Natur keine Zwecke, sondern bloß Ursachen und Wirkungen gebe, wo etwas mit Nothwendigkeit aus den vorhandenen Ursachen hervorgehe, da sei kein Platz für den Zweck; nichts geschehe darum, damit etwas werde, sondern weil es aus den wirkenden Ursachen hervorgehen müsse; eine leere Phantasterei sei der Glaube, daß ein Zweck irgendwo in den Naturlauf eingreife und ihn bestimme. Wie wollen wir uns in diesem Streit entscheiden?

Der bekannte Atheist des vorigen Jahrhunderts, Holbach, saß einmal im Kreise seiner Pariserfreunde und entwickelte seine Lehre, daß die Welt nicht durch die Weisheit eines Schöpfers gebildet, sondern aus dem Spiel der Naturkräfte entstanden sei; nur ein Zufall sei es, daß sie gerade so sei, wie sie sei. In diesem Bundeskreise saß auch ein italienischer Gelehrter und hörte lächelnd zu; der Zufall, sagte er dann, sei ein kurioses Ding, es komme ihm dabei eine Geschichte in Sinn, die er einst am Hafen von Neapel erlebt habe. Ein Bursche, erzählte er, bot dort die Wette an, er werde mit seinen Würfeln

jedesmal einen Sechserpuff werfen. Zwei Gaffer nahmen die Wette an und wirklich — so oft die Würfel fielen, lag der Sechserpuff da. „Unmöglich!“ hieß es nun in der Gesellschaft, „Sie treiben Spaß mit uns, oder dann waren die Würfel gefälscht!“ Natürlich, erwiderte der Italiener, die Würfel waren gefälscht und das war ja eben der Spaß. Der Bursche hatte Blei in die Würfel gelegt, so daß sie immer auf dieselbe Seite fallen mußten; er hatte gar nicht gesagt, daß er mit richtigen Würfeln spielen werde, und wer seinen Verstand brauchen wollte, konnte von vornherein annehmen, daß es bei dieser Wette nicht mit richtigen Dingen zugehen werde, daß die Würfel heimlich dafür eingerichtet worden seien. Deßhalb waren denn auch alle Lacher auf Seite des Spaßmachers und die zwei Einfältigen, welche die Wette verloren, hatten zum Schaden noch den Spott.

Aber wie soll ich das verstehen? fuhr nun der Erzähler zu Holbach und seinen Freunden gewendet fort; wenn zwei Würfel einige Male nach einander auf dieselbe Seite fallen, so sagt ihr mit der größten Bestimmtheit: das kann nicht Zufall sein! und schließet auf eine heimlich wirkende Ursache, ohne welche diese Regelmäßigkeit nicht zu erklären sei. Seht ihr aber das Weltall um euch her in seiner Schönheit und regelmäßigen Harmonie, seht ihr den Bau eures Körpers, neben dem die feinste Uhr ein plumpes,

unbeholfenes Mühlwerk ist, seht ihr in der Einrichtung des Auges die Intelligenz des Optikers unendlich überboten, so sagt ihr getrost: dem allem liegt weder Zweck noch Gedanke zu Grunde, es ist ein Spiel des Zufalls, ein Produkt blind wirkender Naturkräfte!

In der That sind die Naturkräfte geworfenen Würfeln gleich, die fallend und über den Tisch hinrollend durch keine Regel der Zweckmäßigkeit eingeengt sind, sondern einfach ihrer eigenen Schwere folgen, und dennoch liegt im Leben der Natur immer wieder der Sechserpuff da! Was in jenen Würfeln das heimlich eingelegte Blei ist, das sind in der Natur die Gedanken Gottes, sie legen die blind wirkenden Naturkräfte immer wieder auf dieselbe Seite, so daß Vernunft und Zusammenhang, Einheit und Ordnung uns überall entgegen blickt.

Wirklich überall? Fallen die Würfel der Natur nicht auch ärgerlich bedeutungslos? Gibt es nicht auch tausenderlei zwecklose, ja zweckwidrige Dinge? Launenhafte Neckereien und versteckte Bosheiten? Wie herrlich und verheißungsvoll prangen am Obstbaum, von der Frühlingssonne hervorgelockt, die weiß und rothen Blüthen und ein einziger Nachtfrost knickt sie alle! Im Walde färbt und rundet sich mit verführerischer Lieblichkeit die Tollkirsche, die dem harmlosen Kinde den schmerzvollsten Tod bereitet. Und wie viel Sonderbarkeiten und Zwecklosigkeiten in

Thier- und Pflanzenwelt! Wie komisch das Känguruh, dem die Vorderbeine, die Giraffe, der die Hinterbeine viel zu kurz gerathen sind! Wie überflüssig das ganze beißende, stechende, Saaten zerstörende Heer der Insekten! Und macht etwa die Pflanzenwelt mit dem unendlichen Reichthum ihrer Formen den Eindruck eines alles beherrschenden Zweckes und Planes auf uns? Nicht vielmehr den Eindruck regellosester Schaffenslust, fröhlichsten Gestaltungsdranges, von dem allein geleitet die Naturkraft an tausend Möglichkeiten ihre Kunst versucht und völlig frei und ungezwungen, von keinem Zwecke eingeschränkt, nur den Reichthum ihrer Phantasie enthüllt?

Ganz gewiß! Wenn wir die Zwecke der Natur im Sinne des menschlichen Egoismus verstehen, dann stehen wir vor unzähligen Dingen rathlos und zweifelnd da. Dies ist aber die populäre Art, über die Weisheit der Naturordnung zu reden: man mißt sie am Nutzen, den der Mensch von ihr hat. So gab es namentlich im vorigen Jahrhundert eine vielverbreitete, sentimental-egoistische Art der Naturbetrachtung, die nicht müde wurde, die Güte und Weisheit des Schöpfers zu preisen, weil er dem Menschen ein so bequemes und wohnliches Haus gebaut und die ganze Thier- und Pflanzenwelt zu seinem Nutzen eingerichtet habe. Das Naivste dieser Art findet sich in der Dichtung Brockes': irdisches Vergnügen in

Gott. Die Quelle seiner Gottesfreudigkeit ist der zweckmäßige Haushalt der Natur, in welchem nicht nur alle Geschöpfe für sich auf's Beste erschaffen, sondern namentlich auch zum Dienst und Nutzen des Menschen auf's Weiseste eingerichtet sind. So ist z. B. der Hirsch ein Beweis der göttlichen Liebe und Fürsorge für den Menschen,

> Da sein angenehmes Fleisch,
> Das er uns zur Kost gewährt,
> Uns, auf so verschiedne Weis'
> Zugericht't, ergötzt und nährt.

So bewundert der Dichter auch den Körperbau der Gemse, der sie befähigt, das Hochgebirge zu bewohnen, aber die Hauptsache ist auch hier der Nutzen für die Menschen:

> Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, für's Gesicht die Galle gut;
> Gemsenfleisch ist gut zu essen und den Schwindel heilt ihr Blut.
> Auch die Haut dient uns nicht minder. Strahlet nicht aus diesem Thier
> Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb' herfür?

Auch die Raubthiere sind keineswegs ein Fehler der Schöpfung, denn:

> Wenn wir es recht ergründen,
> Sind auch in Wölfen viele Dinge zu unserm Nutzen noch zu finden.
> Wir haben nicht nur ihrer Bälge im scharfen Frost uns zu erfreuen,
> Es dienen ihrer Glieder viele zu großem Nutz in Arzeneien.

Und wer war dieser Brockes? Etwa ein kindlich harmloses Gemüth? Ein religiöser Schwärmer?

Keineswegs; er war der Freund und Gesinnungsgenosse des bekannten Reimarus, des Verfassers der von Lessing herausgegebenen „Wolfenbüttler Fragmente". Die scharfe, schonungslose Verstandeskritik, die hier an der biblischen Geschichte ausgeübt wird, fand bei Brockes die vollste Billigung, und dennoch diese kindliche Naturfrömmigkeit. Sentimentaler Egoismus — das war die Art des damaligen Rationalismus, bis Kant hineinzündete. Und im Kantischen Geiste verfaßte Schiller sein Spottepigramm auf diese ganze kleinlich-egoistische Naturbetrachtung:

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gütig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch den Stöpsel ersann!

Nicht nur die Frage nach dem Zweck der Schöpfung, auch andere, die praktisch und gemüthlich noch schwerer in's Gewicht fallen, wie die Fragen nach der göttlichen Weltregierung und der Vorsehung, lassen uns vor Widersprüchen und Zweifeln rathlos stehen, so lange wir das äußere Wohlergehen des einzelnen Menschen in den Mittelpunkt der Frage stellen. Seit Kopernikus hat sich die Menschheit daran gewöhnen müssen, daß der Planet, den sie bewohnt, nicht der Mittelpunkt des Weltalls und der einzige Gegenstand der göttlichen Fürsorge ist, sondern ein verschwindend kleiner Einzelkörper, der im unendlichen Ganzen zahllose andere neben und über sich hat. So muß auch der einzelne Erdenbewohner, wenn er die Zweck-

mäßigkeit der Welt, ihre Ordnung und Harmonie verstehen will, sich die Untugend abgewöhnen, alles auf sein persönliches Wohl zu beziehen. Wir müssen froh sein, daß in der Welt überhaupt Platz für uns ist, daß die bildenden Kräfte der Natur auch unsern Körper, unser Ohr und Auge, Hand und Fuß mit jener wundervollen Weisheit gestaltet haben, die uns befähigt, unsern Platz zu behaupten und die Güter der Erde in unsern Dienst zu ziehen; aber nicht darin gipfelt der Schöpfungszweck.

Eine Einsicht in den Zweck und Plan der Welt geht uns um so deutlicher auf, je vertrauter wir uns mit den Resultaten der Naturwissenschaft machen. Mögen diese auch von Vielen in dem Sinne ausgebeutet werden, den wir vorhin aus dem Munde Holbach's vernommen haben, daß überall nur blinde Naturkräfte die wirkenden Ursachen seien, so zeigt die Reihe der zu Stande gekommenen Wirkungen in ihrer geordneten Aufeinanderfolge doch den überall waltenden Gedanken, den Geist in der Natur. Ruhig dürfen wir der Naturwissenschaft das zugeben, daß von Anfang bis an's Ende alles eine ununterbrochene Kette natürlicher Ursachen und Wirkungen darstellt, daß nirgends ein Glied dieser Kette herausgebrochen und an seine Stelle einfach der zwecksetzende Wille des Schöpfers getreten ist. Alles ist hier Naturnothwendigkeit; wie die Würfel ungehindert über die Fläche rollen, so

vollzieht sich überall ungehemmt das Spiel der Naturkräfte. Aber warum fallen die Würfel so erstaunlich vernünftig? Warum geht aus dem blinden Mechanismus der Natur Ordnung und Zusammenhang hervor? Und welch' ein energischer Zusammenhang! Welch' rastloser Emporgang des Lebens von den niedrigsten zu immer höhern Daseinsformen! Das ist das Großartigste, was die Naturwissenschaft geleistet hat, daß sie uns in diesen Zusammenhang einen Einblick gewährt. Sie verwirft zwar die biblische Vorstellung von einer einmaligen plötzlichen Erschaffung der Welt und setzt an deren Stelle die natürliche Entwicklung auf dem Wege langsamer physikalischer und organischer Vorgänge, wobei durch lange Zeiträume hindurch jeweilen nur ein kleiner Schritt geschah, aber die ordnende, alles überschauende Weisheit leuchtet aus dieser natürlichen Schöpfungsgeschichte mit nicht geringerer Klarheit als aus der Schöpfungserzählung der Bibel.

Die Naturforscher beschreiben uns die Erde in ihrem Urzustande als eine von der Sonne weggeschleuderte erhitzte Dampfkugel, die sich abkühlte zu einem rohen Metallklumpen, einer unorganischen Masse ohne Form, Leben und Beseelung; allmälig wird sie durch Form und Gesetz gefesselt in krystallischem Gefüge und tritt nun auch in den Dienst des vegetabilischen Lebens, Pflanzen bedecken den Erdboden und

im Wasser regen sich pflanzenhaft bewußtlose Thiere; aus diesen entwickelt sich das eigentlich animalische Leben, Thiere mit Leiden und Freuden beschenkt füllen Erde, Luft und Wasser; jetzt beginnt auch das geistige Leben des Menschen seine Macht zu entwickeln, den Stoff zu bezwingen, die Elemente zu beherrschen, das Lebendige in seinen Dienst zu ziehen, um endlich den geistigen Gewinn in die Einheit einer Weltanschauüng, in das Bewußtsein einer Lebensaufgabe zu sammeln. So baut sich über dem Mechanismus der Natur eine Welt des Geistes auf, das Gerüste einer unermeßlichen Vergangenheit trägt unsern Drang nach Erkennen, unser Gefühl des Schönen, unser Wollen des Guten.

Warum denn wirbelt nicht seit dem Urzustand der Erde chaotische Verwirrung ohne jeglichen Fortschritt in Ewigkeit weiter? Warum fassen sich die Naturkräfte nach jedem errungenen Gewinn zu immer höhern Zielen zusammen? Vor allem aber: warum kann die Natur nicht ruhen, bis sie zum Ackerfeld des Geistes geworden, als dienendes Werkzeug dem Geiste sich unterthan gemacht hat? Weil der schöpferische Grund, aus dem sie entstanden ist und immerfort entsteht, Geist ist, nicht träumende Weltseele, nicht blindes Naturgesetz, sondern zwecksetzender, zweckerfüllender Geist. Das Ziel der Natur ist Geist, weil ihr Ursprung Geist ist. Und darin also liegt der

Schöpfungszweck und Weltplan: im siegreichen Hervorgehen des Geistes aus der Natur. Im Reiche der Natur vollzieht sich dieser Zweck durch das Naturgesetz; beim Menschen angelangt, setzt sich das Naturgesetz in die sittliche Aufgabe um, die mit geheimnißvoller Macht in seiner Brust geschrieben ist. Was die Natur muß, sich beseelen, zu immer höheren Formen sich vergeistigen lassen, das sollen wir: die Natur herabsetzen zur Darstellung des Geistes, nicht bloß dem Acker und der Erdgrube ihre Schätze abgewinnen, nicht bloß den Dampf und die Elektrizität beherrschen zur Erhöhung der äußern Lebenskultur, sondern auch die Natur vergeistigen, die uns als Menschen selbst anhaftet, die natürlichen Verhältnisse des Lebens ihrer Rohheit und Härte entheben, sie mit Gerechtigkeit und Liebe füllen und die Natur unsres eigenen persönlichen Lebens zum dienstwilligen und geschickten Organ des Geistes bilden. So gipfelt der Schöpfungszweck in jeder hochherzigen, gemeinnützigen That, die wir wie eine Pflugschar durch den harten Boden der Wirklichkeit führen, er gipfelt in jedem Siege des Pflichtgefühls und der Liebe, den wir unsrer eigenen widerstrebenden Natur abgewinnen.

Religion und Naturwissenschaft.

Wir fragen nicht: Wer hat Recht, der religiöse Glaube oder die Naturwissenschaft? Dankbar und vertrauensvoll nehmen wir jedes gesicherte Resultat der Naturwissenschaft an. Ohne irgend welche Bangigkeit, daß dem religiösen Glauben Gefahr drohe, schauen wir der Arbeit der Naturforscher zu und freuen uns all' des überraschend Neuen, das dem theoretischen Wissen und dem praktischen Leben durch sie zugeführt wird. Was auch über die Entstehung und Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe, über den Ursprung des Sonnensystems oder des Weltalls gesagt werden mag, so ist der religiöse Glaube seinem innersten Wesen nach lebendig und elastisch genug, um sich an jeder Vorstellung über Natur und Schöpfung emporzuranken und sich darin zurecht zu finden. Nur wenn der religiöse Glaube sein eigenes Wesen verkennt und sich mit ererbten Vorstellungen verwechselt, entsteht Kampf zwischen ihm und der Naturwissenschaft. Oder auch, wenn die Naturwissenschaft *ihre* eigentliche Aufgabe verkennt, wenn sie den Boden der exakten Forschung verläßt und mit Philosophen und Theologen um die

Wette ein dogmatisches System aufstellt, außerhalb dessen nirgends Vernunft und Wissenschaft herrsche, auch dann muß Kampf entstehen. Nie aber, so lange jedes von beiden seinem wahren Wesen, seiner eigentlichen Aufgabe treu bleibt.

Wie unbefangen und freudig der religiöse Glaube neue Vorstellungen über das Leben der Natur, über die Entstehung der Erde und ihrer Geschöpfe sich aneignen kann, das zeigen uns schon die ersten Blätter der Bibel. Wir finden dort neben einander zwei Schöpfungsgeschichten, eine ältere, aus dem achten Jahrhundert stammend, in Kapitel 2 und eine jüngere in Kapitel 1, die ungefähr um 500 v. Chr. unter der babylonischen Judenschaft entstanden ist und die Schöpfung in sechs Tagen erzählt. Beide Erzähler fußen auf treuer Beobachtung der Natur. Der ältere, der im Lande Kanaan wohnte, schilderte den Anfang der Schöpfung genau nach dem Muster, welches ihm der Anfang des landwirthschaftlichen Jahres bot. Dieser Anfang fiel mit dem ersten Herbstregen zusammen; vorher war das Land, durch die Sommersonne ausgebrannt, steinhart und zu keiner Bearbeitung tauglich; nun fiel ein reichlicher Herbstregen, der das Erdreich erweichte, und man begann zu pflügen und zu säen. So denkt sich der Erzähler auch den Anfang aller Dinge: die Erde war eine felsenharte Masse, auf der nichts gedeihen konnte, aber ein Regen fiel und nun

wuchsen Gras und Baum. Aber nein, sagt der zweihundert Jahre jüngere Erzähler, so kann es nicht gewesen sein; Sumpf und Schlamm war im Anfang die Erde, und erst mußte das Wasser sich ins Flußbett und Seebecken zurückziehen, ehe trockenes Land entstehen und eine grüne Pflanzendecke hervorsprießen konnte. Warum sagt er das? Weil er in Babylonien wohnte, wo das landwirthschaftliche Jahr einen ganz andern Anfang hat als in Kanaan. Dort treten in Folge der Schneeschmelze im Frühling die großen Ströme über ihre Ufer und überfluthen das ganze Land; so kann das Pflügen und Säen erst beginnen, nachdem das Gewässer in die Vertiefungen zurückgeflossen und trockenes Land zum Vorschein gekommen ist. Offenbar so, sagt dieser jüngere Erzähler, wie wir es jetzt noch sehen, muß es auch im Anfang zugegangen sein, darum läßt er im dritten Tagewerk Gottes zuerst die Erde trocken werden und dann Gras und Strauch entstehen. Dieser Erzähler wußte aber noch eine andere Verbesserung der ältern Darstellung; während nämlich der ältere Erzähler die schöpferische Thätigkeit Gottes sich noch sehr menschenartig vorgestellt hatte, indem er Gott mit den Händen zugreifen ließ, um seine Geschöpfe zu formen, heißt es in der jüngern Erzählung in großartiger Einfachheit: Gott sprach „es werde!“ und es ward also. Auch schafft Gott hier nicht zufällig dies und das, sondern der

Blick ist auf den Zusammenhang des Ganzen gerichtet; in verständnißvoller Naturanschauung wird die allmälige Entwicklung der Welt vom rohen, gestaltlosen Chaos zu den geordneteren Formen des Unorganischen, dann des Organischen bis zur Entstehung des Menschen dargestellt; in ruhiger Erhabenheit bewegt sich die Schilderung der schöpferischen Macht, Weisheit und Güte Gottes.

Das war nun also ein neues Resultat der Beobachtung der Natur, für jene Zeit schon ein ganz hübsches Stück Naturwissenschaft. Es läßt sich aber leicht denken, daß die neue babylonische Schöpfungsgeschichte, als Esra sie nach Jerusalem brachte, hier auf großes Mißfallen stieß. Da war ja alles ganz anders erzählt, als wie man es bisher zu hören gewöhnt war. Es wird wohl nicht an Klagen gefehlt haben, daß die Gelehrten mit neuen Ideen kommen, die den alten Glauben in Frage stellen; in der alten Erzählung habe man doch ordentlich zusehen können, wie Gott seine Geschöpfe geformt habe; eine Erdscholle habe er genommen und daraus den Leib des Menschen gebildet, dann habe er ihm durch die Nase das Leben eingeblasen, endlich eine Rippe aus diesem Leibe genommen und daraus die Eva gebildet. Das seien doch noch feste und handgreifliche Dinge, die man sich vorstellen könne, dagegen in dieser neuen Schöpfungsgeschichte sei alles so vergeistigt, so verdünnt und ver-

flüchtigt! So werden die Juden in Jerusalem über ihre gelehrten Volksgenossen in Babylon geklagt haben, aber schließlich siegte doch das Bessere. Man mußte sich doch sagen, daß die schöpferische Thätigkeit Gottes in der jüngern Erzählung würdiger, großartiger aufgefaßt sei und daß in ihr auch ein richtigeres Naturverständniß zum Ausdruck gelange; man sehe hier einen einheitlichen Zusammenhang der Natur, in welchem Eins aufs Andere bezogen sei, eine Ordnung und Stufenfolge der Dinge, in der die Weisheit des Schöpfers sich abspiegle, kurz: der neue Gedanke siegte, das Sechstagewerk trat an die Spitze der Bibel, und die ältere Erzählung bildete von nun an bloß noch den Uebergang und die Einleitung zu dem, was im folgenden Kapitel zur Sprache kommen sollte.

Einen ähnlichen Vorgang finden wir 2000 Jahre später, als Kopernikus das alte Weltbild umstieß und vor den Augen der staunenden Menschheit dem kleinen Erdplaneten seine bescheidene Stellung in der Unermeßlichkeit des Universums anwies. Bisher hatte die Erde als die eine Hälfte des Weltalls gegolten und über ihr der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen als die andere Hälfte. Wie anschaulich hatte sich zwischen diesem Oben und Unten die Geschichte der göttlichen Weltregierung, die Offenbarungs- und Erlösungsgeschichte vollzogen! Nun auf einmal sollte von einem solchen Oben und Unten keine Rede mehr

sein; die Erde, früher der einzige Gegenstand der göttlichen Fürsorge, rollte jetzt neben zahllosen, ihr gewaltig überlegenen Himmelskörpern als einer der kleinsten Sterne durch den unendlichen Weltraum. Wie wird Gott sich um das Schicksal der Erdbewohner noch kümmern können? Wie sollte er Acht haben auf ihr Thun und Lassen, auf ihre Wünsche und Gebete? Wie sollte er seinen Sohn gesandt haben, um auf diesem unscheinbaren, winzigen Planeten als Mensch zu leben und zu sterben? So machte dieses neue Weltbild auf Alle, die sich der Konsequenzen bewußt wurden, um mit Snell zu reden, „den Eindruck eines ungeheuern, alle Fundamente des Wissens und Glaubens erschütternden Erdbebens". Das ganze Christenthum, die Religion überhaupt schien in Frage gestellt.

Doch bald fand das religiöse Bewußtsein seinen Schwerpunkt wieder. Man sagte sich, ob die Sonne sich um die Erde drehe oder die Erde um die Sonne, so seien ja doch Sonne und Erde Gottes und bewegen sich nach seiner Ordnung; wo aber eine Ordnung Gottes sich vollziehe, da sei auch er selbst und keine Entfernung trenne ihn von dem nach ihm verlangenden Menschenherzen.

Derselbe Vorgang wiederholt sich immer wieder, auch im Lebensgang des Einzelnen. Wenn der religiöse Glauben mit Vorstellungen verknüpft ist, die sich als hinfällig erweisen, so ist der erste Eindruck immer

der, daß der Glaube selbst dahinfalle; bald aber orientirt sich das religiöse Bewußtsein wieder und erkennt, daß der Glaube nicht an diesen oder jenen Vorstellungen hängt, daß er vielmehr eine auf sich selbst stehende ideale Zuversicht ist, die aus allem Wechsel der Vorstellungen immer wieder verjüngt und vertieft hervorgeht.

Auch in unsern Tagen stehen wir vor einem solchen Umschwung der Naturauffassung. Der überlieferten Vorstellung eines göttlichen Schaffens und Machens tritt der Begriff der natürlichen Entwicklung gegenüber.

Wenn unsere Naturforscher über die Entstehung und Geschichte der Erde reden, so beginnen sie nicht mehr mit der finstern Oede und Leere, über welcher der Geist Gottes schwebte, sondern sie reden von der aus dem Flammenmeer der Sonne weggeschleuderten erhitzten Dampfkugel, die gleich tausend anderen im Weltraume sich zu drehen begann. Die Zeitabschnitte der Erdbildung bezeichnen sie nicht mehr nach Tagewerken des göttlichen Schaffens, sondern nach natürlich wirkenden Ursachen, nach der Abnahme der ausstrahlenden Wärme, nach der Bildung des tropfbar Flüssigen, nach der Verdichtung und Festigung der Erdrinde und ihren mannigfaltigen Berstungen. Die Entstehung der Pflanzen und Thiere leiten sie nicht mehr von einem jedesmaligen unmittelbaren Eingreifen Gottes

ab, sondern schreiben sie der allmäligen Weiterentwicklung der Erzeugnisse zu, die durch die natürlichen Kräfte der Urstoffe zuerst einfach, dann in immer reicherer Kombination der Gestalten hervorgebracht waren. Auch die Entstehung des Menschen leiten sie nicht von einem einmaligen göttlichen Schöpferworte ab, sondern suchen seine allmälige Entwicklung aus niederern Lebensformen verständlich zu machen.

Wird sich der religiöse Glaube auch mit diesen Ergebnissen der Naturwissenschaft befreunden können und dürfen? Ist nicht seine allererste Forderung die, daß die Welt ihren ausschließlichen Grund in Gottes Macht und Weisheit habe? Hier aber macht die Welt sich selbst, und es scheint, man dürfe nicht mehr mit den Worten des alten Bekenntnisses sagen: ich glaube an Gott, Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Das ist offenbar der erste Eindruck, den jene Naturauffassung auf ein einfach religiöses Gemüth machen muß; es ist ein Eindruck des Schreckens und der Entrüstung. Und doch ist auch hier wieder nur ein Augenblick ruhigen Besinnens dazu nöthig, so wird dieses selbe religiöse Gemüth sich zurecht gefunden haben. Es braucht ja nur in der Natur, wie sie ihm vor Augen liegt, sich umzuschauen, so bemerkt es überall in Feld und Garten, im stillen Gang der Jahreszeiten, im Thier- und Menschenleben nichts durch einen Zauberschlag ins Dasein gerufen,

sondern alles durch natürliche Entwicklung entstanden. Lebendiges wird ja überhaupt nicht gemacht, sondern es wird und wächst und ändert sich durch eigene Triebkraft, nach unabänderlich ihm innewohnendem Gesetze. Ist dies das Wesen der Natur, wie wir sie auf Schritt und Tritt vor Augen haben, so wird sie wohl auch von Anfang an nicht anders beschaffen gewesen sein; es wird nie eine Zeit gegeben haben, in der ein Lebendiges nicht hätte aus seinen natürlichen Bedingungen allmälig hervorgehen und sich entwickeln müssen, sondern einfach gemacht werden konnte. Wir urtheilen hier ganz so, wie die alten biblischen Schriftsteller, die ja auch ihre Naturumgebung beobachteten und danach auf den Anfang aller Dinge schlossen. Der Eine sagte: ich sehe jeden Herbst, wie der fallende Regen die erstorbene Natur erneuert; der Andere sagte: ich sehe jeden Frühling die Wasser der Ueberschwemmung ablaufen und dann erst das Trockene sich erheben. Wir sagen: überall in der Natur sehen wir allmälige Entwicklung aus den natürlichen Bedingungen — und Jeder sagt: so muß es auch im Anfang gewesen sein.

Allein so ganz ohne Weiteres stimmen wir dieser Naturauffassung doch nicht zu. Wir thun es nur unter einer Bedingung. Es ist eine Forderung, welche zunächst der religiöse Glaube, aber in völliger Uebereinstimmung mit ihm auch das philosophische, rein logische Denken aufstellen muß. Es ist die Forderung, daß

die Naturwissenschaft ihren Gedanken der natürlichen Entwicklung ganz und voll zu Ende denke und nichts verschweige, was dazu gehört. Wenn man sie nämlich nach den bewegenden Ursachen der natürlichen Entwicklung fragt, so soll sie ehrlich alle Ursachen nennen, nicht bloß materiell-mechanische, sondern auch dieselben begründend und umfassend, eine geistige Ursache. Wir wollen nicht eine bloße, blinde Naturgesetzmäßigkeit sehen, sondern ein leitender Gedanke muß ihr zu Grunde liegen und sie zu einem Ziele führen.

Es gibt freilich eine große Zahl von Naturforschern, die gerade hievon nichts wissen wollen, die jeden Geist und Zweckgedanken in der Natur leugnen und ganz nur von physikalisch-chemischen Vorgängen, nur von materiell-mechanischen Ursachen und Wirkungen reden. Aber auch diese Naturforscher sind verständig genug, daß sie nicht mehr, wie ihre Vorgänger in frühern Jahrzehnten, von einem Spiel des Zufalls reden, aus dem sich gerade diese unsere gegenwärtige Welt ergeben hätte. Sie reden vielmehr von einem nothwendigen Ergebniß — mit vollem Recht, aber gerade hier verstricken sie sich in ihrem eigenen Netze. Die Welt, sagen sie, ist eine nothwendige Foge ihrer ersten Ursachen, die einzige Folge, die überhaupt möglich war. Wenn einmal die Urstoffe, die Elemente und Atome mit diesen bestimmten Eigenschaften, in diesem bestimmten quantitativen Verhältniß gegeben

waren, so mußten sie sich in dieser Weise verbinden und bewegen, daß nur diese Welt und keine andere aus ihnen hervorgehen konnte. Also diese ganze Welt mit allem, was in ihr ist und lebt, ist eine nothwendige Folge der natürlichen Entwicklung? Ja, alles. Also auch der Mensch, der die Natur beherrscht und sie seinen Zwecken dienstbar macht, der Mensch mit seinem Drang nach Erkennen, mit seinem Wollen des Guten, seinem Sinn für das Schöne? Ja, auch dies alles mußte sich aus den natürlichen Urstoffen ergeben; so nothwendig, wie beim chemischen oder physikalischen Experiment nichts anderes herauskommen kann, als was ich gewollt habe. Gut, so war also diese gegenwärtige Welt, mit allem, was von Ordnung, Vernunft und Schönheit in ihr ist, in den Urstoffen angelegt; der Gedanke dieser Welt hat also die Urstoffe geordnet. Ganz so, wie der Gedanke und Wille des Naturforschers dem Experiment vorsteht, so daß nichts anderes dabei herauskommen kann, als was herauskommen sollte, so stand auch den Urstoffen und steht ihrer natürlichen Weiterentwicklung ein Gedanke und Wille vor, ein zwecksetzender und zweckerfüllender Geist. In der That, warum denn wirbelt nicht seit dem Urzustand der Erde chaotische Verwirrung ohne jeglichen Fortschritt in Ewigkeit weiter? Warum fassen sich die Naturkräfte nach jedem errungenen Gewinn zu immer höhern Zielen zusammen? Warum kann

die Natur in diesem staunenswerthen Emporgang des Lebens nicht ruhen, bis sie, zum Ackerfeld des menschlichen Geistes geworden, als dienendes Werkzeug sich dem Geiste unterthan gemacht hat? Weil der schöpferische Urgrund, aus dem sie entstanden ist und immerfort entsteht, Geist ist, nicht träumende Weltseele, nicht blindes Naturgesetz, sondern zwecksetzender und zweckerfüllender Geist. Das Ziel der Natur ist menschliches Geistesleben, weil ihr Ursprung Geist ist.

Unter dieser Bedingung, daß neben den mechanischen Ursachen auch die eine, Grund und Ziel umfassende geistige Ursache der Welt zur (wenn auch stillschweigenden) Anerkennung komme, geben wir der Naturwissenschaft ihren Gedanken der natürlichen Entwicklung gerne zu und nehmen ihn sogar mit dankbarer Freude an. Der religiöse Glaube so gut wie das theologische Denken hat an jenem Resultate völlig genug, und zugleich ergibt sich auf diese Weise aus der mechanischen Weltansicht ein Gottesbeweis, wie er großartiger nicht gedacht werden kann.

Wir haben auch nicht nöthig, uns die Wirksamkeit der geistigen Welturſache so vorzustellen, als ob sie in gewisse Lücken des natürlichen Zusammenhangs einträte, der von Stufe zu Stufe abbrechen und einem reinen Geistesakte Platz machen müßte, um von da an mit reicherer Kraft den abgerissenen Faden wieder fortzuspinnen. Auch wenn es der Naturforschung ge-

länge, alle ihr entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwinden und von den Urstoffen der Welt bis zum menschlichen Geistesleben einen völlig lückenlosen Zusammenhang nachzuweisen, auch dann noch wäre kein Grund vorhanden, daß der religiöse Glaube sich beunruhigt fühlen müßte, denn er verlangt nicht eine bestimmte Art und Weise, wie, sondern nur daß Gott der Grund, die Norm und das Ziel der Welt sei. Sollte man fragen, wie dies denn vorzustellen und zu denken wäre, daß in einem völlig lückenlosen Naturzusammenhang, in welchem nichts anderes als mechanische Ursachen und Wirkungen zu sehen sind, dennoch Gott als geistige Welturfache seinen Willen durchsetzt und die Welt zu einem geistigen Ziele führt, so antworte ich hierauf in einem Bilde, mit einer Erinnerung aus Rom.

In den Albanerbergen besitzt der Papst den herrlichen Sommerpalast von Castelgandolfo mit herrlichen Baumgruppen und schattigen Alleen, in deren dunkeln Wipfeln das goldene Licht der südlichen Sonne spielt. Mehr als einmal war ich dort und genoß den entzückenden Anblick in vollen Zügen. Zu gleicher Zeit waren in einer Gemäldeausstellung in Rom zwei Landschaftsbilder zu sehen, die den nämlichen Gegenstand behandelten: die Baumgruppen und Alleen von Castelgandolfo. Das eine zeigte in leuchtenden Farben dieselbe entzückende Schönheit, wie ich sie empfunden hatte; es war, als ob dem Maler die Worte Göthes

vorgeschwebt hätten: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur! Wie strahlt der Himmel, wie lacht die Flur!“ Das andere Bild stellte in dunkeln Farbentönen eine düster melancholische Landschaft dar. In jedem dieser Bilder spiegelte sich der ganze Gemüthszustand des Künstlers ab: dort ein frohes, heiteres, für jeden Sonnenstrahl der Schönheit dankbares Gemüth, hier eine melancholische Seele, die den Gedanken, daß „der Gefangene des Vatikans“ diese Sommerresidenz nicht benützen könne, wie eine schwere Wolke über der Landschaft hängen ließ. Beide sind gleich hoch begabte Künstler; beide haben nirgends das technische Verfahren unterbrochen, um ihre Gemüthsstimmung in das Bild hineinzuzaubern, sondern lückenlos, Pinselstrich um Pinselstrich brachte Jeder sein Bild zu Stande und machte es doch zum Spiegel seines Innern. So arbeitet auch Gott in lückenlosem Zusammenhang mit den mechanischen Naturkräften und gestaltet aus ihnen die Welt, aus der seine Vernunft, Schönheit und Güte sich wiederspiegelt. Der Künstler legt sein eigenes Wesen in das Bild der Dinge; Gott, als der Grund aller Dinge, legt sein Wesen in die Dinge selbst hinein.

Wort Gottes und Bibel.

Die Bibel ist ein Buch; das Wort Gottes ist kein Buch. Wort Gottes ist offenbar das, was Gott redet, nicht das, was Menschen schreiben. Redet aber Gott zu den Menschen? Allerdings, nur braucht er nicht, wie ein von Menschen gesprochenes Wort, den Umweg durch den redenden Mund zum hörenden Ohr. „Die Wege der Götter sind kurz," sagt ein Dichter des griechischen Alterthums. Wenn Gott zum Menschen redet, so redet er im Menschen, denn in ihm leben, weben und sind wir; wie ein Blitz aus den Wolken, so leuchtet aus den dunklen Tiefen der Menschenbrust der göttliche Gedanke. Jeder große, neue Gedanke ist nicht etwas mühsam Erjagtes oder willkürlich Ersonnenes, er wird in der Seele geboren, er leuchtet in ihr auf. All' unser Ringen und Streben bereitet ihm nur den Boden, oder wie Göthe sagt: wir können nichts thun, als den Holzstoß erbauen und recht trocknen, er fängt alsdann Feuer zur rechten Zeit, und wir verwundern uns selbst darüber. Dieß gilt auf dem Gebiete der Religion, der Sittlichkeit, wie auf demjenigen, welches Göthe hier im Auge hat,

auf dem Gebiete der Kunst. Künstler aller Zeiten, Dichter, Maler, Musiker, reden von Offenbarungen, denen sie ihre besten Werke verdanken. Göthe schreibt: „Nach einem Stillstande von mehrern Wochen habe ich wieder die schönsten — ich darf wohl sagen: Offenbarungen; es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthümern eröffnen.“ So will Schillers Graf von Habsburg dem Sänger nicht gebieten, denn:

Er steht in des höheren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Wie auf dem Gebiete der Kunst, so hat die Offenbarung namentlich auch auf dem Gebiete der Relfgion und Sittlichkeit ihre Stelle. Nur denke man auch hier nicht an eine äußere Mittheilung; es ist ein altes, wahres Wort: „Gott ist uns innerlicher, als wir selbst uns sind.“ Darum gehen uns Gottes Gedanken im Innersten unsers eignen Gemüthes auf. Wenn innerhalb einer religiösen Gemeinschaft aller bisherige religiöse Besitz verbraucht ist, die bisherigen

religiösen Anschauungen sich ausgelebt haben oder einer neuen Zeit mit ihren drängenden Aufgaben und drohenden Nöthen gegenüber nicht mehr ausreichen, dann fehlt es auch nie — oder die bestimmte religiöse Gemeinschaft müßte denn dem Untergange geweiht sein — nie an einem reicher begabten Geiste, der bis an die Grenze des bisher bekannten religiösen Gebietes vorgedrungen, von da gleichsam in die Nacht hinaus nach neuen Wegen forscht, bis der aufs Höchste gespannten Energie seines religiösen Bewußtseins Gott selbst begegnet, d. h. sich ihm innerlich zu erfahren gibt. Solche Erfahrung, die der Mensch von Gott macht, ist nun aber nicht das Empfangen einer Religionslehre, einer Anzahl übervernünftiger Begriffe oder andrer dem menschlichen Forschen sich entziehender Kenntnisse. Die Offenbarung ist nicht etwas Theoretisches, sondern etwas völlig Praktisches; sie ist ein solches Leuchten Gottes im Innern des Menschen, durch welches Gefühl und Wille ergriffen, erhöht, erneuert wird. Des Menschen eigne Sache ist es dann, daß er mit jener Offenbarung etwas anzufangen wisse, daß er zu ihrem klaren Verständniß, zu ihrer Darstellung und Anwendung gelange.

Wenn uns die Offenbarung auf dem Gebiete der Religion als etwas Andres erscheint, als diejenige, die wir auf dem Gebiete der Kunst anerkennen, so erklärt sich dieser Unterschied aus dem Wesen der

Religion. Weil nämlich die Religion ausdrücklich und bewußt auf Gott selbst gerichtet ist, das Schöne aber nur indirekt und oft unbewußt, so wird auch die Mitwirkung Gottes auf ersterem Gebiete ungleich mächtiger und intensiver empfunden, als auf dem letzteren; weil die Religion Gott selbst sucht, so erscheint ihr auch Gott selbst. Mit Recht reden deßhalb die Künstler niemals mit so klarer Bestimmtheit, mit so selbstbewußtem Muthe von empfangenen Offenbarungen wie die Träger der Religion; aber es sind dieselben verborgenen Wege des Gemüthslebens, auf denen das eine Mal die religiöse Wahrheit, das andre Mal das Schöne sich offenbart, und es ist derselbe Zusammenhang zwischen dem unendlichen und dem endlichen Geiste, der hier wie dort die Offenbarung vermittelt.

Des Menschen eigne Sache sei es, wurde oben gesagt, daß er mit jener innern Gotteserfahrung etwas anzufangen wisse. Verständniß, Darstellung und Anwendung derselben ist ihm anheimgestellt. Hiebei ist nun zu bedenken, daß die Offenbarung, indem sie in den Menschengeist eintritt, nicht auf ein unbeschriebenes Blatt Papier fällt, auf dem sie sich mit photographischer Genauigkeit und Vollständigkeit abspiegeln könnte. Das Bewußtsein des Empfängers hat schon einen bestimmten Inhalt, denn er gehört einer bestimmten Zeit an und ist durch ihre Schranke

gebunden; er ist ferner Glied eines bestimmten Volkes und theilt in allem Uebrigen die Anschauungen desselben, wird deßhalb auch die neue religiöse Wahrheit, die er verkünden soll, mit denjenigen Begriffen beschreiben müssen, die bisher galten; er ist endlich auch für sich eine eigengeartete Persönlichkeit, in der vielleicht Gefühl und Phantasie, vielleicht der Ernst des sittlichen Willens, vielleicht das praktische Geschick, der organisirende Gedanke vorherrscht — kurz, der Empfänger einer Offenbarung ist ein geschliffenes Glas, in welchem sich der reine Lichtstrahl in seine Farben zerlegt, oder (damit das physikalische Bild noch genauer zutreffe) er kann denjenigen Körpern gleichen, welche nur gewisse Lichtwellen an sich darstellen, andre aber verloren gehen lassen. Ohne Bild: immer gleich vollkommen gibt sich Gott zu erfahren, aber historisch, national und individuell begrenzt ist die menschliche Auffassung, Verarbeitung und Anwendung der durch Gott gewirkten innern Erfahrung. Deßhalb ist eine solche Geschichte der Offenbarung möglich, in welcher jeder spätere Empfänger, als Religionsstifter, Gesetzgeber, Prophet, immer eine Stufe höher als der frühere steht, und am Größten unter ihnen, am Stifter des Christenthums, sehen wir, je länger wir ihn anschauen, mit immer höherer und heiligerer Freude, daß die Geschichte der Offenbarung sich auch vollenden kann, daß ihre oberste Stufe in

den Himmel reicht. Die Farbe seiner Zeit und seines Volkes tragen zwar auch die Worte Jesu, aber über ihre eigentliche Wahrheit, d. h. über die persönliche Erfahrung hinaus, die er von Gott gemacht hat, ist keine höhere Stufe mehr zu erklimmen.

Diese in der Geschichte wirksam gewesenen Offenbarungen oder innern Erfahrungen neuer Wahrheiten sind das eigentliche Wort Gottes. In welchem Verhältniß steht nun die Bibel zum Worte Gottes? Von dem Einen, in welchem das Wort Gottes ursprünglich ertönte, geht es in immer größere Kreise über, wird Eigenthum Vieler, erzeugt eine religiöse Gemeinschaft, weckt in ihr das schlummernde, erhöht und vertieft das vorhandene religiöse Leben. Solch' ein religiöses Gemeinschaftsleben erzeugt eine religiöse Literatur, und diese Literatur ist die Bibel. So eng verbunden also, aber zugleich auch so weit aus einander stehen Wort Gottes und Bibel. Allerdings gibt es Bestandtheile der Bibel, in denen uns die eigensten Worte jener Träger der Religion überliefert sind, wo also Wort Gottes und Bibel in näherem Zusammenhang stehen, so die 10 Gebote von Moses, Reden der Propheten und die Worte Jesu. Aber weitaus der größte Theil der Bibel ist vom Worte Gottes durch die genannte Zwischenstufe des religiösen Gemeinschaftslebens getrennt und zeigt deßhalb Bestandtheile von sehr verschiedenem Werthe.

Man sucht nun zwar nachzuweisen, daß auch die Abfassung der biblischen Bücher unter besonderer göttlicher Leitung zu Stande gekommen sei. „Es ist doch wahrlich Gott nicht zu viel zugetraut, daß er, nachdem er durch die Jahrtausende herab seine Offenbarung zum Heil und zur Erlösung der Welt zubereitet und kund gemacht, auch selbst dafür gesorgt habe, daß sie richtig verstanden werde und ungefälscht der Nachwelt aufbewahrt bleibe.“ Gewiß wäre dieß Gott nicht zu viel zugetraut, wohl aber zu wenig. Was wäre doch das für ein Gott, der sich offenbart, aber nachträglich durch außerordentliche Maßregeln dafür sorgen muß, daß die Absicht, die er bei der Offenbarung hatte, auch wirklich erreicht werde. Welch' eine kleine und unwürdige Vorstellung von Gott! Müssen wir da nicht an einen schlechten Erzähler denken, der, nachdem er seine Geschichte zu Ende gebracht hat, nun erst noch durch allerlei Erklärungen und Wiederholungen dafür sorgen muß, daß die Zuhörer das Gesagte auch richtig verstehen? So rüstet eben Gott den Menschen aus, so ordnet er das menschliche Geistes= und Gemeinschaftsleben, daß, wenn er eine neue Quelle der Wahrheit fließen läßt, dieses Wasser auch die Thalrinne vorfindet, durch die es weiter fließen kann, daß auch das weite Seebecken eines Volkslebens nicht fehlt, in dem es sich sammelt. Und wie das Wasser im Stande ist, die enge Thal=

rinne zum geräumigen Flußbett auszuwaschen und widerstrebende Bergwände zu durchbrechen, so besitzt fürwahr auch die sittliche, die religiöse Wahrheit die unwiderstehliche Kraft, durch die Menschheit hindurch sich Bahn zu brechen, so wohnt dem Worte Gottes die Majestät inne, welche die ganze Breite eines Volkslebens bestimmen kann. Es gab allerdings einst eine supranaturalistische Geographie, eine solche nämlich, welche das Dasein von Thälern und Seen, die Richtung der Flüsse, die Vertheilung von Wüste und fruchtbarem Land u. s. w. auf ein ganz apartes Eingreifen Gottes zurückführte. So gab es eine supranaturalistische Rechtspflege, jene nämlich, welche die Gottesgerichte einführte und bei Entscheidung jedes einzelnen Rechtsfalles auf aparte Mitbetheiligung Gottes rechnete. So gab es eine supranaturalistische Medizin, jene nämlich, welche Leibes- und Geisteskrankheiten von bösen Geistern herleitete und durch Beschwörung heilen wollte. Aehnlich bringt man eine supranaturalistische Literaturgeschichte und meint, die göttliche Wahrheit würde verloren gegangen sein, wenn Gott, außer seiner immer gleichen Bethätigung im menschlichen Geistesleben, nicht noch jeden Einzelnen, der sich an jener religiösen Literatur betheiligen wollte, unter eine ganz aparte Aufsicht gestellt hätte. Wie ganz anders stellt doch die Bibel selbst die Sache dar! Was sagen denn z. B. die Eingangsworte des Evan-

gelisten Lukas (1, 1—4) anderes, als daß die gesammte Evangelien-Literatur ein Erzeugniß zunächst der mündlichen Ueberlieferung von Seiten der Augenzeugen, dann der menschlichen Quellenforschung, des menschlichen Sammlerfleißes sei? Wie sehr widerspricht doch auch der ganze Thatbestand, die ganze wirkliche Bibel der Voraussetzung, daß Gott bei ihrer Abfassung durch ganz besondere, von seiner übrigen allwaltenden Wirksamkeit verschiedene Vorkehrungen mitthätig gewesen sei! Wenn uns die religiöse Wahrheit vielfach in menschlich-zeitlicher Beschränkung zufließt, wenn auch wir sie nur innerhalb solcher Grenzen besitzen, so werden wir eben diesen Thatbestand als Gottes Willen anzunehmen haben und nicht, vermeintlich zur größern Ehre Gottes, einen andern Thatbestand erdichten, als der wirkliche ist.

Wenn aber die religiöse Wahrheit, das eigentliche Wort Gottes in der Bibel vielfach mit menschlichem Irren versetzt ist, woran erkennt denn der Bibelleser das wahre Gotteswort? An dem Einen Merkmal, an dem man überhaupt das Göttliche erkennt, an dem Unbedingten, Zweifellosen, wonach es bloß zu erscheinen braucht, um sofort für Alle, die es hören oder schauen, Wahrheit zu sein. Die Kirche hat nicht nöthig, durch ihre Beschlüsse ihm Autorität zuzuschreiben, es erweist seine Göttlichkeit eben dadurch, daß es alles Selbstersonnene in Schatten setzt, jedes

subjektive Belieben niederschlägt und mit richterlicher Majestät in jeder Menschenbrust thront, in die es einmal gedrungen ist. Ob wir dem Worte Gottes Autorität zuerkennen sollen, ist eine so verkehrte Frage, daß vielmehr zu sagen ist: an der unbedingten Autorität, die ein sittlicher Gedanke über mich ausübt, erkenne ich, daß er Wort Gottes ist. Wer wird nun bestreiten, daß durch die heilige Schrift ein überaus reicher Strom des Wortes Gottes fließt und daß sie deßhalb im Stande ist, unsern Geist mit göttlichem Inhalt zu füllen? Welcher aufrichtige Mensch wird das Geständniß verweigern, daß das Beste, was in ihm ist, ihm bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt aus der Bibel zugeflossen ist? Ist aber damit gesagt: weil etwas in der Bibel steht, so muß es unbedingt gelten? Nimmermehr. Daß die Schrift als solche für uns Autorität sei, nicht das ist es, worauf es ankommt, wohl aber muthet Gott uns zu, daß wir uns unter seine Wahrheit beugen.

Werth des neuen Testamentes für uns.

Die wissenschaftliche Forschung unserer Tage hat unwiderleglich nachgewiesen, daß wir im Lebensbild, welches uns die Evangelisten von Jesus entwerfen, keine rein geschichtliche Darstellung besitzen. Um den Kern geschichtlicher Nachrichten über die Person, die Lehre und die Thaten Jesu, wie ihn die Erinnerungen der Jünger darboten, bildete sich bald ein Kranz von Sagen, welche die Lebensbeschreibung dieser einzigartigen Persönlichkeit in den Strahlenschimmer überirdischer Herrlichkeit rückten. Aber wenn nun die Evangelien so manches Ungeschichtliche enthalten, könnte — so wird gefragt — nicht vielleicht alles, auch Jesus selbst, sein Name, seine Persönlichkeit, in das Gebiet der Dichtung fallen? Besitzen wir denn keine außerbiblischen Nachrichten über Jesus, welche es ihrerseits verbürgen, daß er wirklich gelebt hat? Wird bei römischen, griechischen oder jüdischen Schriftstellern der damaligen Zeit von ihm nichts berichtet? Nein, nichts. Aus dem ersten Jahrhundert haben wir keine solche Kunde, und auch was bei spätern außerchrist-lichen Schriftstellern sich findet, geht nicht über die

dürftige Nachricht hinaus, daß die Christen vom Judenthum ausgegangene Gottesleugner seien, die einem gewissen Christus, der unter Pontius Pilatus sei gekreuzigt worden, göttliche Ehre erweisen. Allerdings berief man sich eine Zeit lang auf ein sehr altes Zeugniß über das Leben Jesu, das in den Schriften des jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus enthalten ist. Dort wird Jesus als der von den Propheten verheißene Messias, als göttlicher Lehrer und Wunderthäter, der unter Pilatus gekreuzigt und am dritten Tage auferstanden sei, ehrfurchtsvoll erwähnt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wir es hier mit der spätern Einschaltung eines Christen zu thun haben, der nicht wollte, daß der größte jüdische Geschichtschreiber Jesus mit Stillschweigen übergehe. Auffallend ist es nun allerdings, daß gerade Josephus von Jesu nichts meldet. Er lebte in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts und gibt über tausend Dinge die ausführlichsten Nachrichten, er berichtet über die religiösen, politischen, ökonomischen Verhältnisse der Juden unter der Römerherrschaft, über die römischen Prokuratoren, über die einheimischen Fürsten und Hohenpriester, über die berühmten Lehrer jener Zeit, über Johannes den Täufer und die durch ihn hervorgerufene religiöse Bewegung, aber kein Wort hat er für Jesus. Wir können annehmen, daß er das ihm mißliebige Christenthum habe todtschweigen, oder daß

er den Unwillen der Römer über die fortdauernden politisch-messianischen Unruhen habe schonen wollen; jedenfalls aber ist sein und der übrigen außerchristlichen Schriftsteller Schweigen über Jesus ein Zeugniß dafür, daß dessen Wirken stiller und verborgener war, als man es sich gewöhnlich vorstellt, daß es sogar weniger äußeres Aufsehen erregte, als dasjenige des Täufers Johannes, offenbar darum, weil es viel geistiger, tiefer und innerlicher war.

Daß auch die Evangelisten so wenig eigentlich Geschichtliches über Jesus mittheilen, hängt damit zusammen, daß sie über ihn, als den Auferstandenen, zur Rechten Gottes Erhöhten und ewig Lebendigen nicht wie über einen Verstorbenen eine Lebensbeschreibung zu geben sich gedrungen fühlten und gemüthlich weit energischer auf seine erhoffte herrliche Wiederkunft als rückwärts auf seine erste geschichtliche Erscheinung gerichtet waren. Weder das Schweigen der außerchristlichen Schriftsteller, noch die Sparsamkeit, mit der die geschichtlichen Nachrichten der Evangelisten fließen, kann uns die geschichtliche Thatsächlichkeit des Lebens Jesu in Frage stellen, erstens darum nicht, weil wir die Nachrichten des Apostels Paulus haben, der, wenn er selbst auch Jesus nicht gekannt hatte, doch überall in Jerusalem persönliche Erinnerungen an ihn antraf, und zweitens darum nicht, weil das Leben Jesu unerfindbar ist. Wer fähig ist, eine solche sittliche

Größe im Bunde mit solcher religiöser Lauterkeit und bahnbrechender Genialität als menschliches Ideal zu erfassen, den läßt die eigene Größe nicht ruhen; nicht als Dichter und Schriftsteller kann ein Solcher gedacht werden, sondern nur als Mann der That, der alles, Besitz und ruhiges Behagen und das Leben selbst, einsetzt, um das innerlich Geschaute und Erworbene praktisch durchzuführen und zum Gemeingut der Menschheit zu machen. Das heißt: der Erfinder des Lebens Jesu müßte Jesus selber sein.

Die religiösen und sittlichen Wahrheiten des Christenthums beruhen freilich, wie jede Wahrheit, auf sich selbst; ihre Zuverlässigkeit würde für unsere Ueberzeugung nicht vermindert, wenn Jesus keine geschichtliche Persönlichkeit wäre, sie steigert sich nicht durch unsere Annahme, daß er thatsächlich gelebt, gelehrt und gelitten habe. Daß die wahre Religion die des Geistes, der Gotteskindschaft, der Liebe sei, diese Erkenntniß kann uns Niemand, keine Evangelienkritik, kein Resultat der Geschichtsforschung rauben, weil sie, unabhängig von allen äußern Geschichtsthatsachen, im menschlichen Geiste selbst begründet ist. Eine andere Frage aber ist die, auf welche Weise solche sittliche und religiöse Wahrheiten in uns Kraft und Leben werden, auf welche Weise sie eine erziehende, reinigende Macht über Herz und Willen gewinnen. Einzig durch das Anschauen lebendiger Persönlichkeiten. Eine

Reihe von Vernunftwahrheiten vermag ebenso wenig wie eine Reihe von Glaubenssätzen die Menschheit zu erneuern, sondern, so wie das Kind den sittlichen Geist nur dadurch in sich aufnimmt, daß es ihn bei Eltern und Lehrern und in der öffentlichen Sitte zu Fleisch und Blut geworden sieht, so wird auch die sittlich-religiöse Bildung der gesammten Menschheit nur vermittelst der Geschichte erzielt. Daß der Mensch göttlichen Geschlechtes sei, daß der Werth des sittlichen Verhaltens in der Gesinnung beruhe, daß die Liebe die Erfüllung des Gesetzes sei, solche und ähnliche christliche Wahrheiten hatte man auch schon vor Jesu in Jerusalem, Athen und Rom gehört, aber erst der Mann von Nazareth hat die Gotteskindschaft und die Liebe zu der Einen großen That seines Lebens gemacht, und darum eben, weil wir das Ideal des sittlich-religiösen Lebens in ihm als Geschichte, als persönlichen Charakter sehen, ist er der Erneuerer der Menschheit geworden.

So ist denn der Werth, den das neue Testament für uns hat, vor allem der, daß es uns in den Evangelien den größten religiösen Charakter, den die Welt gesehen hat, anschaulich vor Augen stellt. Bei der Sparsamkeit rein geschichtlicher Nachrichten hilft hier auch die Poesie. Mag noch so manches Einzelne ungeschichtlich sein, so lange es den Charakter Jesu nur nicht entstellt, so lange die Farben der Dichtung nur

übereinstimmen mit den Farben der Geschichte, so ist uns jede poetische Zuthat willkommen. Wir danken dem großen deutschen Dichter für den blumenreichen Kranz, mit dem er die Wiege unserer vaterländischen Freiheit geschmückt hat, und gerne gewöhnen wir uns selbst und die heranwachsende Jugend daran, jenen Nationalhelden so redend, so handelnd zu denken, wie der Dichter ihn gezeichnet hat; mit noch lebhafterem Danke wollen wir, beim Fehlen eines rein geschichtlichen Lebensbildes Jesu, das Wichtigere: sein geschichtliches Charakterbild, aus der ernsten Werkstätte evangelischer Dichtung in Empfang nehmen. Der gelehrte Forscher, wie der einfache, Erbauung suchende Bibelleser, sie fühlen beide, daß für Erhebung und Veredlung des Gemüthes, für Kräftigung von Herz und Willen kein Buch in der Welt zu finden ist, wie dieses eine, aus dem uns die hohe, geistverklärte Gestalt des Zimmermanns von Nazareth entgegentritt; ob wir auf dieses Leben voll reinster Gottes- und Menschenliebe schauen, ob wir auf die unvergeßlichen Worte achten, die der Meister Granitblöcken gleich unter die Menschheit geworfen hat, wir fühlen alle, daß hier aus verborgener Geistestiefe das ewig Menschliche ans Tageslicht tritt, daß für alle wahre Geistesgröße hier die unversiegbare Quelle fließt.

Auch in den übrigen Schriften des neuen Testaments spricht sich der Geist, den Jesus geweckt hat,

mit jener natürlichen Ursprünglichkeit und Urkräftigkeit aus, in welcher alles Leben in der Morgenfrische erscheint. Trotz aller widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit, die zwischen den einzelnen Büchern herrscht, klingt voll und rein durch die ganze Sammlung ein Grundakkord, der der Nachklang des Lebens Jesu ist. Wie sehr auch der neue Geist hier noch in den Fesseln des Judenthums liege, während er da schon sich loszuringen beginnt und dort in freier Klarheit einhertritt, und wie stürmisch auch diese Richtungen bisweilen auf einander stoßen, Ein Gefühl geht durch alle Bücher: daß Gott und Mensch versöhnt und die wahre Religion gefunden sei, daß, was der Erzvater Jakob nur im Traume gesehen, eine Leiter zwischen Himmel und Erde, jetzt erfüllt, daß der Himmel mit all' seinen Gütern nun auf immer der Erde geschenkt sei. Schön sagt Lang: „Es geht ein Jubel der Versöhnung durch diese Bücher vom ersten bis zum letzten Blatt, eine Freude, die kaum Worte findet, das letzte Wort der Religion endlich zu haben, was als Weissagung auf ein Künftiges vorhanden war, nun in der Erfüllung zu besitzen, das Himmelreich verwirklicht zu sehen. Jene Jünger, die einander entzückt zurufen: „Wir haben den Messias gefunden", jene ersten Christen der Apostelgeschichte, die allem Volke versichern: „es ist in keinem Andern das Heil", jener Paulus, dem es mit seiner Bekehrung zum Christenthum wie Schuppen von den

Augen fiel und der nun überschwänglich gesegnet und wieder segnend seine Straße zog, jener Seher der „Offenbarung", der mit der Erscheinung Jesu das neue Jerusalem, den Himmel selbst auf die Erde niedersteigen sah — sie bezeugen alle, jeder in seiner Weise, daß der Traum Jakobs erfüllt sei."

Ja, eine neue Sonne ist hier der Welt aufgegangen; wie ein Bräutigam tritt der christliche Geist auf den Schauplatz der Geschichte und freut sich wie ein Held, das Erdreich zu erobern. Aber — er hat es noch nicht erobert! Er hat das weite Feld, das auf seine Besitznahme wartet, noch nicht überschaut. Das Christenthum hat eben auch eine Geschichte, es ist nicht eine einfache arithmetische Größe, die sich in jedem Jahrhundert gleich bliebe und stets durch dieselbe Ziffer ausgedrückt werden könnte. Es ist etwas Lebendiges, das im Laufe seiner geschichtlichen Entfaltung zwar nicht sein Wesen verändert, wohl aber in seiner Aeußerungsweise und Erscheinungsform sich umgestaltet. Anders hätte es sich gestaltet, wenn es in seiner geographischen Ausbreitung statt zu den Völkern des Abendlandes etwa zu den Hirtenstämmen Mittel-Asiens sich gewendet hätte, wieder anders, wenn der geographische Schauplatz, auf dem es sich zuerst als staatlich anerkannte Kirche organisiren durfte, von der Völkerwanderung verschont, in den Händen der griechisch-römischen Kultur geblieben wäre. Kurz, erst

in der langen Arbeit der Kulturgeschichte, erst im Eingehen auf die stets sich erneuernden Verhältnisse des Völkerlebens erfaßt und entfaltet es seine ganze, ihm inwohnende Geistesfülle; eben deßhalb können jene zwei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in welcher die neutestamentlichen Bücher entstanden sind, für sich allein noch keine vollständige Darstellung des Christenthums liefern. So sehen wir denn in der That, daß weite Gebiete christlicher Kultur im neuen Testament gar nicht berührt, ja geflissentlich zur Seite geschoben werden. Was sich auf das verborgene Leben der Seele in Gott bezieht, das spezifisch Religiöse, ist voll und schön entwickelt; das weltlich Sittliche aber, Ehe und Staat, die Arbeit und der schöne Genuß des Lebens, die bildende Macht der Kunst und Wissenschaft, ist in seinem Rechte und seiner Bedeutung entweder gar nicht oder doch nur kümmerlich anerkannt. Man möchte sagen: der christliche Geist ist hier noch dem Bergbach gleich, der sich jubelnd über Felsenwände stürzt, der auch stiller durch ein Hochthal fließt und im träumerischen Alpsee den blauen Himmel und die Majestät der weißen Firnen wiederspiegelt, der aber noch nicht die Schiffe trägt, noch nicht die Mühlen treibt und Städte an seinen Ufern gründet.

Das Christenthum unserer Zeit hat eine entschieden weltlichere Physiognomie, als dasjenige der neutestamentlichen Schriftsteller; auch in denjenigen christ=

lichen Kreisen, in welchen man sich gerne in Klagen über den weltlichen Sinn der Gegenwart ergeht, auch dort ist der Feind, den man bekämpft, längst in die Burg eingedrungen und läßt es sich lächelnd gefallen, daß trotz seiner Besitznahme auf der Zinne doch noch die alte, weltflüchtige Fahne weht. Die Besatzung merkt den Eingedrungenen nicht, weil er eben kein Feind, sondern die gegenwärtige Gestalt des Christenthums ist. Unser aller gemeinsame Stimmung (einige Sekten ausgenommen) ist keineswegs jenes heiße Sehnen aus der Welt hinaus, jene Wegwendung von der Erde, jene Verachtung ihrer Güter, jener andachtsvolle Armuthssinn der ersten Christen, sondern das Christenthum unserer Zeit geht darauf aus, Welt und Leben zu bebauen und in das ungesalzene Mehl des natürlichen Lebens den Sauerteig göttlicher Gedanken, ethischer Zwecke hineinzutragen. Eben darum genießen wir die Welt auch viel unbefangener, als die urchristliche Zeit es mit ihrem religiösen Gewissen hätte vereinigen können. In tausend Fällen, wo sich die älteste Christenheit betend und ergebungsvoll einzig der Führung Gottes überließ, nehmen wir die Dienste an, welche die fortgeschrittene Kultur, die Wissenschaft, der Welthandel uns anbietet. Macht sich ein Buchstabengläubiger über diese seine Verweltlichung, über diese seine Abweichung vom biblischen Christenthum ein Gewissen, so sollte er eigentlich nicht ruhen, bis er

entweder sein ganzes Thun und Lassen bis ins Einzelne nach der urchristlichen Welt- und Lebensauffassung gestaltet oder — Vernunft angenommen hätte. Letzteres möchte wohl das Klügere sein, denn in der That ist uns das neue Testament nicht dazu gegeben, daß wir seine Vorstellungen über Himmel und Erde, über Gott und Welt, seine theologischen Anschauungen, seine ersten Versuche der Dogmenbildung ohne Weiteres in unsere Zeit herübernehmen und unser Christenthum zur künstlichen Kopie des damaligen machen. Das Band, mit welchem das neue Testament jedes folgende Zeitalter an sich knüpft, ist stark und unzerreißbar genug, so daß wir nicht nöthig haben, in kindischer Fürsorge selbst noch Fäden zu spannen, die doch jeden Augenblick zerreißen. Das Band besteht darin, daß über die Religion der Gotteskindschaft, der Freiheit und der Liebe, die uns im neuen Testament gegeben ist, keine Zeit hinaus kommen wird, daß vor der Heldengröße, vor der Kraft und Fülle, mit der dort das religiöse Leben erscheint, jede Zeit sich beugen und an ihr sich verjüngen und erheben wird. Denn nichts Großes, was die Menschheit einmal errungen hat, läßt sie wieder verloren gehen.

Die Geburt Jesu.

Wie kann man über etwas schreiben, von dem man nichts weiß? In der That ist die Geburt Jesu für uns in völliges Dunkel gehüllt. Weder Jahr noch Tag dieses Ereignisses wissen wir anzugeben; auch über den Ort besitzen wir keine Nachricht; wir wissen nur, daß wenigstens in spätern Jahren das Elternhaus Jesu in Nazareth stund, und gründen darauf die Annahme, daß dort auch seine Wiege gestanden habe. Aber aus seiner ganzen Kindheits- und Jugendzeit klingt auch nicht der leiseste sichere Ton bis zu uns herüber. Die Nachrichten beginnen erst mit seinem öffentlichen Auftreten in Kapernaum und auch hier noch — wie manche biographische Frage erhebt der einfache Bibelleser so gut wie der gelehrte Forscher, auf die uns Niemand eine Antwort gibt! Wir müssen uns damit zufrieden geben, daß uns in völlig ausreichendem Maße die Hauptsache überliefert ist: das religiöse Charakterbild Jesu, der Kern seines Bewußtseins über Gott und Mensch und die praktischen Zielpunkte seines Wirkens. Wir wissen, wer er war und was er wollte.

Und zwar hilft hier, bei der Sparsamkeit streng geschichtlicher Nachrichten, auch die Poesie. Es gibt in den Evangelien rein poetische Abschnitte, die insofern auch geschichtlichen Werth haben, als sie uns zeigen, welchen Nachhall im menschlichen Gemüth das Leben Jesu geweckt hat. Es wäre eine arme Religion, deren erste Bekenner sich mit prosaischer Geschichtserzählung ein Genüge thun könnten. Je gemüthvoller eine Religion, desto mehr befruchtet sie die poetische Phantasie, und gerade zum Ausdruck ihrer Innerlichkeit und Tiefe wählt sie gerne das reiche Kleid der Dichtung.

So ist reine Dichtung, was uns im Eingang der nach Matthäus und Lukas benannten Evangelien über die Geburt Jesu in Bethlehem berichtet ist. Doch verwechseln wir nicht Dichtung mit willkürlicher Erfindung. Völlig frei und durchaus ungeschichtlich wird in diesen Erzählungen über Ort und Zeit verfügt, aber das Ganze ist doch ein Reflex der Geschichte; in phantasievollem Bilde zeigen die Evangelisten, wer Derjenige war, von dessen Geburt sie jetzt reden, was Derjenige später vollbrachte und welcher Geist von ihm ausging, den sie hier als Neugebornen, von Weisen und Hirten verehrt, darstellen. Der geöffnete Himmel, aus dem lobsingende Engel niedersteigen, deutet auf den Himmel des Friedens, den Jesus dem menschlichen Gemüthe aufgeschlossen hat,

und in den heranpilgernden Weisen spiegeln sich die Schaaren der Heiden ab, die, vom Lichte des Christenthums angezogen, aus Ost und West seinem Sterne folgten. So sind wirklich diese farbenreichen Gemälde ein symbolischer Ausdruck des durch Jesus geweckten neuen Geistes, sie sind wie Titelbilder, aus deren Blumengewinden bedeutsame Figuren herausschauen, die voraus den Inhalt des Buches ahnen lassen.

Treten wir nun in die Werkstatt der Dichtung ein und schauen der Entstehung dieser duftigen Gebilde zu; doch beschränken wir uns diesmal auf die Erzählung bei Lukas (Kap. 2). Der Evangelist steht zunächst vor der Aufgabe, die geschichtliche Ueberlieferung, daß der Wohnort der Eltern Jesu Nazareth war, mit der Weissagung des Propheten Micha auszugleichen, welche sagte, daß aus Bethlehem der Retter Israels kommen werde. Micha nennt zwar Bethlehem nur als die ursprüngliche Heimat des davidischen Geschlechts, aus dem der Messias hervorgehen werde, nicht als Geburtsort desselben; als Geburtsort konnte er sich nur die Königsburg in Jerusalem denken. Doch die Christenheit verstund nun einmal die Weissagung auf ihre Weise und zweifelte nicht daran, daß Micha den Geburtsort nenne, daß folgerichtig, da ja jede Weissagung sich erfüllen müsse, Jesus in Bethlehem geboren sei. Nun

schaut Lukas nach einem Grunde um, der die Eltern Jesu veranlaßt haben könnte, nach Bethlehem zu reisen, und sehr willkommen bietet sich ihm die geschichtliche Nachricht von einer durch den Kaiser Augustus angeordneten Volkszählung dar, doppelt willkommen, weil er mit ihrer Hülfe zwei Gesichtspunkte, unter die er überhaupt das Leben Jesu stellt, seine zwei Lieblingsgedanken, nun schon im Eingang seines Evangeliums aussprechen kann. Er verwickelt sich zwar dabei auch in Schwierigkeiten, zunächst in eine chronologische: jene Volkszählung fand nämlich im Jahre 7 unserer Zeitrechnung statt, so daß Jesus, wenn er damals geboren wurde, bei seinem öffentlichen Auftreten erst 23 Jahre alt gewesen wäre; sodann reicht diese Volkszählung nicht aus, um die Reise nach Bethlehem zu motiviren, namentlich ist gar kein Grund dafür vorhanden, daß auch Maria sich dort einfinden mußte.

Aber gleichviel — Lukas durfte sich seines Gedankens freuen; als poetisches Titelbild gerade zu *seinem* Evangelium konnte es keinen geeignetern geben. Dieses Evangelium ist nämlich von den beiden Gedanken beherrscht, daß das Christenthum für die Armen sei und daß es als Weltreligion alle Völker umfassen wolle, und diese Gedanken kommen hier in der Weise zum Ausdruck, daß über der Krippe mit dem Christuskinde einerseits der Himmel sich öffnet,

andrerseits im fernen Hintergrunde der römische Kaiserthron sich erhebt.

Das Christenthum ist für die Armen! Aber in welchem Sinne? Kein anderer Evangelist stellt Armuth und Reichthum in so schroffen Gegensatz wie Lukas; nur bei ihm kommen jene Weherufe gegen die Reichen (6, 24) und jene Gleichnisse vor, in denen die Armuth als eine Tugend, der Reichthum als Ungerechtigkeit erscheint. (Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus und vom ungerechten Haushalter.) Aber deutlich erkennbar ist unter dem Reichthum immer zugleich mitverstanden die geistige Sattheit, der Eigendünkel, die vornehme Selbstgerechtigkeit, und unter dem Bilde der darbenden Armuth erscheint der anspruchlose, demüthige Sinn, der sich vor Gott und Menschen mit nichts zu brüsten weiß, der nicht im Purpur der Gerechtigkeit einherstolzirt, sondern im schlichten Kleide menschlicher Bedürftigkeit auftritt, darum aber um so empfänglicher ist für Hülfe und Erlösung. Durch diese Empfänglichkeit sind die Armen die wahrhaft Reichen, die Niedrigen die wahrhaft Hohen und Seligen. Wie dieß für Lukas ein Hauptgedanke des Christenthums ist, auf den er in seinem Evangelium immer wieder zurückkommt, so zeichnet er danach auch den Stifter des Christenthums schon bei seiner Geburt. Er verwendet das Gedränge der Volkszählung dazu, die Armuth und stille Anspruchs-

losigkeit der Familie in's volle Licht zu rücken. Der Mutter, die von ihrer Stunde überrascht wird, bietet nur der Stall der Herberge eine Zuflucht und dem Neugebornen bereitet man in einer Krippe auf dürftigem Stroh sein erstes Lager. Aber über der irdischen Armuth öffnet sich der Reichthum des Himmels, Engel steigen hernieder und verkündigen Freude allem Volk und Friede auf Erden. Und wie es damals war, so blieb es bis in's reife Mannesalter; so arm und so reich, wie die Krippe in Bethlehem, war auch das Leben Jesu in Kapernaum, so schlicht und niedrig, vom großen Weltlauf nicht beachtet und doch so reich an Kräften der ewigen Welt, so herrlich geschmückt mit den Gaben des Himmels. Dort wandelt er durch die reichen Städte am galiläischen See im einfachen Kleide des Landmanns, als eines Handwerkers armer Sohn. Da stehen die stolzen Häuser der vornehmen Römer, da gehen die jüdischen Handelsherren in seidenen Kleidern einher, und er — kein Haus ist sein eigen, kein Acker. Aber durch das Dunkel des Lebens wandelt er als ein Kind des Lichts, im Jammer der Zeit kühn hinaufgreifend zu den Gütern des Himmels, ja den Himmel tragend in der eigenen Brust, die ganze Seele voll Licht und Kraft und Seligkeit! Das meint Lukas, wenn er über der Armuth der Krippe den Himmel sich öffnen und den Lobgesang der Engel erschallen läßt; er will

Jesus zeichnen als Den, der er später war, als den Erstgebornen unter vielen Brüdern, die reich sind in der Armuth, als den Vorgänger aller Derer, die, wie Paulus sagt, „nichts inne haben und die doch alles haben.“

Wozu nun aber der andere Gegensatz: der Kaiser Augustus und Jesus von Nazareth, Rom und die Krippe von Bethlehem? Es ist der zweite Lieblingsgedanke des Lukas: der große, weltgeschichtliche Ausblick in die Zukunft des Christenthums. Der Neugeborne wird seine unaufhaltsame Siegesbahn gehen; der in Stroh gebettet wurde, wird seinen Friedensthron aufschlagen über dem Erdkreis; das Reich des Kaisers Augustus wird das Reich Christi werden! Nicht wie der Judenchrist mit finsterm Groll, — mit dem Blick der Hoffnung und der Liebe schaut Lukas über alle die Völker hin, die unter Roms Scepter stehen; sie sollen zusammenbleiben als ein großes Völkerganzes, aber in andrer Weise als bisher. Von Rom aus wurde die Menschheit durch den eisernen Arm der Staatsgewalt zusammengehalten und als oberster Grundsatz galt das strenge Recht. Auf eine ganz andre Weise die Menschheit zu verbinden, war Jesu Werk; auch sein Auge schweift wie das des römischen Kaisers über den Erdkreis hin, auch er will zu Einem Reiche die Länder alle verbinden, sie beugen unter Ein Recht und Gesetz. Aber

nicht zitternde Unterthanen will er haben, sondern Brüder will er um sich sammeln; nicht geschriebenes Recht und äußere Staatsordnung entscheidet hier, oberster Grundsatz ist hier die gute Gesinnung, der reine Wille. Und welches ist diese gute Gesinnung? Wir brauchen nicht lange zu rathen, wir wissen es von Jugend an: es ist die Liebe! Auf dem römischen Kaiserthron sitzt Recht und Macht, in der Krippe von Bethlehem ist die Liebe Gottes Mensch geworden, daß sie ihr Reich gründe auf Erden, daß sie versöhne, was das Recht entzweit hat, daß sie die Wunden heile, welche die Macht geschlagen hat. Das ist die große Hoffnung, die aus des Evangelisten Auge leuchtet, wenn er im Hintergrunde seines Bildes den römischen Kaiserthron zeigt: an die Stelle dieses Thrones wird der Geist der Liebe treten, statt geknechtete Unterthanen werden Alle Brüder sein, die rufen: Liebe geht über Recht, Liebe geht über Macht!

Weihnacht.

Bei manchem unsrer Leser hängt an der Wand ein Kupferstich: „Die heilige Nacht" von Correggio, und das Auge ruht in diesen Tagen wieder aufmerksamer auf den alten bekannten Figuren. Treten wir vor dieses Gemälde, ein Denkmal aus der Blüthezeit der italienischen Kunst. Dunkle Nacht — aber hoch am Himmel leuchtet in hellem Glanze der Stern, der den Weisen aus dem Morgenlande den Weg nach Bethlehem zeigt; zwischen Himmel und Erde schwebend sehen wir die Schaar der singenden Engel, deren holde Lichtgestalten mit mildem Glanze die Nacht erhellen helfen, und unten auf der Erde halten die Hirten ihre brennenden Fackeln hoch empor, um in die Krippe zu leuchten, in der das Christuskind auf Stroh gebettet liegt. Aber all' dieses Licht des Sternes, der Engel, der Hirten ist durch die Kunst des Malers verdunkelt durch einen wunderbaren Himmelsglanz, der vom Kindlein selbst ausstrahlt und alle Umstehenden, die beglückten Eltern und die staunenden Hirten, mit einem Strom von Licht übergießt.

Diese „heilige Nacht", wie sinnvoll ist sie gedacht! Ist sie nicht das Bild jedes Weihnachtsfestes? So

oft alljährlich diese Tage wiederkehren, wie viel Festesglanz, wie viel heller Lichterschein wird da von uns bereitet! Der Baum, den wir für die Kinder anzünden, die Gaben der Liebe, die wir unter einander tauschen, die traulichen Stunden im häuslichen Kreise, sind es nicht helle Fackeln, die wir, den Hirten gleich, hoch emporhalten, um in die Krippe zu leuchten, um uns gegenseitig zu erinnern, daß heute Weihnacht sei?

Aber auf jenem Gemälde ist alles, was wir thun, verdunkelt durch das Licht, das vom Neugebornen selbst ausstrahlt. Der Maler will den reichen Segen andeuten, der mit der Erscheinung Christi der Menschheit zu Theil geworden ist. Gewiß, wenn wir uns in die Zeiten der Geburt Jesu zurückversetzen, in jene Zeit der religiösen Rathlosigkeit, der sittlichen Verkommenheit, der Korruption in allen Ständen, der Verzweiflung an jedem werthvollen Geistesgut, da werden wir freudig bekennen, daß das Wort, das Jesus verkündigte, gleich einem hellen Lichte in die Nacht des Jahrhunderts hinausstrahlte, auch jene Lichter verdunkelnd, welche die edelsten Männer Griechenlands in Dichtung und Wissenschaft angezündet hatten. Wir begreifen, daß die Christen das alte Prophetenwort erfüllt sahen: „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über denen, die im Lande der Todesnacht sitzen, leuchtet es helle.“ Wir begreifen auch, was der Dichter sagt:

Ehe dieses Licht erschienen,
Das die Völker wünschten, lag
Dichte Finsterniß auf ihnen,
Doch uns scheinet heller Tag.

Aber auch seither, wie viel Großes hat der in der Geschichte fortwirkende Geist Christi uns gebracht, dem Gemüth so manches dunkle Räthsel gelöst, es für den Kampf des Lebens mit Kraft und Frieden ausgerüstet, edle Gesittung in Recht und Staat eingeführt und der ganzen menschlichen Lebensordnung noch unerreicht hohe Ziele gesteckt! Unsre ganze Kulturgeschichte steht immer noch im vollen Lichte des durch Jesum geweckten, des von ihm ausgegangenen Geistes.

Doch schauen wir noch einmal auf unser Gemälde! Wer steht dort im hellsten Schein des Lichtes, das von dem neugebornen Kind ausstrahlt? Es ist mit ihrer stillen Herzensfreude die Mutter Maria und neben ihr ernst und mild, in schlichter Manneswürde der Vater Joseph, vor ihnen in der Krippe liegend das gottbegnadete Kind. Der kleine Kreis der Familie: Vater, Mutter, Kind — sie stehen im vollsten Lichte, über ihnen hat sich der Himmel aufgethan, Engel steigen herab und herauf und singen: Friede auf Erden. Ist es nicht so? Wenn irgendwo im lauten Getriebe der Welt, irgendwo im Kampf und Unfrieden des Lebens ein heilig umfriedeter Ort ist, wo der volle, warme Strahl des Geistes Jesu leuchtet, so ist es

der in Eintracht und Liebe verbundene Kreis der Familie; hier ist es wahr: Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.

Von ihm, dessen Geburt wir in diesen Tagen feiern, ist der Geist ausgegangen, der heute noch schützend und heiligend über der Familie steht. Er zuerst hat der Frau ihre heutige Stellung gegeben; ihre eigenartige sittliche Begabung hat er so hoch gehalten wie die des Mannes und hat darum das im Alterthum Unerhörte gewagt, in den Kreis seiner nächsten Anhänger auch Jüngerinnen aufzunehmen; er zuerst hat die Frau aus unwürdiger Abhängigkeit emporgehoben und sie dem Manne als die Gefährtin seines Lebens an die Seite gestellt. Er auch hat den rohen Uebermuth, mit dem der Mann seine Herrschaft ausübte, so gesittigt und gemildert, daß sein Herz sich liebend aufschließt für Frau und Kind. Und er auch hat die Kindheit geheiligt und geweiht, schon dadurch, daß er selbst als Kind auf der Mutter Armen lag und als Knabe demüthig unterthan war jedem Elternwort; aber auch als Mann hat er durch Wort und That die Kindheit gesegnet; er hat die Kinder zu sich gerufen, hat sie geküßt und sie uns anempfohlen: ihre Engel stehen allzeit vor dem Angesicht des himmlischen Vaters.

So leuchtet der vollste Strahl seines Geistes in die Familie, die treu verbunden ist in Freud und

Leid. Ein heiliges Amt ist den Eltern übertragen; das Weihnachtsevangelium, die Botschaft der Liebe sollen sie den Kleinen deuten, nicht in hohen Worten und künstlich gesalbter Rede, sondern zumeist durch ihre eigene Liebe; Botschafter der Liebe Gottes sind sie, wenn sie das Licht ihrer Elternliebe leuchten lassen ruhig, hell und rein, wenn sie ihre Liebe zeigen im Ernst wie in der Milde und gleiche, unerschöpfliche Liebe zeigen gegen jedes Kind. Ja, eine Maria sei jede Mutter, ein treuer Joseph jeder Vater und ein Gotteskind werde aus jedem schwachen Menschenkind! Dann öffnet sich noch einmal still der Himmel und Engel Gottes steigen herab und herauf über Vater, Mutter, Kind.

Jesus als Wunderthäter.

Man hat uns von Jugend auf daran gewöhnt, das Werk Jesu und damit das eigentliche Wesen des Christenthums in einer Reihe von Wundern anzuschauen. Was haben wir nämlich gehört? Gott selbst, d. h. die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, sei Mensch geworden, habe durch viele Allmachtswunder seine Gottheit bekundet, habe auch aus seinem Tode noch ein Wunder göttlicher Erlösung gemacht, sei dann

aus dem Grabe mit sichtbarem Leibe auferstanden und sichtbar vor den Augen der Jünger zum Himmel gefahren; diese Thatsachen, sagte man uns, machen zusammen die Stiftung des Christenthums aus und in ihnen beruhe das ewige Heil des Menschen. Wie ganz anders nimmt sich die Stiftung des Christenthums aus, wenn man die dogmatische Brille weglegt und nach rein geschichtlichem Sachverhalt frägt! Wie viel niedriger, unscheinbarer und verborgener erscheinen da die Anfänge des Christenthums, aber auch wie viel kräftiger bezeugend, daß in den Tiefen des menschlichen Geisteslebens in Wahrheit Gott sich offenbart. Welches sind diese Anfänge?

Ein Zimmermann von Nazareth legte seine Axt bei Seite, stieg aus seinem Bergdorf hernieder zum Ufer des galiläischen See's und trat dort als Lehrer auf. Die hochgehenden Wellen der Zeit hatten auch in sein Dorf hinauf, bis an sein Herz geschlagen; die glühende Sehnsucht seines Volkes nach schöneren Zuständen hatte auch ihn erfaßt; auch er wollte, jetzt als ein Zimmermann des Geistes, das Gebäude aufführen helfen, nach welchem Alle Verlangen trugen. Das Gebäude sollte das Gottesreich sein. Alle trugen Steine herzu, aber Niemand kannte den rechten Grundriß. Alle schauten erwartungsvoll zum Himmel auf, ob noch nicht die Sonne sich verfinstere, der Mond sich in Blut verwandle und die Sterne aus ihren Bahnen

fallen, denn dieß sollten die Vorzeichen für die Ankunft des Messias, für den Sturz des Römerreichs, für die Weltherrschaft der Juden sein. Bisweilen hieß es, die Zeichen am Himmel seien gesehen worden, dann griff man in fieberhafter Aufregung zu Helm und Speer und sammelte sich in der Wüste zum Empfang des himmlischen Königs mit seinen Engel-Legionen — aber auch die römischen Legionen waren rasch zur Stelle und erstickten den Messiastraum in Strömen von Blut. In diesen wilden Wahn hinein rief der Zimmermann von Nazareth sein ruhiges Friedenswort; auch er wollte das Gottesreich, aber einen andern Grundriß hatte er aus der Einsamkeit seines Bergdorfes mitgebracht. Nicht nach Mond und Sonne hieß er schauen, sondern nach innen, in die stille Welt des Gemüths. Nicht kriegerische Schaaren rief er auf, um das Gottesreich zu gründen; was er aus dem Schlummer zur That aufrief, das waren die verborgenen Gotteskräfte im Menschenherzen. Es war die Innerlichkeit des Menschen, die gotterfüllte Innerlichkeit, mit der er eine neue Welt bauen wollte, ein Reich der Wahrheit, der Liebe, des Glücks. Alles, was er gethan und gesprochen, alle Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und das Gepräge seines Geistes behalten haben, alles beruht auf dem Einen, daß er den innern Menschen aufgeweckt hat. Hätte er in der reflektirenden, begrifflichen Weise unserer Zeit geredet, so hätte er

sein Eins und Alles, sein ganzes religiöses und sittliches Bewußtsein zusammengefaßt in den kurzen Satz: Der innere Mensch ist der wahre Mensch. Dieser Gedanke war auch, wie sich an der Hand der Geschichte leicht nachweisen ließe, die durchschlagende Kraft, mit der sich das Christenthum Raum schaffte in der Welt, er drückt das eigentliche Wesen, das weltgeschichtlich siegreiche Wesen des Christenthums aus.

Erinnern wir uns an die Stellung, die Jesus zum jüdischen Gesetz einnahm. Kein Gebot hielt er für verbindlich, das sich ihm nicht als der Ausdruck eines edlen Gefühls, einer reinen Gesinnung erwies. Keine Gesetzeserfüllung, keine gottesdienstliche That hatte für ihn einen Werth, wenn sie nicht von der Wärme des Herzens durchglüht, von reiner Gesinnung getragen war. Was heißt dieß anders, als: was der innere Mensch thut, ist wahrhaft gethan — der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Oder fassen wir die Botschaft ins Auge, daß das Reich Gottes gekommen sei. Noch herrschten die römischen Adler im Lande, noch waren die Engel-Legionen mit dem Messias an der Spitze nicht erschienen, keine Zeichen an Mond und Sonne waren gesehen worden, alles war noch am alten Flecke, da wies Jesus auf die Liebe hin, die Jeder jeden Tag an seinem Nächsten üben könne, und sagte: das ist das Gottesreich. Er

wies auf die im Menschen liegenden unzerstörbaren Kräfte des Guten hin, durch welche Jeder aus der Sklaverei der Selbstsucht und der Sünde sich zu Freiheit und Frieden hindurchkämpfen könne, und wiederholte: das ist das Gottesreich. Was heißt dieß anders, als: die Güter des innern Menschen sind die wahren Güter — der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Oder denken wir an die Gleichnisse vom verlornen Sohn, vom Zöllner im Tempel. Beide stellt Jesus dar als von Gott angenommen und mit ihm versöhnt, doch erzählt er von keiner priesterlichen Fürbitte, von keinem Sühnopfer, das für sie dargebracht worden sei, am wenigsten denkt er an das Opfer seines eigenen Todes, wodurch er ihnen die Gnade Gottes erkauft habe, nicht einmal die Früchte eines sittlich-thätigen Lebens konnten sie aufweisen, nichts hatten sie, als den guten Willen, die rechte Gesinnung, ein aufrichtiges Herz, und Jesus preist sie als Gerettete! Das heißt doch offenbar: der Zustand des innern Menschen entscheidet über seinen wahren Werth — der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Und worauf beruht es, daß schon Jesus selbst und in seinem Namen der Apostel Paulus alle Unterschiede, welche die Menschen trennten, als nichtig erklärte, daß es im Christenthum nicht mehr Juden und Heiden, nicht mehr Hohe und Niedrige, Freie und Sklaven,

bevorrechtete Männer und rechtlose Frauen, sondern nur noch Menschen geben sollte? Darauf beruht es, daß, was die Menschen unterscheidet und feindselig oder hochmüthig auseinanderreißt, immer nur das Aeußere ist, die Zufälligkeit der Geburt oder des Besitzes. Der innere Mensch aber ist überall dasselbe Wesen, in Palästen und in Hütten, in Jerusalem und Rom dazu berufen, Geist, Freiheit, Liebe zu sein, überall A = A. Worauf gründet sich der christliche Grundsatz von der Gleichheit aller Menschen, wenn nicht auf den Satz: der innere Mensch ist der wahre Mensch?

Und noch eins. Im verachtetsten Winkel des römischen Weltreichs, in Galiläa, sammelt ein einfacher Handwerker, ein Zimmermann, eine Handvoll Anhänger um sich, Fischer, arme Landleute, Zöllner, und spricht zu ihnen: „ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt!“ Dieß war gesagt zur Zeit der höchsten Kultur der römisch-griechischen Welt, als es nirgends fehlte an Rechtsgelehrten und Staatsmännern, an Künstlern und Philosophen, die Salz und Licht der Welt sein wollten, und es war gesagt zu ungelehrten Galiläern, die weder vom römischen Recht, noch von Kunst und Philosophie eine Ahnung hatten. Doch was soll das Hohngelächter in Rom und Athen und das hochmüthige Grinsen in Jerusalem? Mit jenem Worte, das den Hochstehenden so absurd erscheint, tritt eben jener neue Geist auf, den keine äußere

Autorität mehr, nicht diejenige eines Machthabers, nicht die eines Hohepriesters, bevormundet und blendet. Selbstständig und auf eigener Spur tritt dieser neue Geist einher, er beginnt die Welt zu erobern, und wer ihn faßt, wer ihm dient — Taglöhner, Zöllner, Sklave — ist jetzt Salz der Erde, Licht der Welt. Wer der Wahrheit dient, ist der wahre Machthaber und Welteroberer, wer die neue Zeit erfaßt, ist der wahre, von Gott erleuchtete Hohepriester, denn — der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Die Reihe solcher Beispiele können wir verzehnfachen, und immer wird es sich zeigen, daß das eigentliche Werk Jesu darin bestund, daß er das Angesicht der Menschheit von der Ueberschätzung der äußern Dinge weg nach Innen kehrte, daß er die Kräfte des Gemüths aus dem Schlummer rief und den einmal erwachten innern Menschen als den allein berechtigten, allein gottgefälligen, allein wahren Menschen proklamirte. Ich sage, jene Beispiele ließen sich verzehnfachen, wenn es nicht vollauf genügte, schließlich noch auf die Eine große Thatsache zu verweisen, daß Jesus, der Sohn des Zimmermanns Joseph, sich als Sohn des ewigen Gottes fühlte. Wahrlich nicht irgend ein Wunder der Geburt hatte er dabei im Sinne, und auch während seines ganzen Lebens konnte er auf nichts Aeußeres hinweisen, das ihn als Liebling Gottes erscheinen ließ; aber sein Gemüth war vom Frieden

Gottes durchleuchtet, sein Wille war in der Schule Gottes stark geworden, in seiner Gesinnung spiegelte sich die Liebe Gottes wieder, darum fühlte er sich nicht bloß als Josephs, sondern zu allermeist als Gottes Sohn, denn der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Vergegenwärtigen wir uns nun den Mann, der im glühenden Eifer der Liebe sein ganzes Leben diesem Zwecke weiht, der Menschheit ihr eigenes Innere als ein neu entdecktes Land voll ungeahnter Reichthümer zu eröffnen, und denken uns denselben Mann, wie er die Fischernetze seiner Jünger mit reicher Beute füllt, auf dem Meere wandelt oder zur Verlängerung eines Festgelages Wasser in Wein verwandelt, würden wir nicht glauben, plötzlich einen ganz andern Mann vor uns zu haben? Wir würden staunen, nicht über das gethane Wunderwerk, über die Verwandlung des Wassers in Wein, nein, schmerzlich würden wir staunen über die Verwandlung, die sich *an ihm selbst* vollzogen, daß er, der göttliche Meister, sich verwandelt habe in einen ganz gewöhnlichen Wunderthäter, er, der Mann voll schönen, tiefen Ernstes, in einen Zauberer! Hatte er nicht soeben den Geist zu jener innern Vertiefung aufgerufen, in der er, nachdem er sich in der bunten Mannigfaltigkeit der Außendinge verloren hatte, sich selbst wahrhaftig wiederfindet? Nun verrichtet er ein Wunder, damit wir von Neuem uns in dumpfes Staunen verlieren und den Schwerpunkt

unseres religiösen Bewußtseins wiederum nicht in uns selbst, sondern in äußern, sinnenfälligen Dingen haben? Unmöglich! In der That spricht Jesus selbst das nämliche Gefühl aus, daß der Versuch, ein Wunder zu thun, der grellste Widerspruch gegen sein übriges Wirken wäre. Seinen Zeitgenossen, die zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung ein Wunder von ihm verlangen, tritt er mit dem festen Entschlusse entgegen, sich nicht in diese falsche Bahn fortziehen zu lassen. „Dieses arge, ehebrecherische Geschlecht, ruft er aus, verlangt ein Zeichen; es soll ihm kein Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jona." Wie nämlich Jona in Ninive nichts hatte als sein Wort und dennoch die Geister mächtig ergriff und ehrfurchtsvoll als von Gott gesendet angenommen wurde, so soll auch die Predigt Jesu durch ihren eigenen, innern Gehalt den Hörern ein genügend deutliches, ja das deutlichste Zeichen vom Himmel sein. Und warum nennt er diese Wundersüchtigen ein „ehebrecherisches" Geschlecht? Dieser Ausdruck bedeutete seit den Tagen des Propheten Hosea, der das Verhältniß des jüdischen Volkes zu seinem Gott als eine Ehe dargestellt hatte, so viel wie Abfall von Gott, Hinneigung von der väterlichen Religion zum Heidenthum. Heidenthum also nennt Jesus das Verlangen nach Wunder! Ganz natürlich, denn darin besteht ja eben das Heidenthum, das Göttliche stets

nur in äußern Handgreiflichkeiten, in trüber Verschlingung mit dem Naturleben zu suchen; der Israelite aber, will Jesus sagen, soll wissen, daß Gott als Geist zum Geiste spricht, soll im eigenen Gefühl und Gewissen ihn finden, und die Stimme, mit welcher Gott sich in seinem Innern ankündigt, soll er ohne Weigerung als ein vollgültiges Zeichen vom Himmel annehmen. Heidenthum sei es, sagt Jesus, Gott aufzurufen, daß er zur Beglaubigung seiner Gesandten ein sinnenfälliges Zeichen thue, denn dieses Verlangen beruhe lediglich auf jener religiösen Stumpfheit, die den wahren Gott mit seinem, Allen gleich nahen Zeugniß des Geistes nicht kenne. Darum also kein Zeichen!

Wenn aber Jesus keine Wunder verrichtet hat, woher denn die Wundererzählungen? Derselbe Grundzug der Geistigkeit und Innerlichkeit, der im Bisherigen als der eigentliche Charakter der Religion Jesu geschildert wurde und der es als psychologisch undenkbar erscheinen läßt, daß Jesus durch Wunderthaten auf seine Zeitgenossen zu wirken versucht hätte, derselbe Charakter der Geistigkeit ist zugleich die ausreichende Erklärung dafür, daß eine Wunderdichtung entstund.

Was bedeutet nämlich das Wunder? Einfach das, daß der Geist, d. h. Gott oder der gotterfüllte Menschengeist, stärker sei als die Natur, daß die gegebene Wirklichkeit, die äußern geschichtlichen Verhältnisse trotz ihrer Sprödigkeit und ehernen Nothwendigkeit für den Geist,

für den sittlich reinen Willen wie weiches Wachs seien, das er nach seinen Zwecken frei gestalten könne. Dieß ist die unbestreitbare Wahrheit, die dem Wunderglauben zu Grunde liegt, denn allerdings soll ja der sittliche Geist an nichts eine völlig unübersteigbare Schranke finden; so roh und geistlos oft auch die Wirklichkeit sei, es warten doch alle Dinge darauf, daß sie einst durch sittlichen Geist beherrscht und erfüllt werden, alle Dinge sind dazu geschaffen, daß der Mensch, als freier Herr, sie sich zum Ausdruck und Organ seines höhern Wesens gestalte. Dieß ist die Wahrheit des Wunderglaubens. Aber freilich — und hier scheiden sich unsere Wege — nicht durch Ueberspringung der Naturgesetze, sondern nur an ihrer Hand beherrscht der Geist die Natur und die ganze bestehende Wirklichkeit, nur dadurch wandelt er sie um, daß er an ihren eigenen, innern Bedingungen sie zu dem Ziele hinlenkt, das ihm vor Augen steht.

Noch nie aber ist der Geist zu dieser Beherrschung so energisch aufgerufen worden, wie durch Jesus. Freilich nicht auf das, was wir gewöhnlich „Natur" nennen, richtete er sein Augenmerk, nicht auf jene Stoffe und Kräfte der Natur, deren Beherrschung Sache der Wissenschaft, des Handels, der Industrie, der Kunst ist; der Gegenstand, auf den er sich bezog, war die Menschennatur, wie sie Jeder an sich selbst vorfindet, die natürlichen Verhältnisse, in die der

Einzelne gestellt ist, der ganze geschichtlich gegebene Bau des Menschendaseins, gegenüber dessen Allgewalt der Einzelne zu absoluter Ohnmacht verurtheilt zu sein scheint. Es war die Rohheit und Härte, die Selbstsucht und Blindheit, worin der Mensch wie in eisernen Ketten gefangen lag, es war die ganze Ungerechtigkeit und Verkehrtheit aller Lebensverhältnisse, gegen die Jesus mit einer Kraft und Kühnheit, wie kein Anderer, den Geist, den innern Menschen, zur That und zum Kampf aufrief. Aus den in allen Arten der Verkehrtheit verlornen Menschen Gottesmenschen zu machen, das war mehr als Steine in Brod verwandeln. Aus den verfaulten Zuständen seiner Zeit ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe hervorzurufen, das war mehr als aus Wasser Wein zu zaubern. In die blöde, schmacklose Masse Mehl der damaligen Welt den Sauerteig des Reiches Gottes einzumengen, das war das große Wunder der Natur- und Weltbeherrschung, das der Geist vollziehen sollte. Der klassische Ausdruck für dieses siegreiche Herrschergefühl ist das Wort: „so ihr Glauben habt wie ein Senfkorn und ihr sprecht zu diesem Berge: hebe dich weg und setze dich dorthin — so wird er es thun, und nichts wird euch unmöglich sein."

Dieses Gefühl der Unendlichkeit des Geistes, der Unüberwindlichkeit der Wahrheit, des Allvermögens des innern Menschen, dieses Gefühl ist die Eine große

Quelle aller Wundererzählungen. Mit diesem Gefühl traten die Christen der bestehenden Welt entgegen, und wie verschwindend klein auch ihre Kraft zu sein schien gegenüber der gesammten staatlichen und religiösen Macht des Alterthums, Jesus hatte sie Salz der Erde, Licht der Welt genannt und hatte ihnen verheißen, daß nichts ihnen hindernd im Wege stehen solle. Ueberall nun, wo diese Verheißung sich erwahrte, überall, wo der Geist, die Innerlichkeit, gegenüber den bestehenden natürlichen Verhältnissen als die höhere, durchbrechende Macht erschien, entstund die Wunderdichtung. Ob es sich darum handelte, daß die Eisrinde des natürlichen Egoismus schmelze vor dem Frühlingshauch des Geistes, oder darum, daß die natürlichen Schranken, die Volk von Volk und Reich von Arm geschieden hatten, stürzten vor dem Sturmeswehen des Geistes, oder darum, daß das natürliche Lebensende, der Tod, dem Geiste keinen Abbruch thue, immer entstund die Wunderdichtung (dort die Heilungswunder, dann das Meerwandeln und die Brodvermehrung, hier die Todtenerweckungen) bald als künstlerisch bewußter, bald als unmittelbar naiver Ausdruck für das Eine Siegesgefühl, daß der Geist, die Innerlichkeit, die alles überwindende, höchste Macht der Erde sei.

So deutlich haftet das ideale Gepräge an den Wundererzählungen, daß auch der strengste Buch=

stabengläubige sich dieser Auffassung nicht ganz entziehen kann. Möchte er auch um keinen Preis die Geschichtlichkeit dieser Erzählungen sich entreißen lassen, er fühlt doch, daß es sich auch für ihn nicht hauptsächlich um das einstmalige Ereigniß handelt, sondern daß, was er festhalten möchte, etwas Immerwährendes, unendlich Schönes und Köstliches ist. Darin stimmt er völlig mit dem Wunderleugner überein, denn dieser, der die Thatsächlichkeit des Wunders mit absoluter Kaltblütigkeit verwirft, fühlt zu gleicher Zeit, daß doch etwas darin liegt, das auch ihn wunderbar packt, das ihn anlächelt unendlich hold und lieblich, wie ein Engelsangesicht. Ja, dem Wundergläubigen wie dem freien Denker ist eben das Wunder ein Bote seiner eigenen Unendlichkeit, das uralte Adelsdiplom, welches dem Geiste bekundet, daß er nicht der Natur als ein Sklave verfallen, sondern berufen sei, sich selbst und die Welt zu überwinden. Es ist eine Mahnung daran, daß nicht bloß der starke Arm, das blanke Schwert, der geschwungene Hammer, der Dampf Kräfte seien, die etwas zu Stande bringen, sondern daß es zu allererst und zu allermeist auf die Gesinnung, auf das Gemüth, kurz auf den innern Menschen ankomme, ob etwas Gutes und Großes gelinge oder nicht — denn der innere Mensch ist der wahre Mensch.

Das Kreuz.

„Die Juden fordern Wunder und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, uns aber göttliche Kraft und göttliche Weisheit."

1. Cor. 1, 22—24.

Wir begreifen, daß die Verkündigung eines gekreuzigten Messias den Juden ein Aergerniß war. Den schmachvollsten Verbrechertod hatte Jesus erlitten und keine göttliche Hülfe war erschienen, keine Stimme, kein Zeichen vom Himmel hatte sich seiner angenommen, sichtbar von Gott verlassen, war sein Leben in tiefe Nacht versunken, — wie konnte der Jude ihn als den Größten aller Gottesmänner, als Religionsstifter und Messias verehren? Handelt es sich um Religionsstiftung, um Gottesoffenbarung, dann muß es für den Juden so etwas sein wie vor Zeiten, als die Wasser des Schilfmeeres sich theilten, als Pharao's Macht in den Wellen unterging, während das gottgeliebte Volk jubelnd das rettende Ufer betrat; es mußte so etwas sein, wie am Sinai geschah, da der ganze Berg in Feuer stund und aus Flammenwolken Jehova's Stimme wie krachender Donner über das erschrockene

Volk hinfuhr. Dieß ist für den Juden die Art, wie Gott sich offenbart, darum ist's für ihn ein nicht zu duldendes Aergerniß, ja eine Gotteslästerung, Denjenigen für einen Gottesmann zu halten, der von Gott und Menschen verlassen den Sklaventod am Kreuze stirbt, wie geschrieben steht: verflucht ist Jeder, der am Holze hängt!

Wie ganz anders der Christ, der sich am Charfreitag vor das Kreuz gestellt sieht! Auch unserem Auge zwar bietet sich derselbe äußere Anblick, der den Juden mit Grauen erfüllt — nichts Erhebendes, nichts Entzückendes, nichts als eine von den Menschen ausgestoßene, von Gott verlassene Martergestalt. Schaust du aber aufmerksamer hin, so verändert sich alles: statt Gottverlassenheit siehst du den heiligen Schutz der Gottesnähe, statt Schwachheit und Schmach siehst du Kräfte der ewigen Welt, statt Untergang siehst du Sieg und findest das alte Wort bestätigt: wo die Noth am höchsten, da ist Gott am nächsten. Wir wissen von Jugend auf: Gott ist Geist. Warum suchen wir nicht auch seine hülfreiche Macht zu allererst im Geiste? In der *Gesinnung*, mit welcher Jesus den Tod erleidet, schaut der Christ die starke Gotteshand, welche des Unschuldigen sich annimmt, welche Keinen verläßt, der auf sie vertraut; nicht etwa nur bildlich, nur gleichsam, sondern thatsächlich offenbart sich uns in der Geisteshoheit des Gekreuzigten die

schützende Gottesnähe, die Schmach und Tod überwindet. So lehrte ja Jesus selbst den innern Menschen, die Tiefen des Gemüthes als die Stätte anschauen, wo das große Entweder—Oder sich vollzieht, entweder Haß, Selbstsucht, Gottesverlassenheit, oder Liebe, Friede, Gottesnähe. Wie nicht das, was der leibliche Mensch mit Händen und Lippen thut, vor Gott einen Werth hat, sondern nur, was aus dem Heiligthum des Gemüths, aus den Tiefen des Geistes stammt, so entscheidet auch nicht die Süßigkeit oder Bitterkeit dessen, was der leibliche Mensch erfährt, über seine Stellung zu Gott. Den Einen krönt das königliche Diadem und der Lorbeer des Siegers, sollte er darum der Gottgeliebte sein? Der Andere blutet unter der Dornenkrone, sollte er darum der Gottverlassene sein? Wohl hat das äußere Schicksal Jesu sich gewendet; die schöne, beglückende Wirksamkeit, der er sich in Galiläa gewidmet hatte, war jäh unterbrochen, der Kreis seiner Jünger zerstäubt, der geliebte Lehrer des Volkes unter die Missethäter gezählt; aber er selbst war sich gleich geblieben; nichts war ihm abhanden gekommen von dem starken Mannesmuth der frühern Tage, ja die Liebe war Angesichts der verblendeten Feinde noch tiefer geworden und über größere Anfechtungen als je vorher siegte in ihm der Friede Gottes. Da wurde es offenbar, daß der Gott, der einst am schönen See von Galiläa sein Auge für die

Wahrheit geöffnet, seine Seele mit großen Gedanken erfüllt und Worte voll unvergänglicher Anmuth und Kraft auf seine Lippen gelegt hatte, auch jetzt noch schützend seine Hand über ihm hielt und aus unversiegbarem Borne Ströme des Geistes ihm zufließen ließ, damit auch im Sterben der gotterfüllte Sinn sich bewähre und bis zum letzten Athemzuge die Liebe zu Gott und allen Menschen seine Größe und sein Reichthum bleibe. Die Schmach des Kreuzes, für die Juden ein Aergerniß, ist darum für uns nur der dunkle Grund, auf welchem die helle Blume einer neuen Wahrheit zu Tage tritt. Diese neue Wahrheit, von Jesu schon im Leben verkündet, im Tode aber siegreich bewährt, ist das einfach große Wesen des Christenthums, daß der Zustand des innern Menschen über alle Dinge entscheidet, daß im Adel der Gesinnung die Gottessohnschaft besteht, daß das liebevolle Gemüth auf den Höhen der Menschheit wandelt und die Krone des Ueberwinders trägt, und daß nichts Aeußeres hinanreicht an eine freie, auf Gott gegründete Seele.

Ostern steht vor uns, das Fest, an dem wir den Sieger über Tod und Grab begrüßen. Und muß nun wirklich das Grab sich öffnen, damit wir in Jesu den Todesüberwinder verehren können? Muß wirklich Gott die Naturordnung in Stücke brechen, damit wir seine Macht und Nähe merken? Ja, ruft man, das

leere Grab erst bestätigt uns, daß Jesu Tod ein gottgefälliges Opfer war, der weggeworfene Stein erst bekundet, daß Gott stärker ist als die Welt. Wie? Ist uns also das Kreuz dennoch ein Aergerniß, das erst durch ein nachfolgendes Wunder seine Schmach verliert? Nein, der Tod ist überwunden und Gottes Macht ist geoffenbaret, indem der schuldlos Getödtete keinen Augenblick aus Gottes Liebe fiel! Der Grabstein ist weggehoben, weil er nur Irdisches, nicht aber solch' eine Geistesgröße zu verschließen vermag. Darum am Charfreitag schon höre ich den Ostergruß: er lebt! und am Ostermorgen schaue ich zurück auf den Gottesfrieden des Kreuzes und weiß, daß solch ein Tod nur Sieg, nur Leben ist! Nein, kein Aergerniß soll das Kreuz uns sein, kein Wunder ist nöthig, um seine Schmach auszusöhnen, es strahlt in seinem eigenen Glanze, es überwindet die Welt durch seine eigene Kraft!

Es überwindet die Welt dadurch, daß es uns hinwegruft von der Anbetung des äußern Erfolges und uns lehrt, in den Kräften des inwendigen Menschen den Beistand und die freundliche Nähe Gottes zu finden und daran genug zu haben. Doch das vorangestellte Wort des Apostels Paulus mahnt uns noch an eine andere welterneuernde Kraft, die vom Kreuze ausgeht. Unserm tiefsten Bewußtsein prägt der sterbende Jesus die Wahrheit ein, daß es keine Thorheit sei, für die Brüder zu leiden.

Gleichwie nämlich der jüdische Sinn, der Gottes Wirksamkeit nur in äußern Handgreiflichkeiten zu erkennen vermag, eine immer sich wiederholende menschliche Unart ist, so trifft es auch mit der Sinnesart des natürlichen Menschen überhaupt zusammen, wenn Paulus vom Heiden oder Griechen sagt, die Predigt vom Gekreuzigten sei ihm eine Thorheit. Der Sinn des Griechen war darauf gerichtet, das irdische Dasein zu verherrlichen, die kurzen Tage in sorgenloser Heiterkeit zu verbringen. Aber ist es nicht überhaupt der Menschennatur eigen, das Angenehme zu suchen und das Kreuz zu fliehen? Das ist die Lebensweisheit, nach welcher Tausende sich richten, welche Tausende einander als besten Rath zurufen: „sorge, daß du so leicht und angenehm wie möglich durch das Leben kommst. Mußt du dir's einmal sauer werden lassen, mußt du ein Kreuz tragen, so trage es nur, wenn du damit einem schwereren Leiden entrinnen kannst. Ein Narr ist, wer sich ohne Noth quält!“ Da dieser heidnische Sinn, wie gesagt, eine allgemein menschliche Untugend ist, so spricht er sich auch unter jenen Feinden Jesu aus, die höhnend das Kreuz umstehen. Sie spotten: „er hat Andern geholfen und kann sich selber nicht helfen! Ist er Christus, so steige er herab vom Kreuz!“ Aber auch Solche, die sich ihres Christennamens freuen, auch edelgesinnte Menschen stehen nicht immer auf der Höhe christlicher Gesinnung, auch sie

wandelt bisweilen die Klugheit der Welt an, die ruft: „steige herab vom Kreuz! sei kein Thor, wer dankt dir dafür, daß du dich quälst?“ Dieses selbstsüchtige Behagen, das sich's im Leben so leicht als möglich machen möchte, es sitzt uns allen tief im Fleisch und Blut; wir lieben das Angenehme, das Leichte, das Frohe, wir fliehen den Schmerz, wir fürchten uns vor Kreuz und Leiden.

Da tritt denn alle Jahre wieder der Charfreitag vor unser Auge und zeigt uns „das Haupt voll Blut und Wunden“, damit wir hier als Weisheit erkennen lernen, was uns eine Thorheit geschienen hatte. Schauen wir dorthin! Angeheftet sehen wir Jesus an dem Kreuze, vor dem unser Fleisch und Blut sich fürchtet; es ist das Kreuz der völligen Gottes- und Menschenliebe, das Kreuz der unbedingten Treue und Gewissenhaftigkeit; es ist dasselbe Kreuz, von dem herabzusteigen so Vielen als die höchste Klugheit und Kunst des Lebens gilt. Er aber steigt nicht herab. Jetzt freilich *könnte* er nicht mehr herunter steigen, er hätte aber früher gekonnt. Aus eigenem Entschlusse hatte er eine Woche vorher die grünen Berge und den blauen See seiner Heimat verlassen und Jerusalem sich zum Wanderziel erkoren, wohl wissend, welch' ernste Gefahren ihm dort drohten. Freiwillig hatte er in Gethsemane den Häschern die Hände dargeboten, daß sie ihn banden, und hatte des Petrus Hülfe ab-

gelehnt mit den Worten: es muß jetzt also gehen! Es war kein äußeres Müssen, es war ein inneres Nichtanderskönnen, es war die eigene Gewissenhaftigkeit, die auf dem Wege der Wahrheit fortschreitet, stünde am Ziele auch der blutige Tod.

Hier lernen wir, daß es sich in der Welt um ganz andere Dinge handelt, als möglichst leicht und behaglich seine Tage zu verbringen. Wir lernen hier als die wahre Weisheit und Größe die treue Liebe kennen, die dienen und dulden kann, die vertraut ist mit dem Kreuz. So ruft der Charfreitag uns zu: stehe fest im ernsten Kampf, gehe muthig den Weg der Wahrheit, halte aus an jedem Kreuz der Selbstverleugnung, der Arbeit, der Pflicht und steige nicht herab! Treulos und verrätherisch steige nicht herab!

Und je weniger wir es für eine Thorheit halten, für die Brüder zu leiden, je entschiedener das feige Behagen der Menschennatur in uns überwunden wird, und an seine Stelle die freudige Liebe tritt, desto fühlbarer verwandelt sich die ernste Mahnung des Charfreitags in die frohe Osterbotschaft: „er lebt und wir sollen auch leben!“ Das ist die Auferstehung Jesu, daß sein Leben, das lauter Wahrheit und Liebe war, trotz allen Hemmungen siegreich die Welt durchzieht, daß sein göttliches Heldenthum auch uns zu Thaten ruft, daß von seinem Kreuze her ein Strom von Gewissenhaftigkeit und Treue, von selbstloser Liebe

und heiliger Kraft zu der Menschheit hernieder fließt. Ostern feiern wir, wenn wir sagen können: das Kreuz ist den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, uns aber göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

Unser Osterglaube.

Es ist kein Zweifel, daß das Ereigniß, welches unserm Osterfeste zu Grunde liegt, den Namen und das Werk Jesu in die Weltgeschichte eingeführt hat, und daß wir ohne dieses Ereigniß von Jesu nicht die geringste Kunde besäßen. Die Jünger, die in namenlosem Entsetzen auseinandergestoben waren, wären zeitlebens eine Beute schmerzlicher Enttäuschung und rathloser Verzweiflung geblieben. Wie klagende Schatten wären sie herumgeirrt und hätten nicht gewagt, den Blick zum Himmel zu erheben, weil für das herzzerreißendste Räthsel ihres Lebens vom Himmel keine Lösung kam. Keine Verkündigung des Evangeliums wäre aus ihrem Munde gekommen und mit dem letzten Jünger wäre die letzte Erinnerung an Jesu Wort und Leben in's Grab gesunken.

Vor solch' völligem und definitivem Untergang wurde das Christenthum durch das Ereigniß gerettet,

das wir an Ostern feiern: die Auferstehung Jesu. Von der Stunde an, da die Jünger den Gestorbenen wieder lebendig gesehen hatten, blieben sie in frohem Siegesgefühle fest vereinigt und schauten mit alles überwindendem Vertrauen der Zukunft entgegen. Sie sammelten die christliche Gemeinde und bezeugten vor Freund und Feind, daß ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihre Siegeszuversicht einzig auf der Auferstehung Jesu beruhe. In dieser Beziehung herrscht im Neuen Testament die vollständigste Uebereinstimmung; durch alle Evangelien und Briefe, ältern oder jüngern Ursprungs, paulinischer oder judenchristlicher Richtung, tönt wie aus Einem Munde der Jubelruf: Jesus lebt, mit ihm auch ich.

Wenn wir aber fragen: was ist denn eigentlich geschehen? worin hat jenes so wundervoll belebende, hoch begeisternde Ereigniß bestanden? so fällt jene Einstimmigkeit dahin und wir stehen vor drei verschiedenen Antworten.

Zunächst die älteste Antwort, diejenige des Apostels Paulus. Er zählt 1. Kor. 15, 3—8, sechs Erscheinungen des Auferstandenen auf; zuerst sei er gesehen worden von Petrus, dann von den zwölf Jüngern, nachher von mehr als 500 Brüdern auf einmal, ferner von Jakobus, sodann wieder von allen Aposteln und zuletzt auch von ihm selbst. Von allen jenen reich ausgeführten Geschichten und Gesprächen, welche gegen das

Ende des Jahrhunderts und später die Evangelisten erzählten, weiß er nichts; er redet einfach von Erscheinungen und stellt diejenige, die ihm selbst zu Theil geworden, durchaus auf dieselbe Linie mit den fünf frühern; was er selbst gesehen, eine glänzende Lichtgestalt in der Höhe, das war's also auch, was die ältern Apostel gesehen hatten, gleichwie auch Stephanus, das Todesurtheil erwartend, den Himmel offen sah und Jesus zur Rechten Gottes sitzend.

Eine zweite Antwort auf unsere Frage, was die Jünger gesehen haben, bieten uns einzelne Erzählungen der Evangelisten. Hier sind es nicht mehr Lichterscheinungen vom Himmel her, sondern der Auferstandene tritt auf Erden in den Kreis der Jünger, aber nicht in seiner früheren körperlichen Gestalt; die Jünger von Emmaus gehen und reden mit ihm, aber erkennen ihn nicht; er kommt durch verschlossene Thüren und verschwindet plötzlich wieder, nicht wie ein leibliches Wesen, sondern räthselhaft und übernatürlich wie eine Geistererscheinung.

Eine dritte Antwort bietet uns eine andere Gruppe von evangelischen Erzählungen, in welchen der Auferstandene durchaus wie früher, in derselben irdischen Leiblichkeit erscheint, in der er in's Grab gelegt worden war. Er wandelt, ißt und trinkt mit den Jüngern wie ehemals und läßt sie seine Kreuzeswunden sehen. In diese Gruppe von Erzählungen

gehört auch die übernatürlich bewirkte Wegwälzung des Grabsteins. Ein leeres Grab mögen sich auch die Erzähler der geisterähnlichen Erscheinungen gedacht haben; so gut wie durch verschlossene Thüren vermochte der himmlisch verklärte, ätherische Leib auch aus einem verschlossenen Grab zu dringen; aber die Vorstellung eines geöffneten Grabes, eines weggewälzten Steines wurde dann nothwendig, als man sich unter der Auferstehung Jesu grob materiell die Wiederbelebung seines begrabenen irdischen Leibes dachte.

Von diesen drei Antworten ist nun also eine wie die andere biblisch, und wer sich der einen oder andern anschließt, darf von sich sagen, er stehe auf dem Grunde des biblischen Auferstehungsglaubens. Wenn wir nun weiter fragen, welche von diesen drei Antworten dem wirklichen Sachverhalt, dem geschichtlichen Osterereigniß, am nächsten komme, so stehen wir keinen Augenblick an, der ersten den Preis zuzuerkennen; schon darum, weil sie die älteste ist und zu einer Zeit gegeben, in der diejenigen, welche das Ereigniß selbst erfahren hatten, sich noch am Leben befanden, während die evangelischen Erzählungen erst um die Wende des Jahrhunderts, 60 oder 80 Jahre nach dem Tode Jesu, niedergeschrieben wurden. Dann aber bezieht sich unser Osterglaube allerdings nicht auf etwas sinnlich Greifbares; eine Lichtgestalt, die

vom Himmel her erscheint, gehört überhaupt nicht in die Klasse der äußern, für Jedermann sichtbaren Ereignisse, sondern in die Reihe der vielen andern biblischen Erzählungen, die von Verzückungen und „Gesichten" reden. Niemand sah den Auferstandenen, als diejenigen, die nach ihrem ganzen damaligen Gemüthszustande dazu angethan und befähigt waren, ihn im „Gesichte", visionär, zu schauen. Will das nicht sagen, daß Christus, nachdem er am Kreuz gestorben war, überhaupt nur noch visionär geschaut werden konnte?

Unter Visionen verstehen wir innere Seelenbilder, die, aus der Tiefe des Gemüths auftauchend, die Gestalt von wirklich Sichtbarem oder Hörbarem annehmen und mit derselben Lebhaftigkeit und Deutlichkeit wie äußere Erscheinungen in den Menschen hineinstrahlen. Solche Zustände treten ein bei höchster Erregung des Gemüthslebens, in Angst, Verzweiflung oder glühender Hoffnung.*) Nun wird Niemand daran zweifeln, daß bei den Jüngern alle Bedingungen zur

*) Wie wir aus den Cevennenkriegen oder auch aus der Geschichte der verunglückten Hochgebirgstouren wissen, treten solche Zustände leicht auch in äußerer Lebensgefahr, in der Einsamkeit, bei körperlicher Entbehrung und völliger Erschöpfung ein. Es handelt sich in der Vision nicht um bloße Phantasiebilder, sondern die Sinnesnerven des Gesichts und Gehörs sind dabei mitthätig, woraus sich die erwähnte Lebhaftigkeit und Deutlichkeit jener Bilder erklärt.

Erzeugung visionärer Zustände gegeben waren. Vom Einzug in Jerusalem an herrschte bei ihnen kein Zweifel, daß nun eine große, siegreiche That geschehen werde; ihre Herzen brannten vor Freude und glühender Hoffnung, daß jetzt das Reich Gottes kommen werde. Wohl hörten sie ihren Meister besorgte Worte sprechen, aber sie verstunden von solch' banger Ahnung nichts. Wie konnte Gott Den wieder verlassen, dem er es bisher so herrlich hatte gelingen lassen? Wie konnte Gott Den seinen Feinden preisgeben, den er so offenkundig mit der Fülle seines Geistes ausgestattet, dem er das ganze Licht seiner Wahrheit in's Herz gelegt hatte? Sie glaubten an keine Gefahr. Da kam die Gefangennehmung in Gethsemane, das Todesurtheil, die Kreuzigung, und all' ihre glühenden Erwartungen waren wie vom Donner niedergeschmettert. Welches Wogen von Furcht, Angst, Entsetzen, Zweifel, verbunden mit unauslöschlichen Eindrücken von der Herrlichkeit und Wahrheit Jesu als des Sohnes Gottes, mußte in ihrem Innern sich ergeben! Betäubt von Schrecken, jeder Gefahr von Seiten der siegestrunkenen Priesterpartei ausgesetzt, dem frechen Spotte der Welt preisgegeben, flohen sie in ihre Heimat, wo sich ihr Glaube in der lebendigen Erinnerung an Jesu ganze Lebenserscheinung und im Kreise vieler treu anhängender Jünger wieder stärkte und bis zu heißer Sehnsuchtsgluth steigerte. Sollten

sie da für Nervenüberreizungen und visionäre Anwandlungen unempfänglich gewesen sein? Leicht gingen dann diese von den besonders erregbaren und leicht exaltirten Geistern, wie solche Magdalena und Petrus waren, auf die ruhigeren Gemüther über. Zeigt doch die Erfahrung auch anderwärts, daß visionäre Erscheinungen sich ansteckend fortpflanzen und ausbreiten können.*) Was dieses letztere, die ansteckende, auf Andere sich verbreitende Kraft visionärer Zustände anbetrifft, so erzählt der bewährte Geschichtsforscher Hase in Jena merkwürdige Dinge, von denen er sagt, er habe sie nicht aufgesucht, sie seien ihm bei ganz andern historischen Studien in die Hände gefallen, und er selbst sei erschrocken vor ihrer Aehnlichkeit mit den evangelischen Erscheinungen.

Der Erzbischof Wilhelm von Tyrus erzählt in der Geschichte des ersten Kreuzzuges: Bei der Eroberung von Jerusalem hat der fromme Bischof Ademar von Puy (der schon vor einigen Wochen gestorben war) zuerst die Mauern erstiegen und die Andern ihm nachzufolgen ermuthigt, und an diesem Tage haben ihn viele glaubwürdige Männer mit leiblichen Augen an den heiligen Stätten gesehen.

*) **Stingelin, Grundwahrheiten des Christenthums. Gerne zitire ich dieses fleißig ausgearbeitete Buch, um es namentlich den Theologen unter den Lesern neuerdings in Erinnerung zu bringen.**

Auch viele Andere, die auf dem Zuge gefallen waren, wurden von Vielen in Jerusalem gesehen, wie sie, gleich den Andern, nach den heiligen Stätten wallfahrten.

Näher liegt noch, was in Canterbury und was in Florenz geschehen ist. Als der Erzbischof Thomas Becket durch ein unbedachtes Wort seines erzürnten Königs erschlagen worden war, da versicherte bald der Eine, bald der Andere seiner enthusiastischen Anhänger, der Erzbischof sei ihm erschienen, nicht als ein Todter, sondern lebendig und habe seine Wundmale gezeigt. Es beginnt in der ersten Nacht nach der Blutthat und währt einige Monate, bis das Andenken des heiligen Märtyrers durch die Buße seiner Todfeinde gesühnt erschien.

Als Savonarola, der Reformator von Florenz, durch seine politischen Gegner und durch Alexander VI., den ruchlosen Papst, gehängt, verbrannt und die Asche in den Arno zerstreut war, ist er mehr als hundert Mal lebendig erschienen, immer solchen, die ein lebendiges Interesse an ihm hatten. Im Dominikanerkloster San Marco und in dem von hier aus verwalteten Nonnenkloster der heiligen Lucia, voll aufgeregter Nonnen, geht er umher wie ein Hausgeist. Da vernimmt man seine wohlbekannte Stimme: Kommt her, meine Töchter! und hier reichte er fünfzehn Nonnen durch's Gitterfenster die geweihte Hostie.

So haben's Zeitgenossen, fromme, redliche Männer uns berichtet. Es währt einige Monate, bis die Phantasie beschwichtigt und die Unterwerfung unter den päpstlichen Spruch eingetreten ist.

Behandeln wir nun aber das Osterereigniß als gleichartig mit solchen Visionen aus alter und neuer Zeit, so erhebt sich im Lager der strengen Bibelgläubigkeit, wie nicht anders zu erwarten ist, ein wahrer Sturm von Entrüstung: „Also zum Zufall einer Sinnestäuschung, zu einem krankhaften Nervenreiz erniedrigt ihr die herrlichste Großthat Gottes, durch die er den umgestoßenen Leuchter des Evangeliums wieder aufgerichtet und seine gnadenvolle Wahrheit aus Tod und Grab gerettet hat? Nichts als freche Gottlosigkeit ist dieses ganze Gerede von Ostervisionen!" In andern Fällen ist diesen Bibelgläubigen nichts zu gering und unbedeutend, daß sie es nicht dankbar auf eine göttliche Fügung zurückzuführen wüßten; von einer Selbsttäuschung, vom Zufall eines Nervenreizes reden sie nicht, wenn sie selbst sich in höherer religiöser Stimmung fühlen, sondern nennen es zuversichtlich eine Gnadenwirkung Gottes in ihren Herzen. Und lassen sie denn nicht auch all' jene Träume, Gesichte, Verzückungen, von denen die Bibel Alten und Neuen Testamentes erzählt, als Wirkungen Gottes gelten, der auf diese Weise die Menschen als Werkzeuge für seine liebevollen und weisen Absichten

in seinen Dienst gestellt habe? Warum soll es denn so anstößig und irreligiös sein, wenn wir das Osterereigniß unter den nämlichen Gesichtspunkt stellen und die Vision als den gottgewollten Weg der innern Erleuchtung und Kräftigung der verzagten Jünger betrachten?

Dieser Gedanke, daß auch die Vision ein Mittel in der Hand der göttlichen Weltregierung sein könne, ist von verschiedenen Theologen, namentlich der vermittelnden Richtung, so dargestellt worden, daß Gott geradezu eine Sinnestäuschung der Jünger bewirkt habe, sei es so, daß er unmittelbar auf ihre Sehorgane eingewirkt, oder so, daß er ein Scheinbild des Auferstandenen vor ihre Augen gezaubert hätte. So löblich es nun ist, daß auch die Vermittlungspartei betreffs des Osterglaubens neue Wege sucht, so wenig wird uns eine solche Deutung des Ereignisses befriedigen können. Wir denken, zu so künstlichen Auskunftsmitteln brauche die göttliche Weltregierung nicht zu greifen, weil ihr viel direktere, *geistige* Wege offen stehen.

Das ist ja klar, daß die Vision nicht der eigentliche *Grund* des Auferstehungsglaubens war, sondern sie selbst war schon die *Frucht* des Glaubens und bot ihm nur die Vermittlung, nur die äußere Handhabe, an welcher er sich kühn erheben konnte. Das Gemüth ist es, das Visionen erzeugt; der Inhalt, der das Gemüth erfüllt, spiegelt sich im Visionsbilde ab.

Wenn nun im Gemüthsleben der Jünger die religiöse Wahrheit, der Glaube an Jesus, eine so mächtige innere Nöthigung bekundete, daß sie mußten an das Leben und den Sieg ihres Meisters glauben, was ist denn diese Macht der religiösen Wahrheit anderes als die Macht Gottes im Menschenherzen? War nun aber die Vision die psychisch-physische Vermittlung, mit deren Hülfe jene innere Nöthigung sich zum Siegesjubel hindurchrang, wer wird da vom Zufall einer Sinnestäuschung reden? Es war das direkte Gegentheil eines Zufalls, es war eine innere göttliche Nothwendigkeit. Hat sich also das Grab, in das man Jesus gelegt hatte, auch nicht geöffnet, so ist es dennoch überwunden worden: innerlich durch den Glauben und die unverbrüchliche Liebe der Jünger. So erfüllt auch uns an Ostern der Freudenschauer des allergrößten Sieges. In andachtsvoller Stimmung schauen auch wir ein Wunder, nämlich das größte, immerwährende, einzig wahre, daß im Menschenherzen Raum und offene Bahn ist für die Wahrheit Gottes, daß im Menschenherzen eine Fülle göttlicher Siegeskraft liegt, durch die es über alle Widersprüche des Lebens triumphiren kann.

Dessen freuen wir uns also an Ostern mit der ganzen übrigen Christenheit, daß durch eine Gotteskraft (wir sagen: innerlich in den Herzen der Jünger) — durch eine Gotteskraft der Tod überwunden und

Jesus aus tiefster Schmach und Verlassenheit auferweckt wurde. Neben diesem Dank für die rettende Gotteskraft klingt in der Osterfreude noch ein anderes Gefühl, das namentlich durch die religiöse Kunst, in Poesie und Malerei, zum vollen Ausdruck gelangt. Es ist die innige Freude an der persönlichen Verherrlichung des geschmähten Dulders, der nun als Todesüberwinder, als strahlender Sieger dasteht. Welcher Maler hätte je die Auferstehung dargestellt, ohne von diesem Gedanken des persönlichen Sieges und Triumphes Jesu erfüllt zu sein? „Willkommen, Held im Streite!“ „Bringt Preis und Ruhm dem Heiland dar!“ so singt die christliche Gemeinde, „singt von dem Menschensohne und seinem großen Sieg, singt, wie er auf zum Throne der Ewigkeiten stieg!“ Auch dieses Gefühl theilen wir mit der ganzen übrigen Christenheit, daß Ostern die Verherrlichung Jesu bedeute. Denn welch' ein Licht fällt aus jenem alles überwindenden Glauben der Jünger auf ihn selbst zurück! Tausende sind vor ihm und nach ihm für eine gute Sache den Märtyrertod gestorben und hinterließen eine treue Schaar begeisterter Anhänger, aber keiner wurde so auferweckt wie er. Liegt das nicht in erster Linie an ihm selbst, an seiner eigenen inneren Herrlichkeit? Ja, welch' eine wunderbar herrliche Menschengröße, welch' eine reine, hohe, geistdurchglühte Persönlichkeit muß der gewesen sein, der trotz schmachvollen Unter-

gangs in den Herzen Aller, die zu ihm hielten, diese nachhaltige, todüberwindende Kraft und Begeisterung weckte! So war doch eben er selbst der Retter seiner Sache, er selbst der Held, der, aus dem Grabe steigend, die Seinen um die alte Fahne sammelte und ihnen die Bahn des Sieges zeigte. Im Lichte des Ostermorgens erscheint Jesus auch für uns als der Herrlichste unter allen Menschenkindern.

Das Christenthum und der Mensch.

(Ein Vortrag.)

Wenn der Gegenstand, um den es sich in dieser Stunde handeln soll, auch nur mit den kurzen Worten: „Das Christenthum und der Mensch“ bezeichnet wird, so genügen doch diese Worte, um in Ihnen allen eine Reihe von Urtheilen und Behauptungen der verschiedensten, der widersprechendsten Art aufzufrischen, die Sie gelesen, gehört oder selbst ausgesprochen haben. Es kommt uns ja so oft vor, daß sich für uns Christliches und rein Menschliches neben einander, gegen einander oder auch einfach gleich stellt. Wir fällen etwa über einen Mann das Urtheil, der Mensch sei besser als der Christ, d. h. wir anerkennen

und rühmen an ihm alles mögliche menschlich Ehrenwerthe, den guten Patrioten, den gemeinnützigen Bürger, den zuverlässigen Freund, den trefflichen Arbeiter, kurz: den Menschen, aber ausdrücklich nur den Menschen, soweit er nicht ein Christ sein will; denn wir sehen, daß sein Christenthum ihn unverträglich, verleumderisch, feindselig, brutal und fanatisch macht, so daß derselbe Mann als Christ uns gerade so ärgerlich und unausstehlich sein kann, wie wir ihn als Menschen liebenswürdig und ehrenwerth finden. Was wollen wir aber damit sagen? Etwa, daß das Christenthum ein Feind und Verderber menschlicher Tüchtigkeit, Tugend und Liebenswürdigkeit sei? Gewiß nicht; denn wir wissen alle aus eigener Erfahrung, was für mächtige Antriebe zu Familien- und Bürgertugend, was für feste Schranken gegen jede Art von Egoismus im Christenthum enthalten sind, und daß von ihm zu allermeist jener Adel der Gesinnung und jene Gewissenhaftigkeit stammt, worin, auch rein menschlich gemessen, der eigentliche Werth jedes Menschen besteht.

Dieses unser eigenes christliches Bewußtsein und jenes Urtheil über das Christenthum Anderer scheinen sich völlig zu widersprechen und doch ist das eine so berechtigt wie das andere. Denselben Widerspruch finden wir auch in Erscheinungen von weiteren Dimensionen. So ist es uns ein von Jugend auf bekannter

Satz, daß wilde Völker, räuberische Horden durch das Christenthum civilisirt und zu einem menschlich schönen Dasein emporgehoben wurden, daß zumeist in christlichen Ländern humane Gesetzgebung, unparteiische Rechtspflege, freie Staatsverfassungen sich finden, unter deren Schutz dann auch alles, was das Leben zu bereichern und zu verschönern vermag, schöne Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, gedeihen. Aber eben so bekannt ist uns andrerseits die Hinweisung auf so manches Unmenschliche, Barbarische, das im Namen des Christenthums vollbracht wurde, wie die Greuel der Inquisition, die schauerlichen Hexenprozesse, die brennenden Scheiterhaufen eines Huß und Servet. Und ist etwa nichts Wahres daran, daß das Christenthum im Dienste absolutistischer Regierungen schon oft die Völkerfreiheit geknechtet habe, daß die christliche Predigt von der Unentbehrlichkeit der göttlichen Gnade die eigene sittliche Kraft des Menschen gefährde, daß die Behauptung einer übernatürlichen Offenbarung die freie wissenschaftliche Forschung beenge, daß die Unterscheidung von geistlichen und weltlichen Dingen, die Unterschätzung der erstern, die Verdammung der letztern alle Freundlichkeit und Anmuth des Daseins verkümmere?

So befinden wir uns in lauter Widersprüchen und es kann uns begegnen, daß wir in Einem Athemzuge beides sagen, das Christenthum sei eine kräftige

Förderung und Belebung des Menschlichen und — es enthalte eine fortwährende Beengung und Lähmung desselben. Lassen Sie mich, um aus diesen Widersprüchen hinauszukommen, einen geschichtlichen Rückblick thun. Ein Rückblick durch die letzten 100 Jahre soll uns den Dienst leisten, daß wir dem Turner gleich, der vor dem Sprunge eine rückläufige Bewegung macht, dann in raschem Anlaufe um so sicherer unser Ziel erreichen.

I.

Unser Gegenstand führt uns zunächst auf einen Mann, der gerade vor 100 Jahren in der vollen Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes stund; es war ein Pfarrer und zugleich ein ganzer, wahrer Mensch; ja, er war Consistorialrath, Superintendent und Hofprediger und dennoch ein Mensch! Aber freilich der Fürstenhof, an welchem er zu so hohen Ehren stieg, war das damalige deutsche Athen, es war der Hof von Weimar, wo die Herzogin-Mutter Amalia und Karl August die hervorragendsten Geister der Zeit um sich versammelten. Dort, wo der gefeierte Wieland seinen Leserkreis mit den Zielen irdischer Wonne und Glückseligkeit berauschte, wo Göthe und Schiller den Gedanken des freien, schönen Menschenthums im Schauspiel verkörperten, dort stund unser Theologe, J. G. Herder, auf der Kanzel und

predigte: sei ein Mensch, denn Christ sein heißt: ein Mensch sein! Darin liegt denn auch die eigentliche Bedeutung dieses Mannes, daß er in vielseitigster Thätigkeit, als Geschichtsforscher, Literarhistoriker, Aesthetiker, Philosoph, Theolog, praktischer Geistlicher und Schulmann sein ganzes Leben in den Dienst des Einen Gedankens stellte: der freien, schönen Menschlichkeit. Nur Menschliches, sagte er, könne dem Menschen zugemuthet werden zu glauben und zu thun; wie die Blume nichts andres soll als blühen und duften, der Vogel fliegen und singen, so soll der Mensch menschlich fühlen, wollen und handeln. Humanität, d. h. freie Ausbildung und ungehemmte Geltendmachung des eigentlichen Menschenwesens — das war sein Losungswort. Mit Entrüstung sprach und schrieb er gegen jede Auffassung des Christenthums, bei welcher menschliche Vernunft und Empfindung nicht zu ihrem Rechte kamen. Was wollt ihr, rief er aus, mit eurem Kram von alten, unverständlichen Kirchenlehren, die das Christenthum entstellen? Poesie, ächt menschliches Empfinden ist alle Religion! Reinste Humanität ist das Christenthum! Und die Bibel? Nehmt sie den orthodoxen Kirchenmännern aus der Hand, dann ist sie das menschlichste aller Bücher, ein Buch voll wunderbarer Poesie! Und dennoch — dieß gehört nun eben auch zum Herder'schen Begriff von Humanität — dennoch

wollte er die Göttlichkeit des Christenthums und der Bibel auf keine Weise beeinträchtigt wissen, denn das wahrhaft Menschliche war ihm zugleich das Göttliche; das Menschliche, je reiner es zum Vorschein kommt, trägt um so kräftiger das Gepräge des Göttlichen an sich und das Göttliche erscheint am unmittelbarsten in Menschengestalt, in menschlicher Liebe und Begeisterung. Dieß waren die Gedanken, die Herder in seinen „Briefen über Humanität" und in dem bekannteren Werke: „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" ausführlich behandelte.

So schien denn die große Frage für immer gelöst zu sein; es schien nun, als ob nie mehr das Göttliche dem Menschen könne angeboten werden zur Unterdrückung oder Lähmung seiner Freiheit und Vernunft und als ob nie mehr eine menschliche Entwicklungsstufe das Göttliche werde von sich weisen können. Doch es schien nur so; Herder hatte die Frage doch eigentlich nicht gelöst, namentlich darum nicht, weil er den Begriff der Humanität noch zu eng gefaßt, über das Wesen des Menschen noch zu zahm und schüchtern gedacht hatte. Sein Menschenideal war die schöne Seele, die ohne Kampf und Leidenschaft, der Blume gleich, in stillem Selbstgenügen aufwächst und sich entfaltet; das volle Menschenwesen sah er im liebevollen Freunde, im zärtlichen Vater, im anspruchslosen Wohlthäter dargestellt; wo

aber die Geschichte in Stahl gepanzert, mit ehernem Schritt durch die Völker wandelt, wo die Kraft der Leidenschaft, wo titanenhaftes Ringen, wo die Tragik des Schicksals beginnt, da glaubt er die Harmonie des Weltalls gestört und voll Entsetzen über solche Barbarei flieht er in sein stilles Asyl.

Wenn nun früher oder später kraftvoller und umfassender das Menschenwesen zur Darstellung kam, so mußte von Neuem die Frage auftauchen, wie solch' ein Menschenthum von größerem Entwurfe, von kräftigeren Umrissen sich zum Christenthum verhalte, ob immer noch Mensch sein und Christ sein so unmittelbar dasselbe bedeuten. Und sie ließen nicht lange auf sich warten, jene genialen Kraftmänner, die mit viel größerem Maße an das Menschenleben herantreten und ein Menschenideal zeichnen sollten, das auf der festen Erde stehend mit dem Haupte in den Himmel ragte. Schon hatte ja die Blüthezeit der deutschen Literatur begonnen, schon waren Göthe und Schiller hervorgetreten. Was auch bei diesen beiden Männern der Grundgedanke und die treibende Kraft ihres ganzen Lebens war, das Verlangen nach freier, ungetrübter Entfaltung der vollen, ganzen Menschennatur, wie schäumend trat dieß in Göthe's Götz, Prometheus, Faust hervor als trotziges, ungestümes Titanenthum, als ungebändigtes Stürmen und Drängen nach einer bessern, kraftvollern Menschenart,

nach schrankenloser Erkenntniß und Thatkraft! Und in Schillers ersten Werken, zu welch' leidenschaftlichem Ausdruck gelangt hier der tiefe Groll gegen die Ungerechtigkeit und Härte der widerstrebenden Wirklichkeit! Wie dröhnt es in jenen Jugenddramen von revolutionären Keulenschlägen gegen die bestehende Sitte, gegen Staat und Gesellschaft! Und auch später, als bei Beiden die Wellen ruhiger flossen, als die stürmische Kraft sich in das Maß der Schönheit fügte, hatte ihr Menschenideal seine stolze Kraft und freie, himmelanstrebende Größe nicht verloren. Aber nicht nur kraftvoller und umfassender als bei Herder war es jetzt gezeichnet, es war auch grundsätzlicher als bei ihm auf sich selbst gestellt, die ganze Tüchtigkeit und sittliche Schönheit, die vom Menschen gefordert ist, war nicht mit der christlichen Frömmigkeit in Eins zusammengezogen, sondern ganz allein auf die Menschennatur gegründet.

Nicht als ob sie hierin die volle Wahrheit ergriffen hätten, vielmehr wird sich uns eine hier anzubringende Korrektur und Ergänzung bald von selbst ergeben; aber, was sie wollten, haben sie erreicht; dieses so frei und groß gezeichnete Humanitätsideal ist in das 19. Jahrhundert durch alle Poren eingedrungen. Was für die politische Geschichte unsres Jahrhunderts die französische Revolution war, die erste bahnbrechende That, das waren für die Ge-

schichte der Geistesbildung und innern Freiheit Göthe und Schiller; sie waren mehr als bloß die besten Dichter, sie waren unser Aller Lehrer und Führer, und wer bei ihnen in die Schule gegangen ist, der kommt von dem Gedanken nie mehr los, daß der Mensch nichts andres sein solle als ein Mensch und daß das menschliche Wesen das Maß sei für alle Dinge, die uns betreffen.

Nun aber das Christenthum? In welche Stellung gerieth es zu diesem Menschenthum? Eine Antwort mußte jetzt gegeben werden auf die Frage, ob immer noch Mensch sein und Christ sein so unmittelbar dasselbe bedeuten, ob überhaupt jenes Humanitätsideal noch christlichen Charakter an sich trage. Die Antwort der nächsten Jahrzehnte lautete sehr entschieden, sie hieß: nein; und zwar von beiden Seiten, aus dem Lager des Christenthums und aus dem des Menschenthums tönte dasselbe bestimmte: nein!

Wir kennen ja die deutschen Freiheitskriege und ihre Folgen. Als die Fürsten Europa's das Joch des ersten Napoleon von sich abgeschüttelt hatten, stunden sie mit Einem Male als christliche Landesväter da und gründeten unter dem sprachlosen Staunen der Diplomaten die „heilige Allianz“. Die gesammte äußere und innere Politik sollte von nun an eine entschieden christliche sein. So lauten die Hauptartikel des Vertrages: „1. Die Fürsten geloben, den

Worten der hl. Schrift gemäß, durch das Band einer wahrhaften Bruderschaft vereinigt zu bleiben und gegen ihre Unterthanen und Heere sich als Familienväter zu erweisen. 2. Die einzelnen Staaten bilden nur verschiedene Zweige einer und derselben Familie, die sich zur christlichen Religion bekennt und die keinen andern Herrscher anerkennt als den Einen Heiligen, Jesum Christum." Da war jetzt also nach den Zeiten des Humanitätsideals wieder einmal das Christenthum auf den Thron erhoben, und kein Zweifel, daß die gekrönten Häupter es damit eigentlich ernst und ehrlich meinten; wir wissen aber auch, wie es unter diesem christlich landesväterlichen Regimente jener großen Geistessaat erging, von der soeben die Rede war. Es war ja die Zeit der Restauration, das Rad der Weltgeschichte sollte sich rückwärts drehen, die Zustände sollten wieder kommen, wie sie vor Napoleon, vor der Revolution gewesen waren, wo war da Platz für einen Schiller'schen Marquis Posa oder Wilhelm Tell? Wo Spielraum für einen Faust mit seinem Thatendrang und schrankenlosen Wissensdurst? Das offizielle Christenthum des neu befestigten Polizeistaates und der ihm ergebenen Kirche, nein, dieses Christenthum hatte keinen Raum weder für Herder's, noch für Göthe's und Schiller's Menschenideal. Die Völker waren zur Mündigkeit herangereift und verlangten Theilnahme an der Staatsverwaltung,

im Namen des Christenthums wurden sie für unmündig erklärt und in die Schranken des Unterthanenverstandes zurückgewiesen. Im Namen des Christenthums wurde jede nationale Hoffnung, jede hochgehende Begeisterung geächtet, es begannen die Demokratenverfolgungen, unschädliche Jünglinge wurden in jahrelanger Haft gehalten, Professoren ihres Amtes entsetzt, die Turnplätze geschlossen, die liberalen Staatsmänner bis auf den letzten Rest entfernt und die Thüren der Regierung dem Volke vor der Nase zugeschlagen — alles im Namen des Christenthums!

Was Wunder, daß es nun auch auf der andern Seite hieß: Nein, Christ sein und Mensch sein vertragen sich nicht; das Christenthum hat für den Menschen, wie er sein soll, für den freien, starken Menschen, keinen Platz! Namentlich Feuerbach war es, der die Reveille blies: Erwachet, ihr schlummernden Geister, von dem schweren, beängstigenden Traum der Religion! Sammelt euch zum großen Morgen des freien Menschenthums! Hinweg mit dem Christenthum und seinem schwachherzigen Dulden und Harren und seiner frommen Unterwürfigkeit unter die Gewalt! Weg mit dieser Religion der Sanftmuth und Hingebung, der das Mark des Zornes fehlt und die keinen Widerstand kennt gegen Unrecht und Gewalt. Und vor allem weg mit dieser Kirche, die Duldung, Sanftmuth, Gehorsam predigt, selbst aber als Dienerin

des Polizeistaates nach der tief unsittlichen Herrschaft über die Geister und Gewissen trachtet, unduldsam und fanatisch ist gegen Andersdenkende. Hinweg mit der Religion überhaupt! Auch in der besten Form ist sie nur eine Selbsttäuschung. Der Gott, zu welchem der religiöse Mensch aufschaut, ist nichts als das eigene Menschenwesen, das Ideal der Humanität in der eigenen Brust.

So hatte Feuerbach die Gottheit abgesetzt und auf den leer gewordenen Thron die „Menschheit" erhoben. Weiter schien man in der Verneinung nicht gehen zu können, und dennoch traten Andere auf, die auch das Feuerbach'sche Menschheitsideal in die Rumpelkammer des Köhlerglaubens warfen. „Was geht mich die Menschheit an? fragte Max Stirner; und wo ist sie denn? Ueberall sehe ich nur einzelne Menschen, vor allem aus sehe ich mich selbst, meine Neigungen und Wünsche, die Lust meines Daseins. Höheres kann der Mensch nicht denken, als sich selbst. Menschheit, Liebe und Begeisterung, Sittlichkeit und Hingebung sind eben solche Träume, wie der Traum einer Gottheit war."

II.

Verlassen wir diese unerquickliche Wüste einer wahnwitzig gewordenen Verneinung und fragen, was wir aus all' dem lernen. Die erste, handgreiflichste Lehre ist die, daß nun beides, Christenthum und

Menschenthum, bei seiner Karikatur angekommen war. In den Händen des reaktionären Staates war das Christenthum zum schnödesten Pfaffenthum entartet, weil es sich gegen die Humanitätsidee in Feindschaft gesetzt hatte; die Humanitätsidee hatte sich in den schamlosesten Egoismus verkehrt, weil sie sich leidenschaftlich vom Boden des Christenthums losgerissen hatte. Diese geschichtliche Thatsache möge unser Urtheil über die Gegensätze jedes Zeitalters zu der Klarheit und Reife erheben, daß wir, unbeirrt durch Schlagwörter und ausgehängte Fahnen, jeder Erscheinung auf den Grund sehen und, was auch heute noch eine bloße Karikatur ist, als solche erkennen.

Zweitens aber sehen wir, daß die Humanitätsidee eine Geschichte hat. Was für Wandelungen, Hebungen und Senkungen hat sie in diesen wenigen Jahrzehnten durchgemacht? Und hat nicht das Bewußtsein des Menschen über sich selbst, über sein Wesen und seine Bestimmung von den Anfängen der Menschheit an eine fortwährende Umgestaltung erfahren? Wie ganz anders ist dieses Bewußtsein gestaltet bei den Fischer- und Jägervölkern der Urzeit, bei dem machtstolzen Römer, dem feinsinnigen Griechen, dem gemüthstiefen Israeliten? wie anders bei dem phantasievollen Menschen des Mittelalters und bei dem reflektirenden Sohn der Neuzeit? Ja, was ist die ganze Weltgeschichte überhaupt andres, als das

Ringen des Menschen nach der vollen Erfassung seiner selbst, nach einem umfassenden Bewußtsein über die Tiefe seiner Anlagen, über die Höhe seines Berufs, über die Menge seiner wahrhaften Pflichten und Rechte? Ungeschmälert bleibe der Satz aufrecht stehen, daß der Mensch keine andere Bestimmung hat, als Mensch zu sein, und daß das Menschenwesen das allein gültige Maß ist für alle Dinge, die uns betreffen. Aber was ist dieses wahrhaft Menschliche? Wer spricht die Formel aus, die ein für alle Male die volle Idee des Menschen enthält?

Die volle Idee liegt nur im Schöpfungsgedanken Gottes! Vor Gottes Auge ist das ganze Menschenwesen auseinandergelegt wie ein offenes Buch. Wir selbst blättern noch in den ersten Kapiteln dieses Buches herum, manches daraus haben wir uns angeeignet, an manchem buchstabiren wir noch. Jedes Jahrhundert schlägt ein neues Blatt für uns um, jede große Epoche der Weltgeschichte führt uns in ein neues Kapitel ein. Was mag in der Mitte des Buches stehen, an die wir vielleicht bald kommen werden? Was mögen die Schlußkapitel enthalten? Sie enthalten Aufgaben des Menschenlebens, die jetzt noch wie leere, inhaltlose Phrasen vor uns stehen, als Gegenstände verschwommener Sehnsucht, als leuchtende Sterne, nach denen wir mit der Unbeholfenheit eines Kindes greifen; alsdann sind sie

faßlich geworden und ausführbar, selbstverständlich und unausweichlich; alsdann ist, was unsre Zeit „Humanität“ genannt, wie der blasse Mond neben der hellen Sonne. Was aber kein einzelnes Zeitalter inmitten der Geschichte überschaut, das liegt beisammen und aufgeschlossen im Schöpfungsgedanken Gottes. Soll ich mich in der anschaulichen Bildersprache der Bibel ausdrücken, so umfaßt die Idee der Humanität alles das, was Gott dachte, als er sprach: lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.

Darum begreift der Mensch sich selbst nur in Gott! Gewiß, das werden wir nicht bestreiten: seines wahren Wesens, seiner höchsten Bestimmung wird sich der Mensch erst dann bewußt, wenn er über alle Widersprüche und Zufälligkeiten des Lebens aufsteigt zu dem ewig Einen Grund und Zweck der Welt, wenn er aus der Verworrenheit seiner Neigungen und Wünsche emporblickt zu Dem, der ihm auf Erden seinen Posten angewiesen und im Gewissen zu ihm spricht, wenn er aus seiner egoistischen Vereinzelung sich ausweitet zu Dem, der alle Dinge umfaßt und von dessen ewigen Ordnungen er neben Millionen Seinesgleichen auf gleiche Weise geschützt und getragen ist. „Religion“ nennen wir dieses Streben des Menschen, in Gott sich selbst zu verstehen. Sollte nun eine Humanität denkbar sein ohne Religion?

Vielmehr orientirt sich die Humanität erst am religiösen Gedanken über die schönsten Seiten, über die höchsten Ziele des Menschenwesens. Im Gedanken an jene umfassende Liebe, die das ganze Weltall trägt und die ausgegossen ist über jedes erschaffene Wesen, wurzeln unsre besten Kräfte, die eigne Liebe, die Kraft der Selbstverleugnung und des milden Erbarmens. Und was war denn das Christenthum gegenüber der alten Welt andres, als ein volleres Bewußtsein des Menschenwesens, gegründet auf ein tieferes Verständniß Gottes? was andres, als wahre Humanität, gegründet auf wahre Religiosität?

Ja, wenn ich gefragt werde, ob das Christenthum im Stande sei, wahre Humanität hervorzubringen, dann blicke ich zurück über zwei Jahrtausende, voll von Versuchen, das Christenthum zu verwirklichen, zurück über alle Verirrungen der Kirche und über alle ihre großen Heldengestalten auf Den, der zum ersten Mal den kühnen Wurf gewagt hat, auf den Propheten von Nazareth und antworte in seinem Namen: ja!

Ja, wenn ich wissen will, was Freiheit des Geistes, was starker Mannesmuth ist, dann blicke ich auf ihn zurück. Ich sehe ihn mitten in einem fanatisirten Volke frei und klar seine eigenen Wege gehen, er zittert nicht vor den Gefahren der Mißkennung, der Verfolgung, der Feindschaft auf Tod und Leben.

Fest entschlossen geht er seinen Weg. Was das Volk und seine Leiter mit wilder Wuth als ihr bestes Kleinod festhielten, die Unverbrüchlichkeit des Gesetzesbuchstabens, das enthüllt er als einen geistlosen Kram. Wo ein Heiliger sich breit macht und vom Volke angestaunt wird wie ein Wunder Gottes, da nimmt er den Seinen die Binde von den Augen, damit sie den eitlen Pfau erkennen. Wo im Namen des geheiligten Herkommens, des Vorurtheils oder der Priestermacht das ewig Menschliche, Wahrheit und Liebe unterdrückt wird, da tritt er mit flammendem Auge als Beschützer auf und läßt den Gegner die zermalmende Kraft seines Wortes fühlen. Ja, wer starke, kühne Manneskraft sehen will, der schaue auf ihn. Und dennoch jene unbedingte Beugung unter Gott und seinen Willen, jene völlige Verzichtleistung auf alles eigene Wollen und Wünschen! Ist das nicht ein unvereinbarer Widerspruch: solch' ein freier Mannesmuth und solch' ein Gefühl der Abhängigkeit? Vielmehr ist es eins und dasselbe gewiß! Indem er unter den Gott sich beugte, der in seinem Gewissen sich vernehmbar machte, war er frei gegenüber den Menschen, frei von der Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils; abhängig sein von Gott ist Freiheit gegenüber der Welt und den Menschen. Frei ist der Mensch erst, wenn er aus der widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit des Lebens aufsteigt

zu dem ewig Einen Grund und Zweck der Welt. Oder haben Sie in der Weltgeschichte je eine durchschlagende Kraft gesehen — ich meine: Kraft der Ueberzeugung und durchschlagend ohne äußere Mittel — haben Sie solch' eine schwungvolle Geistesthat gesehen, die nicht in ihrem innersten Grunde wäre gekettet gewesen an den ewigen Gott? Da alle Mal zeigt es sich, daß der Mensch, der ganze, freie Mensch, erst eigentlich aufersteht aus der unergründlichen Tiefe des Göttlichen. Ja, nicht nur das freie, das ganze schöne Menschenthum! Auch jene freie Manneskraft bei Jesu ist erschienen in friedevoller, schöner Menschlichkeit. Seine Kraft hat nichts Herbes, sein Ernst nichts Finsteres, seine Beugung vor Gott hat keine Spur von gelähmtem oder gebrochenem Wesen. All' sein Thun und Reden geht aus der Lust und Freudigkeit eines gotterfüllten Gemüthes hervor. Wo er im Drang seines Berufes allem Behagen des Besitzes und Genusses entsagt, wo er erklärt, daß die Füchse Gruben haben und die Vögel Nester, des Menschen Sohn aber nicht habe, wo er sein Haupt hinlege, auch da ist er im Besitz ewiger Gotteskräfte, mit der Welt und seinem Schicksal versöhnt und freut sich seiner Entsagung mit tiefinnerster Lust. Darum nimmt er dann wieder so harmlos Theil an jeder menschlich schönen Lebensfreude, an jedem Sonnenstrahl des Frohsinns und des Glücks; nicht

kümmert er sich darum, was die Gesetzesmänner dazu sagen, nicht um die Tyrannei der Sitte und des Vorurtheils; mit heiterer Miene hört er den Bericht seiner Jünger an, daß fromme Eiferer Aergerniß an ihm genommen haben, und spricht mit lachendem Munde das goldene Wort: „Johannes aß nicht und trank nicht, da sprachen sie: er hat den Teufel; des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt, da sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Sünder und Zöllner Geselle!" Wahrlich, solche kindliche Harmlosigkeit, vereint mit jenem unerbittlichen Ernste, solch' eine Herzensdemuth im Bund mit jener durchschlagenden, zermalmenden Kraft, solche Weltentsagung und Entäußerung alles Eigenwillens, vollzogen auf der sonnigen Höhe des Friedens und der Freude, solch' ein Lebensbild schlägt für alle Zeiten die Frage nieder, ob das Christenthum Raum habe für den freien Menschen — da heißt es für alle Zeiten: „sehet, welch' ein Mensch!" Da staunt man das große Wunder Gottes an, daß in der Armuth des Menschenherzens seine ewige Kraft und Schönheit Wohnung macht. Da wird es uns klar: wie im warmen Sonnenstrahl die Knospe sich zur Blume öffnet, so gestaltet sich das schöne Menschenthum im Sonnenstrahl der Gottheit.

So steht Jesus vor uns nach seiner persönlichen Erscheinung, und welches waren die Wirkungen, die

von ihm ausgegangen sind? Zwei Jahrzehnte nach seinem Tode eilte Paulus, ein gewesener jüdischer Rabbi, ruhelos von Land zu Land, um überall die Schranken niederzureißen, die den Menschen vom Menschen getrennt hatten. Hier ist nicht mehr Jude noch Grieche, ruft er aus, nicht mehr Freier oder Sklave, nicht mehr Mann oder Weib; sie sind sich Alle gleich als Brüder, in Christus Alle gleich vor Gott. Noch war das Jahrhundert nicht zu Ende, da saß des Kaisers nächster Verwandter, Flavius Clemens, der regierende Konsul, der zweite Herr der römischen Welt, mit Sklaven und Handwerkern zusammen, um die Botschaft vom Kreuze zu vernehmen. Die glänzenden Götterfeste, an denen er von Amtes wegen sich betheiligen sollte, verschmäht er; aber er verachtet nicht das dunkle Gemach in einer schmutzigen Vorstadt, wo ein Handwerker predigt, wo Sklaven und Freigelassene das Auditorium bilden; mit seiner kaiserlichen Gemahlin setzt er sich unter sie als seine Brüder und verschmäht nicht, den Bruderkuß mit ihnen zu wechseln, das Brod und den Kelch der Gemeinschaft mit ihnen zu theilen.*) Im Namen Jesu war das Unerhörte geschehen, daß der Edelgeborne, der Freie mit Sklaven Bruderschaft schloß, und so ist dieser Name als eine befreiende, erhebende

*) Vgl. die schöne Schilderung bei Volkmar, Rel. Jesu. S. 7.

Macht durch die Weltgeschichte gegangen, hat der Frau, dem Kinde, dem Armen, dem Besiegten ihre Menschenrechte erworben.

Und was nennt Jesus als den Zweck seines ganzen Wirkens? Er sei gekommen, das Reich Gottes zu gründen. Wie lautet der Auftrag, den er seinen Jüngern gibt? Die Menschen zum Himmelreich zu sammeln. Was anders will er damit sagen, als daß der Himmel und sein Friede auf Erden Wohnung machen, daß Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe das Menschenleben erfüllen und gestalten sollen! Seitdem er dies gesprochen hat, wird die Menschheit nicht müde, nach diesem Ziele auszuschauen, verlangt wie der benachtheiligte Erbe nach diesen Gütern als ihrem rechtmäßigen Theil und zu jedem Berge, der im Wege steht, spricht sie unermüdlich ihres Meisters großes Glaubenswort: hebe dich weg! Daß Jesus diesen Gedanken der Weltreform mit einer Kraft und Gluth, wie kein Anderer, in das Herz der Menschheit gelegt hat, ist mit Recht sein größtes Verdienst genannt worden und es ist völlig zutreffend, was Huet von ihm sagt: Was hat also Jesus gethan? Er hat in den Seelen eine unendliche Erwartung, einen brennenden Durst nach dem Reiche der Gerechtigkeit erweckt. Durch diesen unüberwindlichen Glauben hat er sein Geschlecht erneuert und fährt er fort, die Welt zu bewegen. Er ist der Schöpfer des Geistes der univer-

sellen Reform, der Schöpfer des revolutionären Geistes. Diese Gluth des Fortschritts, die wie ein Fieber in den Adern der christlichen Völker brennt und ihre Ueberlegenheit begründet — wir haben sie von ihm.

Im Hochgebirge fließt ein krystallheller, heilkräftiger Bach, aber der Thalausgang ist ihm gesperrt, er staut sich an zum blauen, tiefen Alpensee. Durch die künstliche Thalsperre bricht sich doch manches kleine Bächlein den Weg in's Freie hinaus und rieselt ohne Bett über die Wiesen, verwandelt die eine in Sumpf, überzieht die andere mit Schlamm und Geröll. Ja, wie spärlich fließen die Wasser des Christenthums durch das Menschenleben und bedecken so manche natürliche Menschentugend und Herzensgüte mit dem Schlamm der Engherzigkeit und krankhaften Frömmelei. Wie Mancher kennt nur diese sumpfigen Wiesen und ist stolz auf sein Bischen entartetes Christenthum! Nicht hier, oben im Hochgebirg ist das Christenthum. Die Lebensworte, die der Mann von Nazareth sprach, sind das Christenthum. Aber seine Worte waren zu groß und kühn, zu radikal und welterneuernd, die Christenheit fürchtete sich vor ihnen und sperrte den Thalausgang mit den Baumstämmen und unhandlichen Klötzen der Glaubensbekenntnisse und Katechismen. Wer sich aber den Gang in's Hochgebirg nicht

verdrießen läßt, der erquickt sein Herz und Auge am Anblick des tiefen, blauen See's mit dem wunderbaren Wasser und es läßt ihm fortan nicht mehr Ruhe, immer muß er an der Thalsperre rütteln, immer an den Blöcken und Stämmen zerren, damit die heilkräftigen Wellen hinausfließen in alle Welt. Ja, wer dem Mann von Nazareth in's Auge schaut, der weiß, was der Menschheit zu Theil wird, wenn sie ihn einmal aufrichtig zu ihrem Meister macht und ihm freien Spielraum läßt, das Leben zu ordnen: die volle Entfaltung des ganzen, wahren Menschenwesens in einem Reiche der Freiheit, der Wahrheit, der Liebe.

Was lehrt uns die Moralstatistik?

Wenn wir in Heirathsabsichten oder bei Geburts- und Todesfällen unsre Angaben beim Zivilstandsbeamten gemacht und alle zehn Jahre einmal die Bevölkerungstabelle ausgefüllt haben, so ist gewöhnlich alles geschehen, was wir für die Statistik thun. Und nicht nur uns, simplen Bürgern, ist es recht, daß man uns mit diesen Dingen im Uebrigen unbehelligt läßt, auch der Gemeinderath und Zivilstandsbeamte ist froh, wenn er die langen Listen mit Zahlen und Namen zu weiterer Verarbeitung einem Andern über-

lassen kann, denn etwas Langweiligeres und Oederes als diese trockenen Zusammenstellungen können wir uns kaum denken.

Unterdessen bemächtigt sich der Statistiker des riesig angesammelten Stoffes, addirt und gruppirt die Zahlen, kombinirt sie kreuz und quer und weiß schließlich über uns viel mehr als wir ihm verrathen hatten. Denn er zählt und ordnet nicht nur unsre Köpfe nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, er faßt auch die Produkte des Ackerbaus und der Industrie, die Bewegungen des Handels und des Nationalwohlstandes in's Auge, er studirt die Gerichtsverhandlungen, die Zahl der Angeklagten, der Freigesprochenen, der Verurtheilten, und stellt uns endlich — uns, die wir das letzte Schulzeugniß längst mit Indignation in eine Ecke geworfen, — alljährlich stellt er uns ein Zeugniß über Fleiß, Leistung und Betragen aus.

Das zwar weiß der Statistiker wohl, daß seine Zahlen nicht ausreichen, um über das gesammte moralische Verhalten der einzelnen Völker und Landestheile ein Urtheil festzustellen. Vom Sittenzustand eines Volkes kennt er nur das Aeußerliche, nur die Thatsachen, die sich zählen und rubriziren lassen, und auch von diesen Thatsachen kennt er selten die Motive, nie die besondern persönlichen Verhältnisse, unter deren Einfluß Rechtes und Schlechtes geschehen ist.

Gleichwohl theilt uns die Moralstatistik Dinge mit, die zu denken geben, hochinteressante Dinge, die uns ihre Lehre mit arithmetischer Klarheit vorhalten, und wieder räthselhafte Dinge, die einen vollständig verblüffen können.

Zum letztern gehört die Regelmäßigkeit, mit der gewisse Zahlen von Jahr zu Jahr wiederkehren. Auch in Handlungen, die man ganz der Willkür der Einzelnen oder dem launigen Zufall der Verhältnisse überlassen glaubte, weist der Statistiker Zahl und Regel nach. Sicherer, sagt man, als der Staat seine Einnahmen an direkten und indirekten Steuern oder die Zahl der dienstfähigen Rekruten vorausberechnen kann, sicherer und pünktlicher vermag der Statistiker den Gerichtsbehörden am Anfang des Jahres vorauszusagen, mit wie vielen Verbrechern dieser und jener Art sie zu thun haben werden, ebenso den Zivilstandsbeamten, wie viele Ehen zwischen Alten und Jungen, zwischen Wittwern oder Junggesellen mit Jungfrauen oder Wittwen sie zu schließen haben werden. So hat sich (wie Carriere sagt) das gewohnte Bild des Lebens geradezu verkehrt und es ist die seltsame Vorstellung aufgetaucht, als sitze der Statistiker in seinem Büreau und berechne nicht bloß, wie viele Menschen in einem Lande sterben werden, sondern auch, wie viele durch Selbstmord enden, und unter diesen wieder, wie viele alt oder jung, Männer

oder Frauen, zum Strick oder zur Pistole greifen, durch Wasser oder Kohlendampf sich umbringen; er berechne, wie viele Ehen geschlossen werden, nicht bloß im Allgemeinen, sondern nach den Lebensaltern, von noch Unverheiratheten, von Verwittweten; er berechne, wie viele Verbrecher vor Gericht kommen, verurtheilt oder freigesprochen werden, und zwar wegen der Angriffe auf Personen und Sachen, und wie sich beide unter die verschiedenen Alter und Geschlechter, nach Stand und Beruf vertheilen. Und siehe da, so vollzieht es sich bis zum Jahresschlusse, ohne daß ein Despot die Menschen zwänge, ohne daß sie übereinkämen oder loosten; die feststehende Zahl von Wittwen findet ihre Freier, darunter so viele Junggesellen und Wittwer wie angegeben waren; der Sprung in's Wasser, das Messer, die Schießwaffe wird von dem festgesetzten Prozent der Bevölkerung erwählt, um aus dem Leben zu scheiden, und die Geschwornen sprechen so viele des Diebstahls Angeklagte frei, wie berechnet worden.

So scheint denn der Einzelne nichts anderes zu sein als das willenlose Rädchen an einer ungeheuren Maschine, die in ihrem Gange ihn mit überwältigender Nothwendigkeit treibt, an bestimmter Stelle das bestimmte Werk zu thun. Darum wurden diese sogen. Resultate der Statistik im Lager des Materialismus mit dem lauten Jubelruf begrüßt, jetzt sei das letzte

Weltgeheimniß entdeckt, auch das sittliche Leben, das bisher noch als Asyl geistiger Freiheit gegolten, auch Tugend und Verbrechen seien nichts anderes als ein Naturprozeß, der sich so unweigerlich vollziehe wie jeder andere gesetzmäßige Vorgang des physischen Lebens. So sagt der bekannte englische Geschichtschreiber Buckle: in einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine bestimmte Anzahl von Menschen sich das Leben nehmen; dies ist das allgemeine Gesetz und so unwiderstehlich ist dieses Gesetz, daß weder die Liebe zum Leben noch die Furcht vor dem Jenseits den geringsten Einfluß dagegen auszuüben vermag.

Glücklicherweise verhält sich die Sache doch etwas anders. Die statistischen Tabellen weisen nämlich neben vielen sich gleichbleibenden Zahlen doch auch Schwankungen auf und zwar, um von den geringeren nicht zu reden, oft recht auffallende. Zahlen, die Jahrzehnte hindurch sich fast nicht verändert hatten, steigen oder fallen oft sehr beträchtlich von einem Jahr zum andern. Hierauf zu achten ist für unsern Zusammenhang von großem Belang. Im Jahre 1847 stieg in Frankreich und andern Ländern die Zahl der Diebstähle ganz enorm und ebenso beträchtlich fiel die Ziffer der Heirathen. Was war geschehen? Das Vorjahr hatte eine schlechte Ernte gebracht; diese schlechte Ernte war also allerdings eine auf das sittliche Menschenleben wirkende Ursache.

Solchen Ursachen kann sich der Mensch nicht entziehen, aber seine Sache ist es, was er daraus macht. Der Eine sagt: die Zeiten sind schlecht, ich wage nicht, einen eigenen Hausstand zu gründen; so geht die Ziffer der Heirathen hinunter. Der Andre sagt: die Noth ist groß, ich nehme, wo ich etwas finde: so wird er zum Dieb. Da entscheidet sich also der Mensch frei, welchen Einfluß die Noth auf ihn ausüben dürfe, ob sie ihn zu sparsamer Einschränkung oder zum Unrecht veranlassen solle; und wenn alle Diejenigen, welche in theuren Jahren zu Dieben geworden sind, sich als naturnothwendig dazu gezwungen ausgeben wollten, so müßten sie uns auch sagen können, warum denn nicht alle Armen gestohlen haben, warum so viele den Kampf mit Noth und Mangel ehrenhaft durchgekämpft haben. Ein andres Beispiel: In Bayern zeigte sich durch viele Jahrzehnte hindurch auf den Heirathstabellen immerfort derselbe auffallende Umstand, daß außerordentlich viele und oft recht alte Wittwen sich mit Junggesellen verheiratheten, und ebenso auffallend groß war die Zahl der Wittwer, die sich mit Jungfrauen verbanden. Dieser Thatsache gegenüber müßte nun ein Mann wie Buckle in der Landesnatur, im Klima, in der Ernährungsweise der Bayern das zwingende Gesetz nachweisen, das bejahrte Wittwen so heirathslustig macht und das Auge der Jungfrauen vorzugs-

weise auf Wittwer lenkt. Er müßte sagen: so unwiderstehlich wirkt dieses bayrische Naturgesetz, daß auch der natürliche Zug des Jünglings zur Jungfrau, daß auch die feurigste Jugendliebe nicht dagegen aufkommt. Aber mit Einem Male verloren sich diese auffallenden Zahlen und die bayrischen Heirathstabellen wurden denen der andern Länder gleich. Was war geschehen? Ein lästiges Gewerbegesetz war abgeschafft und durch ein neues, liberaleres ersetzt worden. Unter der alten Gewerbeordnung pflegte der Geselle, dessen Meister gestorben war, die verwittwete Meisterin zu heirathen, denn damit erheirathete er zugleich das Geschäft, das er selbst nicht eröffnen durfte; starb dann die alte Meisterin, so war er Wittwer und nahm sich eine junge Frau. Von dem Tage an, da das neue Gewerbegesetz in Kraft trat, blieben die alten Meisterinnen ruhig im Wittwenstand und wie in andern Ländern fanden und verbanden sich die jungen Herzen.

Was zeigen uns nun solche Beispiele? Sie zeigen uns das Doppelte, daß allerdings äußere Umstände, gute oder schlechte Ernte, soziale und politische Verhältnisse einen mächtigen Einfluß auf das Thun und Lassen des Menschen ausüben, daß aber der Mensch, sei's der Einzelne, sei's die Gesellschaft, es in der Hand hat, sich durch diese Einflüsse so oder anders bestimmen zu lassen, ja auch auf dieselben zurückzu=

wirken und sie zu verändern. Wenn also der Statistiker seinen Voranschlag für das nächste Jahr aufstellt und sagt: bei diesen Getreidepreisen muß es so und so viele Diebstähle geben u. s. w., so hat er, wie wir zu sagen pflegen, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In der Regelmäßigkeit, mit der gewisse Zahlen immer wiederkehren, spricht sich nicht ein unentrinnbares Verhängniß aus, sondern sie zeigt uns nur die Stetigkeit wirkender Ursachen in Verbindung mit der im Ganzen sich gleich bleibenden Menschennatur. Wie erfolgreich aber dieser verhängnißvolle Zusammenhang gebrochen werden kann, zeigt ein anderes Beispiel. Vom Staatsstreiche Napoleons an verminderten sich in Frankreich ganz bedeutend die blutigen Schlägereien und in Corsica die Mordthaten; noch 1849 paradirten die letztern mit der furchtbaren Zahl 236, in den Fünfziger Jahren schwankt diese Zahl ganz enorm und bleibt dann im Durchschnitt bei 80 stehen. Napoleon hatte eben das Waffentragen verboten und überall schärfere Polizei und Rechtspflege eingeführt. Also vor diesen einfachen Mitteln der Staatsgewalt beugte sich sogar der wilde Rachegeist, der dem Corsen durch Temperament und tausendjährige Sitte eingeimpft war.*)

*) Die Gedanken des Lesers schweifen hier vielleicht auf die Todesstrafe ab. Durch Wiedereinführung derselben, meint man, könnte man den Mordthaten Einhalt thun. Die Statistik

Betreten wir flüchtig auch das unheimliche Gebiet der Statistik über den Selbstmord, so müssen wir ganz besonders hier über die Jahr um Jahr sich wiederholende Regelmäßigkeit der Zahlen erstaunen. Ob wir nach den Motiven zum Selbstmord oder nach der Wahl des Mittels fragen, nach der Tages- und Jahreszeit, in der er ausgeführt wird, nach Geschlecht und Alter, nach Nationalität und Konfession, nach Wohnsitz und Beruf, — von Jahr zu Jahr die nämlichen Zahlenverhältnisse! „Die betreffenden Tabellen, sagt der Statistiker Wagner, enthalten die arithmetischen Verhältnisse eines der moralischen Weltordnung angehörigen Mechanismus, welcher unsere staunende Bewunderung in noch höherem Maße auf sich ziehen muß, als der Mechanismus der Himmelskörper!" Wagner redet von einem „Mechanismus", aber was sollen wir uns darunter denken? Wo und was ist

---

spricht nicht dafür. Auch v. Oettingen, ein entschiedener Anhänger der Todesstrafe, gibt in seiner Moralstatistik zu, daß in verschiedenen Staaten, in Anhalt, Oldenburg, Nassau, in einigen Kantonen der Schweiz, in der Republik S. Marino nach Abschaffung der Todesstrafe sich durchaus keine Steigerung der Kriminalität gezeigt habe. Und andrerseits wissen wir aus unsrer eigenen kantonalen Erfahrung, daß unter dem strammen Obergericht der fünfziger Jahre ein Todesurtheil um das andere ausgesprochen und exequirt wurde und gleichsam als verhöhnende Antwort darauf der Mord in erschreckender Weise zunahm. In Corsica war es nicht die Todesstrafe, sondern die scharf spähende Polizei, die dem Morden Einhalt that.

dieser geheimnißvolle Moloch, der mit solch' gebieterischer Macht jährlich seine bestimmte Zahl von Opfern verlangt? Mir scheint die Erklärung im psychologischen Zusammenhang der Sache selbst zu liegen. Wenn man nämlich bisweilen den Selbstmord als eine That rühmen hört, die der stärkste Beweis der persönlichen Willensfreiheit sei, so ist vielmehr umgekehrt zu sagen, daß er viel weniger eine That ist als ein Leiden, daß er eine tiefe Stufe sklavischer Abhängigkeit darstellt, nämlich die Abhängigkeit von der Ungunst äußerer Verhältnisse wie von der Macht der eigenen Leidenschaft und Verzweiflung. Was zum Selbstmord führt, ist immer der Mangel an Widerstandskraft und darum eben, weil der Mensch hier willenlos sich ergibt, darum können die zum Selbstmord führenden Umstände, die in einem bestimmten Zustand der Gesellschaft immer auf gleiche Weise da sind, auch immer auf gleiche Weise sich bis zum unheilvollen Ende durchsetzen. In dem Maße, wie der eine Faktor, der freie Wille, zurücktritt, der das Wechselnde, Individuelle darstellt, in dem Maße gewinnt der andere Faktor, die Stetigkeit der wirkenden Ursachen, die Oberhand und bringt jene erstaunliche Regelmäßigkeit hervor.

Aus diesem ganzen traurigen Kapitel will ich nur Einen Punkt erwähnen: das Zahlenverhältniß nach dem Zivilstand. Verheirathete, Verwittwete, Geschiedene

— wen trifft das schwarze Loos am seltensten? wen am häufigsten? Die Zahlen steigen in mächtigen Sprüngen nach der aufgezählten Reihe. So weist z. B. Sachsen verheirathete Selbstmörder 10 %, verwittwete 26, geschiedene 64 auf; ganz ähnlich Württemberg: 11 — 26 — 63. In Preußen kamen im Jahr 1869 auf eine Million der betreffenden Bevölkerungsklassen folgende Selbstmorde vor:

	Männer.	Frauen.
Verheirathete	286	61
Verwittwete	948	124
Geschiedene oder getrennt Lebende	2834	348

Was lehren uns diese Zahlen? Zunächst das, daß, so drückend auch Familiensorgen sein mögen, doch noch drückender das Gefühl der Vereinsamung bei Verwittweten und Geschiedenen ist. Den Familiensorgen erliegen nur 10 %, die übrigen 90 % beschleicht der Lebensüberdruß in der Einsamkeit. Und wie bezeichnend ist zugleich der weitere Umstand, daß nur ein Viertel von diesen verwittweten und geschiedenen Selbstmördern für Kinder zu sorgen hatten, drei Viertel dieser Sorge enthoben waren, daß also dem völlig Vereinsamten der Selbstmord um das Dreifache näher steht, als dem, der noch Jemanden um sich hat, für den er sorgen kann. Für Jemanden sorgen zu können, vermehrt auch im Unglück um's Dreifache die tragende Kraft und die Liebe zum Leben! O Menschenherz!

Aber noch etwas Anderes sagen uns diese Zahlen. Warum sind es fast dreimal mehr Geschiedene als Verwittwete? Weil dort die Vereinsamung meist selbstverschuldet, hier unverschuldet ist. Die Scheidung einer Ehe, mag sie schließlich auch noch so unausweichlich geworden sein, läßt immer eine tiefe Herzenswunde, immer eine halbgebrochene Kraft zurück. Wem es am häuslichen Herde nicht gelang, Liebe und Glück zu finden, wo doch beides, auch dem Aermsten, so erreichbar nahe liegt, wie gespenstig droht dem das Gefühl der Verzweiflung, daß es für ihn überhaupt kein Lebensglück gebe, daß für ihn die Sonne nicht scheine und die Blumen nicht blühen. Wie beredt werden die stummen Zahlen des Statistikers! Wie überwältigend bestätigen sie das einfache Bibelwort: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ und das andere Wort: „was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“

Eine ausführliche Beschäftigung mit der Moralstatistik paßt nicht in den Rahmen unserer Blätter. Vielleicht komme ich ein ander Mal auf dieses Gebiet zurück, auf dem es eine kaum übersehbare Fülle interessanten Stoffes gibt. Neben der Statistik von Wagner und vielen kleineren Schriften ist das hier einschlägige Hauptwerk, dem ich die meisten der obigen Zahlenangaben entnommen habe, die Moralstatistik von Al. v. Oettingen.

Kommen wir zum Schluß auf unsere Frage zurück: Was lehrt uns die Moralstatistik? Sie zeigt uns, wie stark und mannigfaltig die Bande sind, durch welche der Einzelne mit der ihn umgebenden Gemeinschaft verknüpft ist, wie gewaltig die moralische Atmosphäre, in der er athmet, auf sein Betragen wirkt. Eine viel verbreitete Ansicht betrachtet die Moral als die Privatsache jedes Einzelnen, Tugend und Laster lediglich als Produkt des freien Willens, Verdienst und Schuld lediglich als Frucht eines selbstgepflanzten Baumes. Wie eine Schulklasse zwar eine gemeinsame sprachliche oder arithmetische Aufgabe erhält, jeder Schüler aber sein eigenes weißes Blatt Papier vor sich hat und Keiner vom Andern abschreiben darf, so meint man, sei es auch im sittlichen Menschenleben; Jeder habe das unbeschriebene Buch seines Lebens voll weißer Blätter vor sich und könne von der ersten Seite bis zur letzten nach seinem eigenen freien Willen Gutes und Böses hineintragen, zum Buche Sorge tragen oder es beschmutzen. Für diese Betrachtungsweise ist die Menschheit, das Volk, die Gemeinde immer nur ein Haufen von Individuen, die höchstens zufällig oder gelegentlich auf einander wirken; von einer moralischen Solidarität unter Volks- und Gemeindegenossen kann da keine Rede sein. Auf diesem Standpunkt hat man (wie Knapp sagt) gegenüber dem Verbrecher nur die Empfindungen des dankbaren Phari-

säers, gegenüber dem Proletarier die des Bessergekleideten und ruft ihm zu: weßhalb bist du nicht früher verhungert, dann wäre für den kleineren Rest deiner Genossen ein höherer Arbeitslohn möglich.

Faßt man den Menschen in dieser Weise auf, als wäre er einfach auf seinen freien Willen gestellt, um nach Belieben einen Heiligen oder einen Banditen aus sich zu machen, wie will man dann jene erschreckende Regelmäßigkeit der statistischen Zahlen erklären? Wie soll ich das verstehen, daß aus purem freiem Willen jährlich so und so Viele sich entschließen, die durchschnittliche Zahl der Diebstähle, der Mordanfälle, der unehelichen Geburten voll zu machen? Die Regelmäßigkeit der statistischen Zahlen macht es auch dem Blindesten klar, daß hier keine zufälligen Einzelfälle, sondern Schäden und Uebelstände am Körper der Gesammtheit vorliegen, von welcher kein einzelnes Glied sich als isolirt betrachten darf.

Wie könnte der Einzelne tugendhaft sein, wenn die ganze Masse der Nation und der Zeit, der er angehört, lasterhaft ist? Das hat schon der alte römische Geschichtsschreiber Tacitus empfunden, als er für das sittlich gesunkene Rom die „Germania" schrieb; denn dieser Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, daß sich in verderbten Zeiten die sittliche Güte des Einzelnen nur höchst kümmerlich entwickeln könne, daß dagegen ein sittlich kräftiges und gesundes Gemeinwesen, wie

die deutschen Volksstämme es darstellten, auch den Einzelnen mit sich ziehe, seine Leidenschaften hemme und seine guten Anlagen zu schöner Entfaltung bringe. Was der alte wackere Heide gesagt hat, gilt in vollstem Maße auch für die christliche Menschheit: die Sittlichkeit des Einzelnen resultirt aus der Sittlichkeit der Gesammtheit. Es ist nicht weit gefehlt, wenn Bettina von Arnim in ihrer kühnen Art sagt: die Verbrecher sind des Staates eigenes Verbrechen! Die Gesellschaft trägt die Schuld der Armuth, der Rohheit, in der sie aufgewachsen sind; thäte jeder Einzelne seine Pflicht, es stünde im Ganzen anders; käme die helfende Liebe dem Schwankenden rettend entgegen, wie viele Fehltritte, Verbrechen, Selbstmorde würden verhütet!

Lassen wir auch den oben genannten trefflichen Oettingen selbst zu Worte kommen.*) Der Gedanke, der seiner Moralstatistik zu Grunde liegt, ist der, daß kein Einzelner einfach nur auf sich selbst gestellt, daß seine ganze Existenz mit allen Fasern in sein Volk, in seine Zeit verwachsen, daß er im Guten wie im Bösen ein Zweig, eine Frucht am gemeinsamen Baume des Volkslebens sei. „Alle die verborgenen Schänd-

*) Oettingen ist nicht etwa ein radikaler Stürmer oder gar Sozialdemokrat; er ist orthodoxer Lutheraner und Professor der Theologie in Dorpat.

lichkeiten und Salonsünden der Vornehmen stellen sich im eigentlichen Volksthum nur in ungeschminkter und nackter Gestalt als Attentate gegen die öffentliche Ordnung, als Mord und Diebstahl dar. Der Verbrecher ist nie ohne eigene Schuld, denn Niemand hat ihn zur schlechten That gezwungen, aber er ist immer zugleich Organ der Gesellschaft und Ausdruck ihrer Gesetzlosigkeit". Weil der Verbrecher die böse That selbst vollbracht hat, infolge eigenen Entschlusses, verlockt durch seine eigene böse Lust, darum verlangt das Gewissen der Gesammtheit, daß er bestraft werde; weil aber das Verbrechen eine Eiterbeule ist, aus den Krankheitsstoffen des gesammten Volkskörpers hervorgegangen, darum muß dasselbe Gewissen, das die Strafe fordert, zugleich die bessernde und erziehende Ausführung der Strafe verlangen. So kommt die Statistik jenem ächt christlichen Gefühl zu Hülfe, welches die Sünde verdammt, aber des Sünders sich erbarmt.

Die sittliche Natur des Menschen.

Die Religionskriege des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts haben nicht bloß auf die politische Geschichte Europa's, sondern auch auf die Geschichte des menschlichen Urtheilens und Denkens eine mächtige Wirkung ausgeübt. Wie viel wilden Fanatismus und blutige Greuelthaten und in ihrem Gefolge unsagbares menschliches Elend hatte die Welt gesehen, und das alles um religiöser Glaubensunterschiede willen! Unter den Leidenschaften, welche die Menschenbrust durchziehen, ist Religionswuth und Glaubenshaß eine der heftigsten und zugleich diejenige, welche die sittlichen Begriffe durch alle Bevölkerungsschichten hindurch am meisten verwirrt und verhöhnt. Da entstund von selbst die Frage, ob denn wirklich die kirchliche Glaubenslehre das Höchste sei, um das es sich auf Erden handle, ob nicht vielmehr die wahre Frucht des Christenthums eine edle Persönlichkeit wäre, gleichviel ob Katholik oder Protestant, ob Lutheraner, Reformirter oder Wiedertäufer. Man fing an, sehnsuchtsvoll nach einem unumstrittenen Gebiete auszuschauen, auf welchem Jeder, abgesehen von seiner religiösen Parteistellung, sich gemeinsam

mit allen Andern über Ziel und Bestimmung des Menschenlebens orientiren könnte; man fing an, nach Ursprung und Wesen des sittlich Guten zu fragen. Die Religionskriege hatten eine selbständige Moralwissenschaft zur Folge.

Die Ersten, welche die Zinne zu erklettern suchten, waren die Engländer. Auch bei ihnen war ja in so leidenschaftlicher und blutiger Art um den rechten Glauben gekämpft worden, daß ihr praktisch nüchterner Volkscharakter am ersten zu ruhiger Besinnung führen mußte. Und die Engländer hatten ihren Shakespeare, einen Herold sittlicher Ideen, wie es vor ihm kein Dichter gewesen. Voll Wohlwollen für die natürliche Güte des Menschenherzens, zugleich ein unerbittlicher Richter über jede Selbstsucht und Bosheit, führt er in seinen Tragödien eine sittliche Weltanschauung durch, die ganz unabhängig von kirchlicher Glaubenslehre, ja oft in leisem Spott über sie, bei seinen Volksgenossen das Nachdenken über sittliche Fragen lebhaft anregen mußte. Wer Hamlet, Macbeth, König Lear verständnißvoll gelesen hatte, für den waren die altkirchlichen Glaubenssätze über Sünde, Gnade, Erlösung zu eng formulirt; man fand in ihnen nicht das wirkliche, lebendige Menschenherz mit seinen natürlichen Tugenden und Fehlern, wie der Dichter, aus dem vollen Leben schöpfend, es gezeichnet hatte.

Aber wo nun anfangen und wo enden? Die Kirchenlehre hatte alles in so sauberer Ordnung dargestellt, hatte gezeigt, wie Gott den Menschen gut erschaffen, wie dann aber durch den Ungehorsam der ersten Menschen die Sünde in die Welt gekommen sei und auf alle Geschlechter sich vererbt habe, so daß Niemand den Schaden habe gut machen können, als Christus durch seinen Tod am Kreuz; es war ein himmlisch-irdisches Drama voll plastischer Objektivität, in sich zusammenhängend und abgerundet. Aendern ließ sich an diesem Gedankengang nicht viel; aber eben Sätze solcher Art waren es gewesen, welche die Menschen entzweit und mit leidenschaftlichem Glaubenshaß erfüllt hatten. So suchte man denn einen ganz neuen Ausgangspunkt, eine völlig neue Fragestellung. Die Kirchenlehre hatte gefragt: wie kam die Sünde in die Welt und wie wird der Mensch von ihr erlöst? Jetzt fragte man: wie entsteht das Gute im Menschen und wie wird es gepflegt und groß gezogen? Die Frage war ganz unkirchlich, der reine Widerspruch gegen die überlieferte Glaubenslehre, es war aber ein so großes Bedürfniß der Zeit, nach jenen wilden Glaubenskriegen endlich auch nach dem Guten zu fragen, das allen Menschen gemeinsam sei, daß auch Pfarrer und Bischöfe der englischen Staatskirche sich lebhaft an der Diskussion betheiligten.

Nun war da freilich ein weiter Tummelplatz geöffnet, auf dem jeder beliebige Einfall sich als rettender Pfadfinder, als Entdecker des Welträthsels aufspielen konnte. Im Ganzen aber zeigte sich ein ernstes und ausdauerndes Bemühen, in dem neuen Gebiete sich zu orientiren, und wenn man die lange Reihe verdienstvoller Namen von Philosophen, Theologen, Juristen, Staatsmännern, Aerzten überschaut, von denen jeder mit einem eigenen Erklärungsversuche über Wesen und Ursprung des Guten auftrat, so steht man unter dem lebhaften Eindrucke, wie eigenartig das Gebiet des sittlich Guten sei, so nah und allbekannt und selbstverständlich, daß man glauben kann, es mit einer einzigen praktischen Formel, mit einem Erfahrungssatze erschöpfen und deuten zu können, und doch dann wieder so hoch, so majestätisch und gebieterisch, daß es nur verstanden werden kann als das Hineinragen der ewigen, übersinnlichen Welt in das menschliche Fühlen und Wollen.

Wie entsteht das sittliche Bewußtsein im Menschen? woher rührt das Gefühl, zum Guten verpflichtet zu sein? Schon damals, als nur erst in England, in der übrigen Welt sozusagen noch nirgends über diese Frage nachgedacht wurde, zeigten sich zwei Arten von Antworten, an denen sich noch heute die Geister unterscheiden.*)

*) Wem die philosophischen Kunstausdrücke geläufig sind, möge sagen: empirisch und aprioristisch.

Durch den wilden Streit der egoistischen Interessen und durch die daraus entspringende Noth des Lebens, so sagen die Einen, wurden die Menschen dazu geführt, daß sie sich unter einander über gewisse Regeln des Thuns und Lassens verständigten, durch die ein gesichertes und geordnetes Zusammenleben in Familie, Stamm und Volk möglich wird. Diese praktischen Regeln bewährten sich zum Wohl der Einzelnen und der Gesammtheit, wurden deshalb dem nachwachsenden Geschlechte eingeprägt und vererbten sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich das menschliche Geschlecht nichts Andres mehr wußte, als daß man sich an diese Forderungen halten müsse. Auf diese Weise, infolge vieltausendjähriger Vererbung, erhielten dieselben einen gewissen Nimbus der Majestät, ja göttlicher Majestät und unbedingter Verbindlichkeit; ursprünglich aber waren sie nur ein Nothbehelf des Lebens, nur ein verständiges Uebereinkommen, das die Einzelnen in ihrem wohlverstandenen persönlichen Interesse mit einander trafen.

Auf der andern Seite redet man von der angebornen sittlichen Natur des Menschen, aus der sich mit innerer Nothwendigkeit die Erkenntniß des Guten und das Gefühl seiner unbedingten Verbindlichkeit ergebe. Auch auf diesem Standpunkt muß man freilich die Erfahrung des Lebens zu Hülfe nehmen, denn auch die kräftigste Anlage bedarf zu

ihrer Ausbildung und Entwicklung der äußern Einflüsse, der Erziehung und der eigenen Uebung und Erfahrung. Der Unterschied ist aber der, daß nach der ersten Ansicht das Gute etwas von den Menschen selbst Gemachtes, aus Noth Erfundenes ist, nach der zweiten Ansicht etwas, das gleich dem Drang nach Erkenntniß und der Freude am Schönen zur innersten Natur des Menschen gehört; dort ist das sittlich Gute nur Mittel zum Zwecke eines gesicherten, friedlichen Daseins, hier ist es etwas, das seinen unbedingten Werth in sich selbst hat und das den Menschen erst wahrhaft zum Menschen macht.

Mit diesem Gegensatz der Ansichten, über den wir noch heutzutage nicht hinausgekommen sind, hat also schon die englische Moralwissenschaft begonnen. Das erste Fechterpaar, das in dieser Frage auf den Kampfplatz heraustrat und die Klingen kreuzte, war ein Philosoph und ein Bischof. Um sich die Frage zu veranschaulichen, nahmen sie beide denselben bestimmten Fall an, der freilich nicht besonders glücklich erdacht war. Sie versetzten sich in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts und fragten: wenn Menschen im frühesten Naturzustand im Urwald oder auf freiem Felde zum ersten Mal unerwartet andere Menschen sehen, was werden sie thun? Hobbes, der Philosoph, sagte: das ist sehr einfach; sie werden sofort wie Raubthiere über einander herfallen und

nicht ruhen, bis der eine Theil erschlagen ist oder die Flucht ergreift. Denn so ist der Mensch von Natur, noch heute jeder Mensch: ein kompleter Egoist, der im Nebenmenschen nur den Feind sieht, der ihm hinderlich im Wege steht. Der Naturzustand des Menschen ist der Krieg aller gegen alle; jeder Mensch ist für den andern ein Wolf. Daraus aber, fährt Hobbes fort, ergibt sich für alle ein Leben voll beständiger Furcht und Sorge, ein unleidlicher Zustand, aus dem man einen Ausweg suchen muß. Dieser Ausweg ist leicht zu finden: Jeder verzichtet auf sein Raubthier=Naturrecht unter der Bedingung, daß die Andern es auch thun; die Menschen schließen einen Vertrag, der das enthält, was wir jetzt unter Recht und Moral verstehen; über diesem Vertrag aber muß ein Staatsoberhaupt wachen, das mit unumschränkter, despotischer Gewalt ausgerüstet ist, denn nur despotische Staatsgewalt vermag die menschliche Raubthiernatur zu zügeln. Entweder Anarchie oder Despotismus, ein Drittes gibt es nicht. In der Anarchie ist der Mensch ein Wolf, im despotisch regierten Staat ist Einer dem Andern ein Engel, ja ein Gott! Mit Recht hat man Hobbes als einen „Radikalen im Dienste der Reaktion“ bezeichnet; seine Auffassung des Menschen, so radikal sie mit allen gewohnten Vorstellungen von Menschenwürde bricht, ist ja in der That zu allen Zeiten die stillschweigende Voraus=

setzung, von der in Staat und Kirche alle Reaktion ausgeht: der Mensch ist eine Bestie, die man an die Kette legen muß, damit sie nicht beißt.

Ihm trat Bischof Cumberland entgegen. Auch er nimmt denselben Fall an, daß die Naturmenschen unerwartet sich begegnen; was werden sie thun? Auf einander losstürzen, sich gegenseitig niederschlagen? Warum denn? Sie haben ja einander noch nichts zu Leide gethan und jede Feindseligkeit muß doch einen äußern Anlaß haben. Sie befinden sich in vollem Frieden und werden auch wünschen, den Frieden zu erhalten, denn tief in der Menschennatur ist das Gefühl des Wohlwollens begründet, und in der Ausübung desselben fühlt sich schon der Naturmensch menschlicher, glücklicher, reicher als in der Leidenschaft des Streites und Hasses. Was werden sie also thun? Sie werden freundlich einander näher treten und sich die Hand zum Frieden reichen. — Die Frage: wie entsteht das Gute im Menschen? wird demnach von Cumberland so beantwortet: es entsteht aus der innersten Natur des Menschen selbst, seine Wurzel ist das natürliche Wohlwollen gegen Seinesgleichen, und ihre erste Pflege erhält diese Grundrichtung durch die Erfahrung des friedlichen Glücks, das mit dem Wohlwollen verbunden ist.

Nun müssen wir freilich sagen, daß der Fall, den die beiden Gegner annahmen, nicht besonders glücklich ausgedacht war. Denn woher kommen diese Menschen,

die jetzt zum ersten Mal andere Menschen sehen und zum ersten Mal vor die Wahl von Krieg oder Frieden gestellt sind? Der Mensch wird als Kind in der Familie geboren, sieht Eltern und Geschwister, weitere Verwandte und Nachbarn und lebt sich allmälig in die menschlichen Verhältnisse ein; da sieht er von Jugend an beides neben einander: den Streit und den Frieden, und ihm selbst ist das Eine so natürlich wie das Andere: der Kampf um die Güter des Lebens, wenn sie gefährdet sind, und das Wohlwollen gegen Seinesgleichen, in welchem er sich glücklich fühlt. Ist also der Fall auch nicht glücklich ausgedacht, so tritt doch an ihm auf anschauliche Weise zu Tage, um was es sich handelt, ob nämlich das sittlich Gute nur ein künstlich erfundener Nothbehelf sei oder ob es sich in selbstherrlicher Majestät um seiner selbst willen im Menschen verwirklichen wolle.

Diese beiden Auffassungen haben sich in der englischen, französischen und deutschen Moralwissenschaft in unzähligen Variationen und Nüancen bis in unsere Zeit fortgepflanzt; auf der einen Seite suchte man den Standpunkt von Hobbes mit seinem Raubthier-Naturrecht seiner anstößigsten Härte zu entkleiden, aber auch den entgegengesetzten Standpunkt suchte man solider zu unterbauen und gehaltvoller auszuführen. Aber wir sind noch mitten in der Diskussion, mitten im ungeschlichteten Streit.

Nun wird von mir wohl Jedermann erwarten, daß ich mich auf den zweiten Standpunkt stelle, und gewiß will ich das thun, doch nicht ohne Anerkennung und Benutzung alles dessen, was auf dem ersten Standpunkte Richtiges vorgebracht wird.

Vor Allem ist zu sagen, daß die Erwägung der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit des Guten und das Gefühl seiner unbedingten Verbindlichkeit zwei ganz verschiedene, mit einander nicht vergleichbare Dinge sind. Man kann zeigen, wie nützlich und nöthig für die Wohlfahrt Aller die sittliche Richtschnur sei, aber aus dieser Betrachtung entsteht niemals das Gefühl: ich soll. Ein Anatom und Physiolog, in seiner höchsten Vollendung gedacht, wird uns vielleicht einmal den ganzen Mechanismus des menschlichen Körpers auseinanderlegen und lückenlos aufzeigen können, wie sich Nerv an Nerv, Sehne an Sehne, Muskel an Muskel schließt, ohne doch aus diesen gegebenen Theilen den lebendigen Menschen erklären oder gar herstellen zu können. So läßt sich auch vom sittlich Guten nachweisen, welch' eine große soziale Bedeutung ihm zukommt, welche ordnende und beglückende Kraft für den Einzelnen wie für die Gesammtheit ihm inne wohnt, wie sehr es also im wohlverstandenen Interesse eines Jeden liege, sich nach der sittlichen Regel zu richten; das alles läßt sich mit Leichtigkeit darthun, wie der Anatom Muskel

neben Muskel zeigt, aber mit dem allem ist die eigenthümliche Natur und Lebenskraft des Guten noch nicht beschrieben, es fehlt immer noch das eigentlich charakteristische Merkmal, und keine jener Erwägungen, auch ihre Summe nicht, vermag dieses eine Merkmal hervorzubringen, nämlich das einfache Gefühl der Pflicht, das Gefühl des unbedingten Sollens. Aus allen jenen Erwägungen entsteht nur das kühle Urtheil: „Es wäre eigentlich doch das Klügste, wenn wir uns nach der sittlichen Regel richteten; aber wer kann und mag das immer?“ Dem gegenüber kennt nun aber jeder normale Mensch das Gute als das unbedingt und zweifellos Werthvolle; wie die Freude am Schönen ein unmittelbarer Vorgang in unserm Innern ist, bei dem wir nicht nach Nützlichkeit hinüberschielen, wie wir das Wahre erkennen möchten, weil der Drang des Erkennens in uns wohnt, so kennen wir vermöge einer unmittelbaren Bewußtseins-Thatsache das Gute als das unbedingt Werthvolle, das geschehen soll. Auf dieser Werthschätzung beruht alle Gewissenhaftigkeit in Amt und Beruf, alle Aufopferung des Pflichteifers, der freudige Beifall, die Bewunderung, die wir für jede große, gute That, für jede edle Lebensführung bereit haben, aber auch die sittliche Entrüstung, wenn wir das Gute durch Andere verhöhnt sehen, und das beunruhigende Gefühl der Schuld, wenn wir selbst es mißachtet hatten.

Auch dem kühlsten materialistischen Denker traue ich zu, daß er diese Werthschätzung des Guten als eine unmittelbare Bewußtseins-Thatsache in sich kennt; mag er auch im Menschen nichts Anderes als einen physikalisch-chemischen Mechanismus sehen, in welchem von geistigen Instanzen nicht die Rede sein kann — wenn ihn das Leben vor eine ernste, recht bedenkliche Wahl stellt und er zum Entschlusse kommen muß, ich traue es ihm zu, daß dann doch eine geistige Instanz, das Gewissen, ihm entgegentritt, riesengroß wie die Erscheinung aus einer andern Welt, und er keinen Augenblick mehr zaudert, zum richtigen Entschluß zu kommen.

Lassen Sie mich die eigenartige Natur des sittlich Guten im Unterschied von bloßen Nützlichkeitserwägungen an einem Beispiel veranschaulichen. Es ist ein ziemlich allgemein angenommener Satz, daß die Spekulation an der Börse in der Mehrzahl der Fälle sich mehr schädlich als nützlich erweist; gleichwohl übt dieses Spiel immerfort auf Viele eine große Anziehungskraft. Nun hat sich Einer, der sich bisher in behaglichen Verhältnissen befand, auf diese Weise finanziell ruinirt. Nehmen wir an, es ist ein Junggeselle, der allein im Leben steht; er schlägt sich an den Kopf und sagt: ich war doch ein rechter Thor! Nun sei er aber ein Familienvater in glücklichem häuslichem Kreis und hat Frau und Kinder um ihr

ganzes materielles Glück betrogen, so daß, wo früher ein behagliches Dasein war, nun bittere Noth und Mangel herrscht. Mit geduldiger Resignation ergibt sich die Familie in ihre traurige Lage, ohne den Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, sie hat dies auch nicht nöthig, denn er sagt jetzt nicht: es war doch eine rechte Thorheit von mir! er sagt: es war eine Gewissenlosigkeit, eine Niederträchtigkeit, es war ein treuloser Verrath an Frau und Kindern! Und wenn er nun, gebeugt und gequält durch dieses Schuldgefühl, alle Kraft zusammennimmt, sich jede Entbehrung auferlegt und arbeitet Tag und Nacht, und dann nach Verlauf von Jahren sich am Ziele seiner Wünsche sieht und wieder die Zeichen des Wohlstandes die Familienräume schmücken, dann reibt er sich nicht wie ein Geschäftsmann vergnügt die Hände, sondern er athmet auf aus langer Gewissensqual, er sagt: nun darf ich meine Augen wieder frei erheben, die Schuld ist gesühnt, ich bin kein Schurke mehr! Da tritt an den Tag, daß die Gefühle der Pflicht, der Schuld, der Reue und Sühne etwas in ihrer Art Unvergleichbares sind, daß ihr spezifischer Inhalt einem eigenen Gebiete angehört, nämlich dem Gebiet des eigentlich Sittlichen, in das bloße Nützlichkeitserwägungen nicht hinauf reichen. So viel über die Eigenartigkeit und Unvergleichbarkeit der sittlichen Gefühle.

Nun könnte man entgegnen: zugegeben, daß diese Gefühle der Pflicht, des Sollens, der Schuld etwas Eigenartiges sind und sich von Nützlichkeitsmaximen völlig unterscheiden, so können jene spezifisch sittlichen Gefühle doch die Wirkung der letztern sein. Die Wirkung kann ja etwas ganz Anderes sein als die Ursache; in der Natur entsteht aus der Bewegung Licht und Farbe, Schall und Wärme; man sieht es diesen letztern auch nicht an, was ihre Ursache war. So kann jenes vorgeschichtliche verständige Uebereinkommen der Menschen durch die vieltausendjährige Vererbung endlich den Nimbus der Majestät, der Heiligkeit erhalten haben, und die schließliche Wirkung war dieses allerdings eigenartige Gefühl der unbedingten Verbindlichkeit. So urtheilen Viele, sie begehen aber damit einen Verstoß gegen ein Grundgesetz der Logik. Es ist ein einfacher Satz aus der Logik, aus dem Kapitel von Ursache und Wirkung: wenn A auf B wirkt, so daß C daraus entsteht, so muß B so beschaffen sein, daß C daraus entstehen kann. Ich führe mit dem Hammer einen Schlag von gleicher Stärke auf verschiedene Gegenstände, auf eine Flasche, sie fällt klirrend in Scherben zur Erde, — auf einen Kautschukball, er fliegt im Bogen durch die Luft und fällt unbeschädigt nieder, — auf eine im Thurm hängende Glocke, sie gibt einen weithinhallenden, wohllautenden Klang, — auf eine Dynamit-

patrone, da entsteht ein furchtbarer Knall, und alles, was um mich ist, und ich selbst damit fliege in die Luft. Warum so verschiedenartige Wirkungen, da doch die Ursache, der Schlag mit dem Hammer, immer dieselbe war? Der Schlag mit dem Hammer A war überall nur der zwingende Anlaß dafür, daß (die Flasche, die Glocke) B die seiner Natur entsprechende Wirkung C aus sich heraussetzte. Nicht A, sondern B bestimmt das C. Nicht der Hammer, sondern die Glocke gibt den metallenen Wohllaut. Wenn also die Erfahrung des Lebens auf den Menschen so wirkt, daß das Pflichtgefühl in ihm sich regt, so muß der Mensch von vornherein auf dieses Pflichtgefühl hin so angelegt sein, wie die Glocke es für den Wohllaut ist, er muß für dieses spezifisch Sittliche geistig organisirt sein. Ich denke, dieses Resultat stehe fest: es muß im Menschen eine spezifisch sittliche Anlage geben, neben den übrigen Geistesanlagen so eigenartig, wie jene Gefühle der Pflicht und der Schuld mit den übrigen Geistesvorgängen unvergleichbar sind.

Nun werde ich mich freilich hüten, zu viel zu verlangen; denn wie wir nun einen Schritt vorwärtsgehen, so beginnt das gute Recht des andern Standpunktes.

Es gibt, so haben wir gesehen, eine spezifisch sittliche Anlage im Menschen, aus der das Gefühl der

Pflicht, des unbedingten Sollens hervorgeht und die von Nützlichkeitserwägungen völlig verschieden aus ihnen auch nicht abgeleitet werden kann. Dies festgestellt, dürfen wir das Richtige, das auf dem andern Standpunkte vorgebracht wird, ruhig anerkennen.

Wenn wir fragen: *was* ist das Gute, auf das sich das Pflichtgefühl bezieht, so sind wir auf die Erfahrung des Lebens verwiesen. Weder dem Einzelnen noch dem gesammten Menschengeschlecht wurden die sittlichen Ideale als ein fertiges Geschenk in die Wiege gelegt; die Gesammtheit und der Einzelne müssen sich dieser Ideale im Laufe der Entwicklung bemächtigen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das sittliche Bewußtsein der Völker im Wechsel der Jahrhunderte und geographisch um den Erdball herum einen sehr verschiedenen Inhalt aufweist. Zu einer Zeit, an einem Ort wird etwas als heilige Gewissenspflicht empfunden, was die Bildung einer andern Zeit, an einem andern Ort als eine völlig gleichgültige und werthlose Handlung oder auch als eine unmenschliche Barbarei verurtheilt. Namentlich aus diesem Umstande folgert man, daß das, was wir Gewissen nennen, eine Selbsttäuschung sei; wenn es ein der Menschennatur anerschaffenes Gewissen gäbe, so müßte dasselbe an allen Orten, zu jeder Zeit, im Botokuden wie im Europäer die nämliche Sprache reden, so gut wie der *Verstand* aller Menschen übereinstimmend urtheile,

daß krumm nicht gerade und $2 \times 2 = 4$ sei. Die Verschiedenheit der Gewissensaussprüche zeige, daß dasselbe nur das künstliche Produkt äußerer Einflüsse: der Erziehung und Gewöhnung, des Beispiels und der Nachahmung sei. Dieser Schluß ist nun zwar falsch (wie sich noch zeigen wird), aber die Thatsache der Vielzüngigkeit des sittlichen Bewußtseins ist unbestreitbar. Die Moral der Griechen sah ganz anders aus, als die unsrige; die der Spartaner ließ Dinge zu, welche in der athieniensischen verpönt waren. Bei den Indiern gilt oder galt als sittliche Pflicht, daß die Frau ihrem gestorbenen Ehemann in den Tod nachfolge, wir taxiren dies als eine Verirrung, unter Umständen, etwa in Rücksicht auf hülflos hinterbleibende unmündige Kinder, würden wir von einer unverantwortlichen Pflichtverletzung reden. Aber auch das christliche Europa mit seiner im Ganzen doch ziemlich gleichartigen Gesittung liefert Beispiele in Menge. Bei den germanischen Völkern werden gewisse Exzesse viel strenger beurtheilt, als bei den romanischen, dafür eine andere Art von Exzessen bei diesen strenger, als bei jenen. Oder denken wir an die Thierquälerei, die in Süditalien ohne besondern Grund mit entsetzenerregender Scheußlichkeit betrieben wird; für die Entrüstung, die bei solchem Anblick den Nordländer überfällt, hat der Neapolitaner absolut kein Verständniß; mit der größten Gemüthsruhe sagt er:

non sono christiani — Katzen und Hunde sind keine Christen — und lacht über den sentimentalen Inglese oder Tedesco. Beachten wir auch den Unterschied der Stände: unter der Landbevölkerung gilt der Betrug im Pferdehandel als rühmlich, in andern Ständen wird die Tödtung eines Menschen im Zweikampf nicht für unsittlich, nicht einmal für unehrenhaft gehalten. Solche Beispiele gibt es in Menge und — mag die angeführte Thatsache auch zu falschem Schlusse mißbraucht werden, so dürfen wir mit unsern Zugeständnissen doch noch weiter gehen, um dann zum richtigen Schluß zu kommen. Machen wir also unser letztes Zugeständniß. Nicht einmal im Leben des einzelnen Menschen ist das moralische Urtheil etwas so fest Gegebenes, daß es schwankungslos immer sich selbst gleich bliebe. Nicht nur, daß es uns in schwieriger Lage oft recht zweifelhaft erscheinen kann, was die Pflicht zu thun gebiete, sondern auch der ganze Mensch ändert seine moralische Beurtheilung des Lebens. Der Mann im reiferen Alter urtheilt vielfach anders, als er's in der Jugend gethan hatte. Die reichere Erfahrung und das ruhigere Gleichgewicht der Seele lassen die Dinge anders erscheinen, als das raschere Blut des Jünglings sie aufgefaßt hatte. Ueberhaupt aber, wenn uns auch in der Jugend ein Licht der Erkenntniß angezündet worden ist, das uns das sittliche Leben erhellen will, so gleicht die Aus-

dehnung des sittlichen Lebens doch nicht einem einfachen viereckigen Raum, den man durch eine Flamme gleichzeitig und gleichmäßig erleuchten kann. Vielmehr gleicht das sittliche Leben einem komplizirten, weitläufigen Gebäude mit vielen Räumen, mit dunkeln Gängen und Treppen und verborgenen Winkeln. Da kann man wohl irre gehen, sich an den Wänden stoßen und auf der Treppe einen Fehltritt thun, um dann erst hinterher das Licht der sittlichen Erkenntniß herbei zu holen und hinein zu zünden und sich zu sagen: so hätte ich gehen sollen. Wohl liegt eine schöne Wahrheit in Göthe's Wort:

Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Allein von demselben Göthe ist uns ein Ausspruch überliefert des Sinnes, daß ihm immer erst nach Abschluß eines Lebensabschnittes die Weisheit gekommen sei, deren er von Anfang an bedurft hätte, um diesen Lebensabschnitt richtig zu führen. Göthe spricht da eine Erfahrung aus, die wohl Manchem unter uns aus der Seele gesprochen ist.

Wir sehen also: der Mensch muß sich die sittliche Erkenntniß selbst erwerben. Die Menschheit im Großen findet das sittlich Gute auf dem langen, arbeitsvollen Wege der Kulturgeschichte; der Einzelne tritt zwar schon als Kind in Haus und Schule in den Mitbesitz dieser Errungenschaft, muß aber doch zeit-

lebens das eigene Urtheil aufbieten, um zu erkennen, was er soll.

Was folgt nun daraus? Daß es überhaupt keine feste, verbindliche Richtschnur des Thuns und Lassens gebe? Daß das Gefühl des Sollens und der Pflicht nur ein künstliches Produkt der Gewöhnung sei, nur eine aus vieltausendjähriger Vergangenheit ererbte Erkenntniß dessen, was für das gesellschaftliche Leben nützlich und passend sei? Nein, das folgt nicht daraus. Sondern der richtige Schluß ist der: aus der widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der sittlichen Forderung folgt, daß, wenn es eine ursprüngliche sittliche Naturanlage des Menschen gibt, dieselbe nicht schon mit einem bestimmten Inhalt erfüllt, sondern nur etwas Formales sein kann. Das allein ist der richtige Schluß. Bei dem „wenn“ brauchen wir uns nicht länger aufzuhalten, wir haben bereits als Resultat eingeheimst, daß es eine sittliche Naturanlage gibt, und fügen nun also hinzu: dieselbe ist noch inhaltlos, sie besteht einfach in dem Gefühl: ich soll etwas, in dem Gefühl: es gibt eine verbindliche Richtschnur für mein Thun und Lassen, es gibt Ideale, denen ich als dem unbedingt Werthvollen nachstreben soll. Was dies nun sei, das sagt uns allerdings erst die Erfahrung des Lebens; der Menschheit im Ganzen sagen es die Jahrtausende der Geschichte, dem Einzelnen sagt es die Erziehung, das Beispiel und die eigene Erfahrung.

Damit sehen wir das Wollen des Guten ganz auf dieselbe Linie gestellt, wie das Erkennen des Wahren. Man hat früher von angebornen Ideen gesprochen, von einem Wissensinhalt, der unmittelbar in der menschlichen Seele liege, ganz so, wie auf sittlichem Gebiet von einem angebornen Inhalt des Gewissens; man hat beides als irrig erkannt und ist davon zurückgekommen. Was dem Menschen für das Erkennen der Welt von Natur mitgegeben ist, das ist wohl nicht mehr als das unwillkürliche Vertrauen, daß die Dinge erkennbar seien, daß sie einen Sinn haben und daß es in Betreff ihrer eine Wahrheit gebe. Wenn das Kind staunt und fragt: was ist das? so geht es von der Voraussetzung aus, daß man müsse sagen können, was das sei. Im Weitern aber ist dieser Erkenntnißtrieb für seine Befriedigung ganz auf die eigene Arbeit, auf das eigene Lernen, Forschen, Vergleichen, Nachdenken verwiesen, und durch wie viele Irrungen, Widersprüche, Unklarheiten geht nun der Weg des menschlichen Erkennens! Und doch wird man nicht sagen, es gebe für die menschliche Erkenntniß keine Wahrheit, alles, was wir lernen oder lehren, sei nur subjektive Vermuthung. So ist dem Menschen auch für sein praktisches Verhalten, für sein Thun und Lassen nur das Allgemeine angeboren, daß es eine Richtschnur gebe und etwas unbedingt Werthvolles, das zu erstreben sei, nur das Gefühl: ich soll

etwas. Und wo ihm nun in der weitern Lebensentwicklung eine Sinnesart, eine That oder ein Verhältniß menschlicher Gemeinschaft als werthvoll und nachahmungswerth erscheint, da nimmt er es in die noch leere Bewußtseinsform des Sollens auf, es wird ihm zum praktischen Ideal und zur Gewissenspflicht. Dieser Weg führt nun natürlich, wie der des Erkennens, durch tausend Irrungen, Verkehrtheiten und Unklarheiten, führt die einen Völker dahin, die andern dorthin, aber allmälig findet die Menschheit doch das heraus, was ihrer würdig, was unbedingt recht und gut ist.

Was aber ist für den Menschen unbedingt recht und gut? Welches ist das Ziel, auf das all' jenes sittliche Suchen gerichtet ist? Es ist nichts anderes, als die volle, wahre Idee des Menschen. Dem Pflanzenkeim schwebt der aufgeblühte Rosenstrauch, der mächtige Eichbaum als sein Werdeziel vor und seinem Bildungsgesetze folgend erreicht er müssend sein Ziel. So liegt auch der ganzen Menschheitsgeschichte als treibender Keim die Idee des Menschen als eines Geisteswesens zu Grunde, bethätigt sich aber nicht wie in der Pflanze, in der Form des naturgesetzlichen Müssens, sondern in der freien Willensform des Sollens. Was soll ich? Ich soll in Wahrheit ein Mensch sein, d. h. ein Wesen, in welchem nicht wie im Thier die Befriedigung der selbstisch-sinnlichen

Natur, sondern geistige Güter und Ziele über den Willen entscheiden und das Leben leiten. So sind auch alle Pflichten, die wir gegen die Andern haben, die Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe etwas durch unsere Menschennatur Gefordertes, etwas, durch dessen Vernachlässigung wir uns mit unserm eigenen Geisteswesen in Widerspruch setzen würden, schon in Rücksicht auf uns selbst, dann auch, weil die Andern dasselbe Wesen an sich tragen, wie wir selbst. In dem Maße nun, wie sich diese Idee des Menschen im Verlauf der Kulturgeschichte Zug um Zug vor unsern Augen entschleiert, in dem Maße festigt und bereichert sich die sittliche Erkenntniß und entwickelt sich das Gefühl, daß auch Dieses, auch Jenes zum Sollen gehöre.

Jede folgende Kulturperiode fügt deßhalb dem überlieferten Schatze moralischer Wahrheit Neues zu, so hat z. B. unser Jahrhundert die Ideen der Humanität, der Gewissensfreiheit, der Aufhebung der Sklaverei, der Fürsorge für die untern Klassen, die geordnete Armen= und Gefangenenpflege, die Humanität auch im Kriege und vieles andere dem aus frühern Jahrhunderten ererbten Sittengesetze beigefügt, weil dies alles als zur Idee des Menschen gehörend empfunden wurde. Spätere Jahrhunderte werden noch reichlich zu thun haben, werden als verbindliches moralisches Sollen aussprechen, was sich für uns noch

in der Diskussion befindet und in das Belieben der Willkür gelegt ist. Zu Ende führen wird den großen Bau der Menschheit noch lange kein Jahrhundert, aber jedes wird ihm neue, bleibend werthvolle Bausteine einfügen und ihn damit der Vollendung näher bringen.

Dieser gleichmäßige Gang menschlicher Lebenserfahrung, den wir Kulturgeschichte nennen, ist nun aber nicht das Einzige, wodurch das sittliche Bewußtsein mit immer reicherem und reinerem Inhalt erfüllt wird. Wie in der Geschichte der Wissenschaft, in der Geschichte der Kunst, so gibt es auch in der Geschichte der Moral bahnbrechende Männer, geniale Meister, bei deren Wort es den Andern wie Schuppen von den Augen fällt, so daß ihnen plötzlich ein neues Licht aufgeht und sie ausrufen: das ist das Rechte, so wollen wir unser Leben ordnen! Es sind dies Entdecker und Heroen des sittlichen Lebens, deren Namen theilweise im Dunkel der Sage liegen, deren Worte und Werke aber in der Menschheit fortleben, so die mythischen Manu in Indien, Minos in Griechenland, Numa in Rom, deren Namen auffallend ähnlich lauten und den Gedanken nahe legen, daß geschichtlich hinter der Dreizahl ein einziger Gesetzgeber stehe, der jenem indogermanischen Volke, in welchem Indier, Griechen und Römer noch eine ungetrennte Einheit bildeten, die erste moralische Gesellschaftsordnung gab. Schon mehr im Lichte der Geschichte stehen Zoroaster und

Pythagoras, Solon und Lykurg, Confucius, Moses. Und wie es einem nordischen Künstler zu Muthe sein muß, wenn er zum ersten Mal nach Italien kommt und die Herrlichkeit der Antike schaut, wie ihm da überwältigend das Licht der Schönheit aufgeht, so hätte es auf sittlichem Gebiet einem ernsten Griechen, einem Plato, Aristoteles, Sophokles zu Muthe werden müssen, wenn sie das einfache Wort des Evangeliums gehört hätten: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Gewiß hätten sie zwar diese Moral zu ergänzen gesucht mit diesem oder jenem griechischen Ideal, aber tief befriedigt hätten sie gesagt: das höchste sittliche Ideal ist gefunden — es ist die Liebe!

So sucht der Mensch durch alle Jahrhunderte, und was er Großes, Edles, Werthvolles findet, das empfindet er vermöge seiner sittlichen Naturanlage als das Seinsollende, es wird ihm zur Gewissenspflicht. Das ist also das Wesen und die eigenthümliche Kraft der sittlichen Natur, daß sie den Menschen auf seinem ganzen Entwicklungsgange begleitet und bei jedem schönen Funde, der das praktische Leben betrifft, ihm zuruft: das sollst du! Es bedarf dazu gar nicht des Nimbus einer vieltausendjährigen Vererbung; es können auch ganz neue Gedanken und Einrichtungen sofort als moralische Pflicht empfunden werden; dafür liegt z. B. ein Beleg in der schon angeführten Humanität im Kriege. So jung der Schutz des rothen

Kreuzes auch noch ist, so fordern wir von jedem Truppenführer, nicht bloß vermöge der Genfer Konvention, sondern jetzt auch moralisch, daß er es respektire, und wenn einer wissentlich diese Neutralität verletzt, so ist uns kein Ausdruck zu stark, um das moralische Verdammungsurtheil über ihn zu fällen; wenn aber ein Truppenführer die Neutralität unseres schweizerischen Bodens verletzt, so fällt es Niemandem ein, ihm daraus einen moralischen Vorwurf zu machen, sondern wir reagiren politisch oder militärisch. Warum? Unsere schweizerische Neutralität ist doch viel älter als die des rothen Kreuzes und ist so gut durch internationale Verträge garantirt, wie die letztere. Ja, aber eben nur durch Verträge, nur durch verständiges Uebereinkommen, und ihr Schutz ist unserer nationalen Wehrkraft anvertraut, dagegen die andere Neutralität steht nicht nur auf Verträgen, sondern ist unter den Schutz des sittlichen Bewußtseins der Völker gestellt. Darum heißt es das eine Mal nur: wehr' dich gegen den Eindringling! das andere Mal heißt es: Schande über den Verächter des Gebotes!

Wir kehren hier gegen das Ende unseres Gedankengangs unwillkürlich zu dem zurück, wovon schon früher die Rede war; wir haben hier wieder ein Beispiel für die völlige Verschiedenheit und Unvergleichbarkeit der Forderungen, die nur auf verständigem Uebereinkommen beruhen, und jener, die dem sittlichen Bewußtsein ent-

springen und über denen die sittliche Natur des Menschen schützend ihren Schild erhebt. Nicht die tausendjährige Vererbung, nicht die praktische Nützlichkeit, sondern ganz allein die sittliche Natur des Menschen macht die Dinge heilig und unverletzlich. Ohne sie hätte kein noch so kluges Uebereinkommen den Menschen aus anfänglicher Rohheit zur Gesittung emporgehoben. Erst wenn *sie* Siegel und Unterschrift zu einer Lebensordnung gibt, so hat dieselbe Bestand.

So hat ja in der That Hobbes seinem verständigen Uebereinkommen keinen Bestand zugetraut; er verlangte ja ein Staatsoberhaupt, das mit despotischer Gewalt ausgerüstet sei, weil nur Despotismus die menschliche Raubthiernatur im Zaume halten könne. Das war von Hobbes durchaus folgerichtig gedacht, weil er an das *geistige* Fundament der menschlichen Gesellschaft nicht glaubte. Aber völlig inkonsequent wäre es von *uns*, wenn wir zwar den Despotismus verabscheuten, aber auch von einer sittlichen Natur des Menschen nichts wissen wollten und dennoch uns liberaler Institutionen erfreuen und Gewährleistung von Volksrechten verlangen wollten. Haben wir jenen sittlichen Glauben nicht, halten wir uns alle gegenseitig für nichts anderes als für eingefleischte Egoisten, dann wollen wir bei Hobbes in die Schule gehen und bei ihm Staatsrecht lernen, dann fort mit Republik und Demokratie, fort mit allen Volksrechten, dann lege

man die Bestie an die Kette, damit sie nicht beißt.

Wir wissen aber: es gibt eine ideale Herrlichkeit der Menschennatur, von der nicht nur die Dichter singen und die Weltgeschichte erzählt, sondern die sich oftmals auch vor unsern Augen offenbart, in Familie und Beruf, in Amt und Bürgerthum, am Krankenbett unter Noth und Sorge, wie im Sonnenschein der Freude, eine ideale Herrlichkeit, deren Lebenselement Gerechtigkeit und Liebe ist, die sich äußert in lebendigem Pflichtgefühl, in opferfreudiger Hingebung, in natürlicher Herzensgüte, in hohem Enthusiasmus, in unwandelbarer Treue. Auf diese idealen Mächte im Menschenherzen vertraut in entscheidungsvoller Stunde unwillkürlich auch der materialistische Denker, weil er dieselben in sich selbst verspürt; mag ihm theoretisch der Mensch nichts anderes, als ein physikalisch-chemischer Mechanismus sein, im praktischen Leben ist ihm die Menschennatur dennoch eine ideale Größe, er rechnet mit ihr als einem realen, lebenskräftigen Faktor, und mit unwilligem Erstaunen wendet er sich ab, wenn er, hier anklopfend, kein Lebenszeichen, kein Entgegenkommen wahrnimmt.

Woher aber alles das? Menschliche Erfindung ist Opferfreudigkeit und sittliche Kraft nicht; vielmehr fühlen wir, wenn wir einer guten Sache leben, daß das Gute unser Gemüth gefangen hält, daß es eine

Macht ist, die uns in ihren Dienst zieht. Woher diese Macht? Sie stammt von ebendaher, woher in den Pflanzenkeim die Nothwendigkeit kommt, sich zum Rosenstrauch oder zur Eiche zu gestalten, von da, woher überhaupt Gesetz und Ordnung, Sinn und Vernunft in die Welt kommt: aus dem ewigen Urgrund aller Dinge, in welchem Natur und Geist eins ist. Für die Natur enthält dieser schöpferische Urgrund das Gesetz, das sich blind und schweigend, aber unweigerlich vollzieht; das Gesetz aber, das für das Menschenleben dort enthalten ist, besteht in Ideen, die mit der Menschenseele innig verkettet sind. Es sind zunächst nur dunkle Ahnungen eines Wahren, Schönen und Guten, aber im langen Laufe der Geschichte gestaltet der Mensch diese Ahnungen zu bestimmten Werthen, zu bewußten Zielen, er fühlt sie als eine Macht in seinem Geistesleben, die ihm nicht Ruhe läßt, die bald als freudiger Drang, als Neigung, bald als Gefühl des Sollens sich in ihm bekundet, und ihn nöthigt, in ihren Dienst zu treten. Und dies eben, daß jene Ideen langsam zwar, aber mit ruheloser Energie sich unsers Geistes bemächtigen und im Menschenleben sich durchsetzen, dies läßt sich nur daraus erklären, daß wir Tröger eines höhern Willens sind, dazu berufen, ein Reich des Wahren, Schönen und Guten zu bauen, in welchem die Idee des Menschen verwirklicht und das zugleich seinem ewigen Ur-

sprung ähnlich wäre. Jenen höhern Willen kennt der religiöse Glaube und nennt darum das Gewissen die Stimme Gottes im Menschen.

Die Religion Buddha's.

Es ist ein Gang in's alte Indien, zu dem ich den Leser einlade. Eine Religion soll besprochen werden, die unsrer Geistesart ganz eigenthümlich fremdartig und doch auch wunderbar verwandt ist. Es ist die Religion Buddha's, die als eine Reformation aus der ältern Religion der Brahmanen hervorgegangen ist. Die ersten Europäer, die in diese beiden Religionen einen Einblick thaten, waren die Soldaten Alexanders von Macedonien. Auf ihrem großen Siegeszuge hatten sie das Wunderland der Pyramiden betreten, am Euphrat und in Persien die fabelhafte Pracht der Königsstädte geschaut, aber das seltsamste Räthsel stund in Indien vor ihnen: alle Wälder voll schweigender, sinnender, betender Männer! Und nicht aus eigenem Entschlusse, sondern dem religiösen Gesetze folgend hatte Jeder von diesen Tausenden Haus und Familie verlassen und sich im Waldesdunkel eine Einsiedlerhütte gebaut. Das Gesetz theilte das Leben in vier Altersstufen. Als Knabe und Jüngling hatte

der Indier die alten heiligen Lieder auswendig zu lernen; es war eine Liedersammlung, die in unserm Druck zwei starke Bände füllen würde. Hatte er diese Aufgabe bewältigt, so begann für ihn die zweite Altersstufe, die des Hausvaters, er trat in die Ehe und besorgte Haus und Hof, Amt oder Beruf; seine religiösen Pflichten bestunden nun in der Darbringung von wenigstens fünf täglichen Opfern und in der Beobachtung all' der tausend kleinen Aeußerlichkeiten, welche die Priester, die Brahmanen, dem Volk als eine fast unerträgliche Last aufgebürdet hatten. Unterdessen sah er seinen Sohn thun, was er einst gethan, Lieder auswendig lernen und endlich in die Ehe treten. Ein Enkel macht ihn zum Großvater und damit tritt er in die dritte Altersstufe ein; er übergibt den Seinen Haus und Eigenthum und baut sich im Wald unter hohen Bäumen, am sprudelnden Bach eine stille Hütte, um fortan die Welt zu vergessen und sinnend und träumend sich zu vertiefen in das Geheimniß der Menschenseele, in das Räthsel des Daseins. Aber noch steht ihm, wenn er die Kraft dazu hat, eine höhere Vollkommenheit in der vierten Altersstufe bevor. Wenn seine Haare weiß geworden und seine Gestalt gebeugt ist unter der Jahre Last, dann nimmt er Abschied von jeder Bequemlichkeit, auch von der stillen Hütte im Wald; er kleidet sich in das gelbe Gewand des Bettlers, nichts ist mehr

sein eigen, als der Wanderstab, an dem er durch die Dörfer wankt, und der Almosentopf zum Empfange milder Gaben. Ehrfurchtsvoll grüßt ihn jetzt Alt und Jung; „Selbstüberwinder“, das ist nun sein Titel, der einst in Indien besser klang, als heute in Europa: „fürstliche Durchlaucht, königliche Hoheit“, und das gelbe Bettlergewand kleidete ihn für indische Augen wie Purpur und Hermelin. So schleppt er die altersmüden Glieder ruhelos von Ort zu Ort, bis er im Schatten eines Baumes niedersinkt und der Traum des Lebens vor seinem brechenden Auge erlischt.

Ja, ein Traumbild war dem Indier die ganze wirkliche Welt, Alles, was ist und geschieht, ein trügerischer Schein. Es hat noch kein Volk in der Geschichte gegeben, das sich von den Aufgaben und Gütern des Lebens so interesselos wegwandte, wie die Indier. Sie verschlossen ihre Augen vor dieser Welt des äußern Scheins, um sie voll aufzuschlagen über der Innenwelt des Gedankens und der beschaulichen Ruhe. Sie waren ein Volk phantasirender Philosophen, wie keine Zeit und kein Land etwas Aehnliches gesehen hat. Die Phantasie ist eine schöne Gottesgabe und kann auch ein schweres Uebel sein; die Indier haben beides erfahren.

Zunächst bevölkerte ihre Phantasie den Himmel und die Erde mit einer poetisch schönen, reizvollen,

aber überschwenglich gestaltenreichen Götterwelt; für jeden Vorgang des Naturlebens, für die fliehenden Wolken, für den fallenden Regen, für Baum und Blume, für Sternenhimmel und Morgenlicht, für Alles war mythologische Dichtung da, die den Naturvorgang in eine Göttergeschichte verwandelte, und nicht nur die Götter griffen fortwährend in das Leben der Erde ein und hoben allen natürlichen Zusammenhang der Dinge auf, auch die heiligen Menschen griffen hinauf in den Himmel, erschütterten die Sitze der Götter und vollbrachten Wunder in der Höhe und in der Tiefe. Ob all' den Wundern und Märchen, die oben und unten geschahen, verschwand die Grenze zwischen Himmel und Erde, es verschwand der Unterschied von Dichtung und Wirklichkeit, und vor der überreizten Phantasie stund schließlich eine kraus verworrene Welt, in der Niemand sich orientiren konnte, die deshalb für den Menschen keinen Werth mehr hatte. Das Resultat war, daß man sich in sein Inneres zurückzog und, ungerührt von Indiens Lebensfülle und Farbenpracht, das übersättigte Auge schloß wie vor einer leeren Täuschung und bloß noch die eine Empfindung hatte: was du siehst, ist Alles nichts, es ist Alles nur ein Traum.

Und erst noch ein recht schwerer, beängstigender Traum! Des Menschen Glück und Unglück kommt vom Menschen, lautet ein alter Spruch. Daß nun

diese phantasievollen Volksgenossen sich gegenseitig Glück bereitet hätten, kann man nicht sagen; weder die Priesterschaft, noch der regierende Kriegsadel fühlten sich dazu berufen. Mit einer Unmasse von Gebräuchen quälte die Priesterschaft das Volk und bestrafte jede Verletzung ihrer Gebote mit einem grausamen System gegenwärtiger Peinigungen und mit der Drohung zukünftiger ewiger Qualen. Auch das soziale Leben war kein glückliches; die Gliederung des Volkes in vier Kasten gab sich dem Individuum jedenfalls als ein schwerer Druck zu fühlen; als Handelsmann, Bauer, Handwerker von Königen und Fürsten unmenschlich ausgebeutet, dazu in seinen Stand hineingeboren zu sein und die ganze übrige Welt sich verschlossen zu sehen, das erstickt den Kern aller persönlichen Kraft, und steht nun auch hier wieder der Priester, der den untern Kasten ihr Loos als eine Strafe für ein früheres Leben darstellt und ihnen Ergebung in den Druck von oben predigt, so entsteht daraus ein Lebensüberdruß, der alle einzelnen Uebel des Lebens zu dem Einen großen Schmerz summirt, daß es überhaupt ein Leben gibt, daß überhaupt eine Welt existirt. Zwar nur ein Traum ist das Leben, aber ein schwerer, beängstigender Traum, der auch mit dem Tode kein Ende nimmt, sondern immer von Neuem beginnt, denn nach der Lehre der Seelenwanderung wird die abgeschiedene Seele sofort von Neuem geboren, in der

und jener Gestalt, je nach ihrer Würdigkeit als Pflanze, Thier oder Mensch hundert oder tausend Mal wiedergeboren, wie sie schon tausend Leben hinter sich hat.

Darum, um die lange Reihe künftiger Seelenwanderungen abzukürzen, verließ der Indier, sobald er einen Sohn seines Sohnes gesehen, Haus und Eigenthum, zog sich in den Wald zurück und wanderte in der vierten Lebensstufe, als altersmüder Greis mit seinem Almosentopf von Dorf zu Dorf, denn in Folge solcher Entsagung und Selbstpeinigung durften wenigstens die drei obern Kasten hoffen, früher von dem Schmerz des Daseins erlöst zu werden und zur Ruhe einzugehen, zu jener definitiven Ruhe, aus der es kein weiteres, schmerzvolles Erwachen gab.

So stunden in Indien die Dinge, als Buddha auftrat. Der Buddha sollte man eigentlich sagen, denn es ist nicht ein Eigenname, sondern ein Titel, der so viel bedeutet wie: der Erleuchtete, der Weise. Sein Eigenname mag Siddharta gelautet haben, Çakyamuni heißt er nach dem königlichen Geschlecht, dem er angehörte, Gautama nach der großen Stammesgenossenschaft. In den Schriften über ihn wechseln alle diese Namen nach freiem Belieben. Sein Leben fällt, man streitet noch darüber, in's 6. oder 5. Jahrhundert vor Christo; sagen wir: er lebte vor und nach 500. Er war als Königssohn in Kapilavastu,

am Fuß des Himalaya geboren, wurde ritterlich erzogen, im Waffenhandwerk wie in Kunst und Wissenschaft geübt und genoß das fürstliche Leben. Aber bald trat der richtige Indier in ihm zu Tage, er zeigte einen Hang zu Einsamkeit und stillem Sinnen und wurde ein melancholischer Träumer. Eines Tages fuhr er durch das nördliche Stadtthor, um sich im Freien zu erheitern. Da sah er am Wege einen Kranken, der heftige Schmerzen litt; der Anblick erschütterte ihn dermaßen, daß er dem Kutscher befahl, umzukehren; in einer Welt, die solche Leiden bringe, möge er sich nicht vergnügen. Den andern Tag fährt er zum östlichen Stadtthor hinaus und sieht einen Greis, der sich kaum noch an seinem Stabe aufrecht zu halten vermag. „Kutscher, kehre um!“ ruft der Prinz; „was nützt mir Vergnügung, da auch mir die Hülflosigkeit des Alters wartet.“ Den dritten Tag fährt er durch das westliche Stadtthor in seinen Park und trifft einen Leichenzug an. „Kutscher, kehre um! Welche Thorheit, Freude zu suchen, da doch Alle der Tod erwartet.“ Den vierten Tag fährt er durch's südliche Stadtthor und trifft einen heiligen Bettler an, der zufrieden seine Wege geht. „Kutscher, wer ist der Mann?“ „Herr,“ erwidert der Kutscher, „das ist ein Selbstüberwinder; er ist aus reichem Haus geboren, aber jedem Vergnügen, jedem Wunsch hat er entsagt; ohne Neid zieht er umher, gönnt

Jedem, was er hat, und bittet nur um ein Almosen.“ „Das ist wohlgesprochen,“ ruft der Prinz, „solch' ein Mann will ich auch werden.“ Eiligst nach Hause zurückgekehrt, theilte er den Seinen den rasch gefaßten Entschluß mit, der Welt zu entsagen und ein Heiliger zu werden, um für alle Menschen den Weg des Friedens zu finden. Alle Versuche, ihn zurückzuhalten, vermochten nichts über ihn, und als der König das Schloß mit Wachen umstellen ließ, fand der Prinz doch Mittel und Weg, um Mitternacht zu entrinnen und von einem Knechte begleitet auf schnellen Rossen das Weite zu suchen. Er reitet die Nacht hindurch; als es Tag geworden, steigt er ab, entledigt sich alles fürstlichen Schmuckes, zieht das gelbe Bettlergewand an und sendet den Knecht mit Pferd und Kostbarkeiten nach Hause. Eine Kapelle bezeichnete später den Ort, wo diese Umwandlung des Prinzen zum Bettler geschehen war. Nun begibt er sich an seine Aufgabe, ein Heilmittel zu suchen für das Uebel der Welt, eine Erlösung vom Schmerz des Daseins.

Zunächst durchwanderte er die berühmtesten Hochschulen der Brahmanen; denn dort, an den Sitzen indischer Theologie und Philosophie, wurde dieselbe Frage behandelt, die ihn beunruhigte. Das philosophische Interesse war damals ungemein lebhaft; überall treffen wir Disputationen und gelehrte Wettkämpfe, es wimmelt von Philosophen und dozirenden Büßern,

von Schulhäuptern und deren Gegnern, von Lehrern und Schülern, von Dogmatikern und Skeptikern, Alle lebend und webend in der Einen großen Frage nach der Erlösung vom Schmerz des Lebens, und jede philosophische Schule rühmte sich, die Antwort gefunden zu haben. Aber es war nicht das, was der königliche Bettler suchte; die eine Antwort klang zu abstrakt theoretisch, nur für die Gelehrten verständlich, die andere zu vornehm, nur auf die obern Kasten berechnet; er aber empfand ein tiefes Erbarmen für alles Volk, jedes athmende Wesen sollte zur Erlösung berufen werden.

Schmerzlich enttäuscht zog er sich nun in die Waldeinsamkeit zurück und übergab sich den härtesten Entsagungen und Kasteiungen, denn auch solches Büßerleben wurde als eine Quelle der Erleuchtung gepriesen. In der Enthaltsamkeit brachte er es so weit, erzählt die buddhistische Legende, daß er täglich nicht mehr als ein Reiskorn zu sich nahm. Nach Verlauf von sechs Jahren völlig entkräftet, fühlt er sich dem Tode nah und erkennt, daß auch die Selbstpeinigung nicht zur Erleuchtung und Befreiung führe.

Nun, da beide Wege ihn rathlos gelassen, legt er die Frage unabhängig von jeder andern Tradition und Lehrmeinung seinem eigenen Denken vor. Wie werde ich frei vom Schmerz des Lebens? Buddha antwortet: in der Unruhe des Gemüths, das tausend

Wünsche hegt, die sich nicht erfüllen; in der Selbsttäuschung des Gemüths, dem auch ein erfüllter Wunsch nicht die Befriedigung bringt, die es gehofft; in der Leidenschaft des Gemüths, das sich durch Zorn und Haß um den eigenen Frieden bringt — da liegt die Wurzel des Weltübels, daraus entsteht der ganze Schmerz des Lebens. Darum das Gemüth beherrschen, daß es keinen Wunsch und keine Leidenschaft mehr habe, das ist die Erlösung vom Schmerz des Daseins. Er war einen ganzen Tag und eine Nacht in tiefstes Sinnen verloren unter einem Baume gesessen, als gegen Morgen dieses innere Licht heller und heller ihm aufging. Das Gemüth beherrschen, daß es keinen Wunsch, keinen Haß und Zorn mehr hege, das ist's, wonach er lange umsonst gesucht hatte, das ist der Pfad der Erlösung. Jetzt fühlt er sich als Buddha, der Erleuchtete, und das ist von jetzt an auch sein Titel.

Nun geht er mit freudiger Kraft an sein Lebenswerk, sammelt sich einen Jüngerkreis und tritt dann in Benares, noch jetzt wie damals Mittelpunkt und Hauptsitz des Brahmanenthums, öffentlich als Lehrer auf. Alle Klassen der Bevölkerung, vom stolzen Brahmanen bis zum verachteten Tschandala, der noch geringer als die unterste Kaste galt, schaarten sich um den Propheten und lauschten verwundert seiner Predigt; denn Alle ohne Unterschied rief er heran und wies

sie auf einen Weg, den zu gehen Keinem eine Unmöglichkeit war.

„Ueberwinde dich selbst," lehrte er, „dann hast du auch den Schmerz des Lebens überwunden. Wer viel wünscht, ist wie der Affe im Walde, der von Baum zu Baum springt, um eine Frucht zu erlangen. Unsre Begierde und Leidenschaft ist die Wurzel des ganzen Weltübels. Wer die Begierde bezwingt, von dem fällt das Leid ab wie die Wassertropfen von der Lotosblume. Wer Haß und Zorn überwindet, ist wie ein See, still, klar und tief."

Eine Lehre, so einfach und wahr, so innerlich und doch so praktisch faßlich war in Indien noch nie gehört worden und unerhört war daher auch ihr Erfolg. Die Legende steigt in der Beschreibung dieses Erfolges von den 5 ersten Anhängern rasch auf 60, dann auf 1000, auf 100,000. Wie begreiflich sammelte sich seine Gemeinde vorzüglich aus den untern Klassen, die hier Erlösung nicht bloß vom Weltübel überhaupt, sondern speziell auch vom Uebel der Kastenordnung fanden. Wie 500 Jahre später der Apostel Paulus von der Christengemeinde sagte: Hier ist nicht mehr Jude oder Heide, Herr oder Knecht, Mann oder Frau, sie sind alle eins in Christo, so erklärte auch Buddha, der Königssohn, er könne bei Aufwendung alles Scharfsinnes keinen Unterschied zwischen den Menschen entdecken. „Den Fuß eines Tigers

kann ich sehr wohl von dem eines Elephanten unterscheiden, auch den Fuß eines Elephanten von dem eines Menschen, aber wer lehrt mich den Fuß eines Vornehmen von dem eines Handwerkers unterscheiden?" Ein ander Mal sagte er: „Wie die 4 Flüsse, welche in den Ganges fallen, ihre Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben, so auch die Brahmanen, die Adeligen, die Bürger, die Knechte, diese vier sind sich alle gleich, sobald sie in meine Gemeinde eingetreten sind." Dieser Grundsatz galt durchgängig in seiner Gemeinde. Er schickte einst seinen Lieblingsjünger Ananda auf eine Reisepredigt aus; von der Wanderung ermüdet und durstig kommt er zu einem Brunnen, an dem ein Tschandalamädchen mit einem Trinkgefäß sitzt. „Gib mir zu trinken", spricht er zu ihr. „Wie kannst du von mir zu trinken verlangen, da ich eine Tschandala bin?" „Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Herkunft; gib mir zu trinken." Sie gab ihm und er unterrichtete sie in Buddha's Lehre, führte sie dann zum Meister und dieser machte sie zur Jüngerin.

Aber eben darum, weil er sich der Armen und Geringen annahm und den Unterschied der Kasten aufhob, erstunden für Buddha auch heftige Feinde, namentlich in der Brahmanenkaste, die ihre Macht- und Ehrenstellung gefährdet sah. Sie machten wiederholte Mordversuche gegen Buddha, welchen er jedes-

mal dadurch entging, daß er die gedungenen Mörder durch den überwältigenden Eindruck seiner ruhigen und milden Persönlichkeit entwaffnete.

Er besaß überhaupt im Verkehr mit allen Menschen eine überaus freundliche und herzgewinnende Art; wer einmal mit ihm in Berührung kam, war meistens dauernd gewonnen. Ein Beispiel für seine väterliche Lehrweisheit, die ihm Eingang in Kopf und Herz der Menschen schaffte, ist folgendes: Einer jungen Mutter war ihr einziges Kind gestorben, ein hoffnungsvoller Knabe. Sie nahm das todte Kind auf ihre Arme, ging von Haus zu Haus und fragte, ob Niemand ihr eine Arznei für das Kind geben könne. Die Nachbarn sagten: „Ist die Frau verrückt, daß sie ihr todtes Kind herumträgt?“ Ein alter Mann, der dabei stund, dachte: Ach, die Arme weiß nicht, was Tod ist, ich muß sie trösten; darauf sagte er: „Liebe Frau, ich weiß einen Arzt, der helfen kann; gehe zu Buddha, er kennt die rechte Arznei.“ Da ging die Mutter zu Buddha und fragte: „Hast du eine Arznei, die meinem Kinde helfen kann?“ „Ja,“ sagte Buddha, „ich weiß eine solche Arznei, es ist ein Senfkorn; geh' und bringe es mir.“ Die Mutter ging, aber er rief ihr nach: „Das Senfkorn muß aus einem Hause kommen, wo weder ein Sohn, noch ein Vater, noch ein Sklave gestorben ist.“ „Gut“, sagte die junge Frau und ging von Haus zu Haus, ein Senfkorn

erbittend, und wenn die Leute es ihr gegeben, sagte sie: „Ist auch in eurem Hause Niemand gestorben, kein Sohn, kein Vater, kein Sklave?“ Sie antworteten: „Was sagst du da, liebe Frau? Der Lebendigen sind wenige, der Todten aber sind viele.“ Dann ging sie weiter, aber in jedem Hause erhielt sie die nämliche Antwort. Muthlos kehrte sie endlich zu Buddha zurück und fiel vor ihm nieder. „Hast du das Senfkorn gefunden?“ fragte er. „Ach nein,“ sagte sie; „die Leute sagten: der Lebendigen sind wenige, der Todten aber sind viele.“ „Da siehe,“ sagte Buddha, „du meintest, daß du allein einen Sohn verloren habest, jetzt kennst du das Gesetz: auf Erden gibt es nichts, was nicht vergeht.“ Bei diesen Worten that die Frau den ersten Schritt in der Erkenntniß. Am Abend saß sie, in wehmüthiges Sinnen verloren, unter einem Baum und schaute zu Buddha's Kloster hinüber, wo die Lichter brannten und nach und nach erloschen; sie sagte: „Das Leben der Menschen ist wie die Lichter, die dort leuchten und erlöschen.“ Da stund unerwartet Buddha neben ihr und sprach: „Ja, liebe Frau, wie die Lichter, die leuchten und verlöschen, so ist das Leben der Menschen; wer aber sein Herz beherrscht, daß es weder Wunsch, noch Leid mehr kennt, der ist erlöst und geht zum Frieden ein.“ Als die arme Mutter dies hörte, ging auch sie zur beschaulichen Ruhe und zum Frieden ein.

Nachdem er 45 Jahre lang überall in der Gangesebene thätig gewesen war, zu lehren, zu trösten, Jünger zu sammeln, fühlte er als 80-jähriger Greis den Tod herannahen und kündigte dies den Seinen an. Heiteren Sinnes tröstete er die hierüber Erschrockenen und sagte: Glaubet nicht, daß, wenn ich gestorben bin, ich nicht mehr bei euch sei; ich bleibe bei euch alle Tage durch die Lehre, die ich euch gegeben habe. Auf einer letzten Wanderung besuchte er noch einmal die nähergelegenen Stätten seiner Wirksamkeit, überall mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte freundlich tröstende Worte sprechend und ermahnend, seine Lehre weiter auszubreiten zu allen Völkern. Auf die Arme seiner Schüler gestützt, setzt er mühsam seine Wanderung fort, bis er erschöpft in einem Walde niedersinkt; die Jünger bereiten ihm ein Lager von Laub und Moos, da nimmt er Abschied von ihnen und verscheidet mit den Worten: Nichts ist dauerhaft!

Was soeben „aus dem alten Indien" erzählt wurde, hat den Leser gewiß öfters recht lebhaft an das Christenthum und das Leben seines Stifters erinnert. In der That weisen die beiden Religionen nicht nur eine Reihe einzelner Uebereinstimmungspunkte auf, sie gehen auch in ihrem innern Wesen und Streben eine Strecke weit parallel nebeneinander her. Diese Verwandtschaft möchte ich hier beleuchten, um dann auch

den Unterschied gebührend an's Licht treten zu lassen.

Die kurze Lebensskizze, die über Buddha mitgetheilt wurde, umfaßt bei weitem nicht alle Nachrichten über ihn, sondern nur den historisch zuverlässigen Kern, losgeschält von den zahllosen Legenden, mit denen eine dankbare Nachwelt sein Leben ausgeschmückt hat. Nach diesen Legenden ist schon seine Geburt ein Wunder, das von der ganzen Natur- und Geisterwelt mitgefeiert wird; himmlische Musik ertönt, ein überirdisches Licht, heller als Sonne und Mond, umstrahlt den königlichen Palast; eine Schaar himmlischer Wesen, an ihrer Spitze die Götter Brahma und Indra, steigt hernieder, um dem Neugebornen zu huldigen. Bei der Darstellung im Tempel werfen sich die Götterbilder zur Erde und ein alter Brahmane weissagt, daß dies Kind einst ein großer Heiliger werde. Unwillkürlich denken wir hier an die Kindheitsgeschichte Jesu, wie Matthäus und Lukas sie erzählen; die Aehnlichkeit ist in der That auffallend, auch hier schon die Geburt selbst ein Wunder und durch wunderbare Erscheinungen verherrlicht, himmlischer Gesang, Begrüßung des Neugebornen durch die Engel und die Weisen aus dem Morgenland, bei der Darstellung im Tempel der alte Simeon, der das Kindlein auf die Arme nimmt und in ihm den Heiland der Welt erkennt. So auch beim Antritt des Amtes steht hier wie dort der Versucher,

er bietet auch dem Buddha die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit an, wenn er abstehen wolle von seinem Werke. Um nicht zu reden von all' den Wundern, die Buddha verrichtet hat, die mit ächt indischer Maßlosigkeit und Phantastik dargestellt werden, so erbebt auch bei seinem Tode die Erde und Sonne und Mond verfinstern sich. Schließlich kennt der Buddhismus auch schon unser Pfingstwunder; wie die Predigt der Apostel in galiläischer Mundart vorgetragen, den verschiedensten Völkern, Parthern, Medern, Elamiten in ihrer eigenen Muttersprache vernehmbar wurde, so wird auch hier erzählt: als Buddha lehrte, klangen seine Worte in den verschiedensten Sprachen der Welt an die Ohren fremder Völker. Gerade diese letztere Uebereinstimmung ist keineswegs zufällig, doch ist nicht nöthig, daß eine Religion von der andern die Erzählung entlehnt habe; die Uebereinstimmung ist vielmehr die Folge einer innern Wesensverwandtschaft beider Religionen. Nur der Buddhismus und das Christenthum, beide aber gleich energisch, hatten von sich das Bewußtsein, unter jedem Himmelsstriche jedem Menschenherzen verständlich zu sein; beide fühlten den Beruf, Weltreligion zu werden. Und nichts anderes will ja auch das Sprachenwunder sagen, nichts anderes als das, daß für eine Religion unverkünstelter, gemüthvoller Innigkeit, für eine Religion der Gerechtigkeit und Bruderliebe auch der Unterschied der Völker-

sprachen keine Schranke, kein Hinderniß ihrer Ausbreitung sei, daß vielmehr, so weit Menschen wohnen, sie eine solche Religion freudig begrüßen werden. Das Sprachenwunder gehört also als bildlicher Ausdruck eines universalistischen Bewußtseins mit Recht in beide Religionen.

So hat es denn auch kein weltgeschichtliches Ereigniß gegeben, das der Buddhismus so sympathisch begrüßte, wie der Eroberungszug Alexanders des Großen. Als dieser thatenfreudige Fürst, bis nach Indien dringend, überall die Völkerschranken niederriß, Asiaten und Europäer zu Einer großen Völkerfamilie vereinte, da sahen die Buddhisten auch sich den Weg geebnet und die Thore der Menschheit aufgethan. Sie mögen sich anfänglich gegenseitig recht sonderbar vorgekommen sein, die stolzen Sieger aus Macedonien und Griechenland und die stillen Frommen Indiens, aber die Buddhisten orientirten sich rasch. Schon das dritte vorchristliche Jahrhundert sah eine buddhistische Kirchenversammlung — das Konzil von Pataliputra — wo der Beruf zur Weltmission nicht bloß prinzipiell ausgesprochen, sondern sofort auch praktisch organisirend an die Hand genommen wurde, und im zweiten Jahrhundert hatte der Buddhismus schon die westlichen Grenzen Asiens erreicht, und seine Klöster und Missionsstationen stunden am Ufer des mittelländischen Meeres, an den Küsten von Syrien und Palästina.

In Palästina, in Galiläa wie in Judäa waren diese Klöster wohlbekannt und manche Erscheinung im religiösen Leben des Judenthums bis zur Zeit Jesu hin ruft uns den Buddhismus in Erinnerung; so der Essäerorden, dessen ganzes Lebensideal entschieden buddhistisch ist; so auch die einzeln auftretenden predigenden Büßer, die sich in rauhe Thierfelle oder auch in Baumrinde kleiden, in der Wüste leben und sich von Heuschrecken und wildem Honig nähren, alles das nimmt sich auf jüdischem Boden durchaus fremdartig aus, es weist auf religiöse Anregungen hin, die von Außen kamen, und man fühlt sich stark versucht, auch hier buddhistische Einflüsse anzunehmen.

Wir dürfen noch mehr sagen. Die Jünger Buddha's haben in der Stille und ohne es selbst zu wissen, dazu beigetragen, einem größern Meister, als der ihrige war, den Weg zu bereiten und seine Gemeinde zu sammeln. Wer in Syrien und Palästina etwas von Buddha gehört hatte, wie mußte der erstaunen, daß sich dieselbe religiöse Bewegung, die sich vor 500 Jahren in Indien vollzogen hatte, hier unter seinen Augen, gehaltvoller, reicher, lebenskräftiger, aber in den Grundzügen ähnlich, noch einmal vollzog? Auch die Juden hatten ja ihre Brahmanenkaste, die dem Volke unerträgliche Lasten aufbürdete, ohne im Stande zu sein, den Bedürfnissen des Menschenherzens ein Genüge zu thun. Auch die Juden hatten ihre

vornehmen Heiligen und ihre ausgestoßenen Tschandala und Paria. Und auch hier trat ein milder Menschenfreund auf, der mit starker Hand das Netz der Hierarchie zerriß, um den Armen und Geringen dienen zu können. Ja, es war genau derselbe dreifache Feind, den Buddha und Jesus bekämpften, nur daß es in Indien dreimal der Brahmane ist, während im Judenthum drei verschiedene Figuren vor uns stehen; den brahmanischen Hochmuth des theologischen Wissens repräsentiren hier die Schriftgelehrten, den brahmanischen Stolz auf äußere Werke die Pharisäer, die brahmanische Anmaßung vornehmer Geburt der sadduzäische Priesteradel. Es ist genau dieselbe Hierarchie mit derselben unlautern Verkettung persönlicher Interessen hier wie dort. Darum, weil sie denselben Gegner zu bekämpfen haben, hören wir bei Buddha und Jesus so manches ähnliche Wort; an beiden Orten dieselbe Abkehr von aller hierarchischen Verkünstelung der Religion, dieselbe Betonung des einfach Menschlichen, dieselbe Einkehr in's Innere, in die Tiefe des Gemüths, wo allein die ächte Perle liegt, dieselbe Konzentrirung aller Forderungen in die Eine: eines reinen Herzens, redlicher Gesinnung und selbstverleugnender Bruderliebe. Aber gerade hier, wo es sich um die Innerlichkeit des Gemüthes handelt, finden beide Religionen noch einen tiefsten Verwandtschaftspunkt. Im Unterschied von allen andern Religionen stellen

Buddhismus und Christenthum nicht bloß Forderungen an den Menschen, sondern bieten dem Gemüth eine Erlösung an, nicht so äußerlich, wie es später in beiden Kirchen gelehrt wurde, sondern eine Erlösung des Herzens aus aller Thorheit und Sünde, aus Schwachheit und Furcht zu Frieden und Freiheit. Und damit berühren Buddhismus und Christenthum das eigentliche Wesen der Religion, das tiefste Bedürfniß, aus dem alle Religion hervorgeht, das Bedürfniß nach innerer Stärke in den Wechselfällen des Lebens, nach innerer Freiheit in der Abhängigkeit von Natur und Schicksal. Alle andern Religionen sind Natur- oder Gesetzesreligionen, diese beiden allein sind Erlösungsreligionen, die den Menschen aus dem Zwiespalt des Lebens hinausheben wollen zu innerer Einheit, zu Versöhnung mit Gott und der Welt. Den „Pfad der Erlösung“, ein „Gesetz der Gnade“ nannte Buddha seine Lehre, und machte dabei freilich dieselbe Erfahrung wie Jesus, daß nicht Alle für diese frohe Botschaft empfänglich waren. Wenn wir aus dem Munde Jesu das Wort vom Kameel und Nadelöhr kennen, so klagt auch Buddha: Wie schwer ist es einem Reichen, den Weg der Erlösung zu finden! Auch an beiden Orten dieselbe Freude über die Empfänglichkeit der Armen und über jede Liebesthat, die ein Armer mit seinen geringen Kräften, aber mit reichem Gemüth vollbringt. Wie rührend ist in den Evangelien die schlichte Erzählung

vom Scherflein der Wittwe! Aber für einen Buddhisten war das nichts Neues, auch sie hatten solche Erzählungen. In Buddha's Almosenkasten legten einst viele Reiche Gold und Silber ein, scheffelweise schütteten sie es hinein, schon waren 10,000 Scheffel ausgeleert und doch war im Kasten keine Vermehrung bemerkbar; da kam eine arme Frau und warf eine Hand voll Rosen hinein, nun auf einmal ist der Kasten voll. Ein ander Mal, wird erzählt, kam Buddha in die Residenz eines befreundeten Königs. Zu seinen Ehren veranstaltete man eine festliche Illumination, aber all' die tausend Lichter am königlichen Schloß und den Palästen der Reichen erloschen früh, nur ein Lämpchen brannte die ganze Nacht hindurch, eine arme Frau hatte es angezündet.

Um all' dieser Aehnlichkeiten willen hat denn auch das Christenthum dem Buddhismus seine Anerkennung ausgesprochen durch den Mund eines seiner geistvollsten Vertreter, durch den Verfasser des Johannesevangeliums. Dieser Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, daß das Christenthum die Erfüllung alles dessen sei, was bisher Menschen Wahres gedacht, Gutes gewollt, Göttliches empfunden haben. Darum blickt der Evangelist so oft nach Griechenland hinüber, knüpft an griechische Philosophie an, an griechischen Kultus und Mysteriendienst, und auch dem Buddhismus reicht er die Hand. Er thut dies recht unmißverständlich, indem

er jene Geschichte vom Lieblingsjünger Ananda, der am Brunnen ein Tschandalamädchen findet, einfach adoptirt und sie in verklärter Gestalt (Kap. 4) als Gespräch Jesu mit der Samariterin wiedergibt. Im Zusammenhang des Evangeliums hat diese Erzählung noch ihre besondern Beziehungen, allein, daß der Evangelist sie aufgenommen hat, ist ein offenbarer Achtungsbeweis gegenüber dem Buddhismus. Damit hat der Evangelist ein Gebot befolgt, das der Buddhismus wiederholt und nachdrücklich aufgestellt hat: „Verachte keine Religion, sonst thust du der eigenen eine Schmach an; willst du deine Religion in Ehren halten, so achte auch die der Andern!“ In der That hat der Buddhismus niemals, weder zur Ausbreitung noch zur Vertheidigung seines Glaubens, andern religiösen Anschauungen gegenüber Intoleranz oder Gewaltthat geübt; unter allen höherstehenden Religionen kommt ihm allein der Ruhm zu, nie verfolgt zu haben.

Fassen wir zum Schluß nun auch die Schattenseiten des Buddhismus in's Auge. Trotz aller Verwandtschaft ist nämlich Buddhismus und Christenthum doch etwas völlig Anderes. Wir brauchen nur an die Verschiedenheit der Herkunft zu denken, um sofort die ganze Weite des Unterschiedes vor Augen zu haben. Der Buddhismus stammt her vom indischen Büßerwesen; seine Weltanschauung ist durchaus die brahmanische, daß die Welt ein Uebel sei, daß es

besser wäre, sie wäre nie entstanden, und es herrschte in alle Ewigkeiten hinaus das uranfängliche Nichts. Das Christenthum dagegen stammt her vom thatkräftigen, praktisch-realistischen Judenthum, das in seiner Geschichte wohl eine Reihe begeisterter, auf ideale Ziele gerichteter Gottesmänner, aber keinen einzigen melancholischen Träumer kennt, keinen einzigen unpraktischen Schwärmer. Jesus selbst ist ein ächter Sohn des alten Testamentes, großgewachsen an seiner heldenhaften Glaubens- und Hoffenskraft. Darum ist das der große Unterschied, daß der Buddhismus nur stille Ergebung in das unvermeidliche Weltübel predigt und sich begnügt, dem Einzelnen den Frieden des Gemüthes zu retten, während das Christenthum im Menschen alle guten Geister wachruft, um die Welt nach idealem Maßstabe umzugestalten, daß sie die angemessene Offenbarung des göttlich Guten und Wahren werde. Die Frömmigkeit ist dort eine passive, hier eine vorwiegend aktive. Diesen Unterschied mag ein Beispiel erläutern, ein bei beiden sehr ähnlich klingendes und doch ganz verschieden gemeintes Wort.

Ein Jünger Buddha's sagte, ganz im Sinne des Meisters: „wenn dich Jemand schmäht, so danke ihm, daß er dich nicht geschlagen hat; schlägt er dich, so danke ihm, daß er dich nicht getödtet hat; tödtet er dich, so danke ihm, daß er dich von diesem elenden Leben erlöst hat.“ Nun finden wir allerdings in der

Bergpredigt einen Ausspruch Jesu, der dasselbe zu sagen scheint: „So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; so Jemand mit dir streitet um deinen Rock, dem lass' auch den Mantel; so dich Jemand nöthigt Eine Meile weit, so gehe mit ihm zwei." Die beiden Aussprüche lauten sehr ähnlich, beide scheinen das Gleiche zu sagen, daß es für die Tugend der Verträglichkeit und Nachgiebigkeit keine Grenze gebe, daß man alles Unrecht wehrlos erdulden solle. Was ist aber der Unterschied? Kein Buddhist zweifelt daran, daß das erstere Wort in seinem buchstäblichen Sinne ein hohes sittliches Ideal bezeichne, und kein Christ hat je geglaubt, daß die wörtlich genaue Befolgung des zweiten Ausspruchs einem Menschen zur Zierde gereichen würde. Schon der Apostel Paulus hat die richtige Erklärung gegeben: „Lass' nicht das Böse dich überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem." Ja, das ist der Gedanke im Ausspruche Jesu, daß der fehlende Bruder durch großmüthige Ueberbietung seiner Forderung beschämt und zur Erkenntniß seines Unrechts gebracht werden solle. Die christliche Moral hat immer etwas Eroberndes an sich, sie lebt des frohen Glaubens, daß das Gute stärker sei als das Böse und daß es mehr und mehr siegen werde über allen Widerstand. Der Buddhismus versteht es vortrefflich, allem erlittenen Unrecht durch Sanftmuth und Gelassenheit den schmer=

zenden Stachel auszuziehen, das Christenthum kennt diese Tugend auch, vor Allem aber legt es in den Menschen einen Drang der Weltumgestaltung, der nicht zur Ruhe kommt, bis duldend oder kämpfend das Ziel erreicht, das Unrecht überwunden ist und Recht und Wahrheit gesiegt hat.

Das alte Testament macht nicht umsonst einen Theil unserer Bibel aus, denn aus ihm stammen zwei religiöse Ideen, in denen hauptsächlich jene freudige Kraft, jener hoffnungsvolle Lebensmuth des Christenthums beruht, und gerade diese zwei Ideen finden sich im Buddhismus nur dürftig entwickelt.

Das Eine ist der monotheistisch geistige Gottesglaube, der dem Buddhismus völlig fehlt. Nicht als ob er atheistisch wäre; er kennt ein höchstes Göttliches, aber es ist ihm nur die träumende Weltseele, die von sich selbst nichts weiß und aus deren Traumgestalten die sichtbaren Dinge entstehen. Aus ihr entspringt auch jenes Gesetz der Vergeltung, jene unentrinnbare Verkettung von Schuld und Unglück, die sich in der Seelenwanderung vollzieht, in Folge deren jedem Menschen genau dasjenige innere und äußere Schicksal zufällt, das er sich in einem frühern Leben bereitet hatte. Du siehst einen Blindgebornen; er leidet die Strafe dafür, daß er in einem frühern Leben einer Gazelle die Augen ausgestochen hatte; im Walde kreischt ein gefräßiger, hämischer Affe; er war früher ein

Mensch, ist aber das geworden, dem er sich selbst ähnlich gemacht hatte. Dieses unentrinnbare Verhängniß, das die Welt zu einem Kerker macht und die Seele mit trostloser Angst erfüllt, ist das Einzige, wodurch sich jenes höchste Göttliche, die träumende Weltseele, im Menschenleben offenbart. Daneben kennt der Buddhismus auch die Götter des indischen Volksglaubens, die Licht-, Luft-, Sturm- und Feuergötter, und zweifelt nicht an deren Existenz, allein sie gelten ihm als untergeordnete Mächte, die jeder menschliche Heilige an Hoheit und Würde übertrifft. *) Nach Buddha's Tode wurde auch er selbst zum Gott erhoben; noch findet sich in manchem indischen Tempel sein kolossales Steinbild, das ihn in sitzender Gestalt, mit schlaff herabhängenden Armen und halbgeschlossenen Augen darstellt; auch er ist ein träumender Gott, er ist zur seligen Ruhe eingegangen, in der ihn kein Schmerz und Lärm der Welt zu stören vermag. Er ist ein Gegenstand frommer Verehrung, aber nicht ein Gott, der die Welt regiert.

Eben darum, weil die Götter das thun, was dem Indier das Süßeste dünkt: ruhen und träumen, fehlt dem Buddhismus nicht bloß der lebensvolle geistige

*) Wie es kam, daß der früher viel lebensvollere Gottesglaube der Indier so sehr erblaßte und verarmte, wäre zwar interessant auseinanderzusetzen, würde uns aber zu weit von unserm Gegenstande hinwegführen.



Monotheismus, sondern noch ein zweiter Gedanke, den das Christenthum aus dem alten Testament geschöpft hat, nämlich der hoffnungsvolle Glaube, daß die Weltgeschichte göttlichen Zielen entgegengehe. Da für den Buddhisten die Welt nur ein trügerischer Schein ist, so kann von einem vernünftigen Fortschritt, von einer Annäherung an objektive, allgemein gültige Ziele des Guten und Rechten für ihn keine Rede sein; er sieht nur das ewig gleiche, jammervolle Einerlei einer trügerischen Welt, der gegenüber der Mensch nichts Anderes thun kann, als aus ihren täuschenden Umstrickungen die Seele zurückzuziehen zu stiller Beschaulichkeit.

Wie ganz anders das Volk des alten Testamentes! „Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht und sein Arm ist nicht zu kurz zur Hülfe.“ Im Vertrauen auf diesen Gott richtete sich das jahrhundertelange Streben und Hoffen Israels auf einen neuen politisch-religiösen Weltzustand, in welchem Recht und Wahrheit triumphiren werden; an dieser Hoffnung hielt es fest in guten und bösen Tagen, für sie duldete und kämpfte es mit unerhörter Energie und Herzensgluth. Auf Grund dieser Hoffnung erhob sich die christliche Idee des Reiches Gottes auf Erden, in welcher die leidenschaftliche Erwartung Israel's umgesetzt ist in die lange Arbeit der Weltgeschichte, in die immer neu sich gestaltende Aufgabe, die auf dem Gebiete der Volkssitte, des Staatslebens, der Geistes-

kultur an die Gemeinschaft wie an den Einzelnen herantritt, überall Unrecht, Härte und Verkehrtheit zu bekämpfen und Schritt um Schritt das Menschenleben seiner göttlichen Bestimmung entgegenzuführen.

Und dennoch hat der Buddhismus, wiewohl er keine Ziele der Weltgeschichte kennt und jene ganze frohe Kraft des Thuns und Schaffens ihm fehlt, dennoch hat er eine hohe Kulturaufgabe meisterhaft ausgeführt; er hat die Völkerverhältnisse des innern Asiens völlig umgestaltet und dadurch doch auch auf den Gang der Weltgeschichte mächtig eingewirkt. Für unser europäisch-christliches Gefühl hat seine Moral eine schwächlich-weinerliche Art, aber an den wilden Stämmen, zu denen er vordrang, hat dieselbe wahre Wunder hervorgebracht. Durch seine Lehre, vor jeder Gewaltthat sich zu hüten, jede Leidenschaft zu bändigen, jedes lebende Wesen mitleidsvoll zu schonen und zu pflegen, das Unrecht mit Sanftmuth und Gelassenheit zu dulden, durch diese Lehre wurde Asien so erfolgreich umgestaltet, wie Europa durch das Christenthum. Man vergleiche die Mongolen unter Dschingiskhan mit ihren heutigen buddhistischen Nachkommen, man denke an jene gräßlichen Mordbanden, die (wie Köppen sagt) den Zeitgenossen der Hölle entstiegen zu sein schienen, deren viehische Brutalität und Verachtung aller menschlichen Gesittung beispiellos in der Weltgeschichte ist, und vergleiche mit ihnen die friedfertigen, gutmüthigen

gastfreien Hirten, welche heute die mongolischen Steppen durchziehen — dieses Bekehrungswunder hat der Buddhismus vollbracht. Unter seinem Einflusse hat auch in Hinterindien die frühere heißblütige, jähe Leidenschaftlichkeit einem freundlich-friedfertigen Sinne Platz gemacht. Auch gegenüber den Thieren, nicht bloß den nützlichen, auch den frei in Wald und Steppe lebenden, kennt der Buddhist die Pflicht der Schonung und freundlichen Fürsorge. Die Jagd, namentlich die Schlächterei der großen Hetzjagd, gilt ihm als schmählich und entehrend, auf den Märkten kommt es vielfach vor, daß gefangene Vögel gekauft und in Freiheit gesetzt werden, und den wilden Steppenthieren, namentlich in der Zeit, da sie Junge werfen, setzt der Kalmüke und Mongole Trank und Speise hin und hinterläßt auf seinen Nomadenzügen Schirmanstalten gegen Hitze und Winterstürme zum Schutz der Thiere.

Ganz besonders charakteristisch für den Buddhismus ist sein populärstes Volksbuch, eine thränenreiche Geschichte, die (etwa wie bei uns die Geschichte der heiligen Genofeva) erst nach unendlich langem, unschuldigem Leiden ein freudiges Ende nimmt. Der duldende Held ist Buddha in einem frühern Leben; die Buddhisten wissen nämlich von mehr als 500 frühern Existenzen Buddha's zu erzählen, die er nach dem Gesetz der Seelenwanderung in Pflanzen-, Thier- und Menschengestalt vollendet hatte. Das letzte Mal

vor seinem geschichtlichen Leben wurde er auch als Königssohn geboren und hieß Vessantara. Er war so mitleidsvoll, daß er alles hingab, um was man ihn ansprach; da er aber die kostbarsten Dinge auch an Fremde verschenkte, so erhob sich das eigene Volk gegen ihn, erstürmte den Palast und zwang den König, seinen Sohn zu verbannen. Dieser zog aus, begleitet von seiner Gattin und seinen beiden Kindern. Was ihm der Vater an Schätzen mitgegeben, Gold, Silber, Elephanten und Sklaven, Wagen und Pferde, vertheilte er unter die Armen, die weinend ihm folgten. Nun besaß er gar nichts mehr und ging mit Frau und Kindern durch die brennende Einöde zu Fuß. Endlich fanden sie einen Wald, in dem sie sich eine Hütte bauten und sich von Beeren und Wurzeln ernährten. Eines Tages, als die Mutter in den Wald gegangen war, um Beeren zu sammeln, kam ein alter, häßlicher Brahmane und forderte von Vessantara seine beiden Kinder. Dieser denkt: „möchte ich dafür in einer künftigen Geburt Buddha werden!“ und gibt sie ihm. Der Alte behandelt aber die Kinder grausam, sie entlaufen ihm und kehren zum Vater zurück. Doch auch der Brahmane kehrt zurück, bindet die weinenden Kinder vor den Augen des weinenden Vaters und treibt sie mit der Peitsche vor sich her. Die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft, die Sterne am Himmel, so erzählt die Legende, weinten über den

Anblick. Im Hause des Alten mußten die Kinder die niedrigsten Dienste verrichten, wohnten in einem Stalle und wurden oft bis auf's Blut gegeißelt. Endlich kommt die Erlösung; der alte König erfuhr das Schicksal seiner Enkel, löste sie mit vielem Golde aus und rief den Sohn aus der Verbannung zurück. „Wie kann man eine so dumme Geschichte erzählen!" denkt vielleicht der verehrliche Leser. Aber die Buddhisten machen einen vollen Drittel der Menschheit aus und diese Geschichte wird vom Altai bis zum indischen Ozean, von Tibet bis Japan von Millionen Vätern und Müttern im Steppenzelt und in der Fischerhütte, am Meer, im Hochgebirg und im tropischen Sumpfland tausend und tausend Mal erzählt und keine Geschichte gibt es, kein Buch auf Erden, das mehr Thränen ausgepreßt hätte, als die Geschichte des Prinzen Vessantara. Wenn darob in Europa keine Thräne fließt, wenn wir uns vielmehr mit Indignation von einem solchen Dulderthum abwenden, so ist dies eben der Unterschied von Buddhismus und Christenthum.

Aus China.

Bekanntlich stellt der Himmel für den Chinesen die Gottheit dar. Nicht nur so, wie sich andere Völker den Himmel als den Wohnsitz des höchsten Gottes oder als den Hauptschauplatz seiner Wirksamkeit vorstellen, sondern für den Chinesen ist der Himmel die Gottheit, die Gottheit ist der Himmel. Wenn der Chinese Gott lobpreisen will, so reckt er seine Arme aus und ruft: „O du weiter, blauer Himmel, wie groß und gut bist du!" Und in Zeiten der Noth ruft er wieder den Himmel um sein göttliches Erbarmen an. Als man die Bibel in's Chinesische übersetzen wollte, befand man sich schon bei den ersten Worten vor einer großen Schwierigkeit. „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" — wie soll ein Chinese das verstehen? Er liest: „Im Anfang schuf Gott — Gott, sich selbst und die Erde", oder: „Im Anfang schuf der Himmel den Himmel und die Erde". Wirklich kann man diese ersten Worte der Bibel nicht ohne weitläufige Umschreibung einem Chinesen verständlich machen.

Es finden sich zwar in der chinesischen Literatur vereinzelte Stellen, in denen der Versuch gemacht wird,

diese Vereinerleiung von Gott und Himmel zu lockern und aufzulösen. Der Himmel wird etwa der beseelte Leib der Gottheit genannt oder er gilt als die leuchtende Hülle, das Gewand Gottes, dieser selbst aber als ein unerforschliches Wesen, alles überschauend, aber von Niemanden geschaut. Die allgemein chinesische Auffassung, wie sie sich auch in der religiösen Lyrik ausspricht, ist aber doch die zuerst genannte, welche die Ausdrücke „Himmel“ und „Gott“ als gleichbedeutend braucht. Aber eben die religiöse Lyrik zeigt, wie viel tiefes und wahres Gefühl sich mit dieser Gottesauffassung verbinden konnte. Das religiöse Liederbuch der Chinesen ist der Schi-king; er ist uns durch Rückert's schöne deutsche Uebersetzung zugänglich gemacht. Eines dieser Lieder lautet:

Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen.
Wohin du gehst, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
D'rum laß nicht deines Herzenslust
Dich lenken ab von seinem Lichte
Und wiss' bei allem was du thust:
Du thust's vor seinem Angesichte.

Ein anderes, ähnliches lautet folgendermaßen:

Gib Acht, gib Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht!

O, sag' nicht, er sei fern und hoch,
Er ist so nah', so nah' uns doch!

Er hält uns überall umfangen
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Dieser Gott=Himmel ist die Ordnung, die alles umfaßt, das Naturgesetz so gut wie den Staat, das Recht und die Moral. Im Menschenleben vollzieht sich diese Ordnung des Himmels in den fünf Grund=verhältnissen von Gatte und Gattin, Vater und Sohn, Obrigkeit und Bürger, älterem und jüngerem Bruder, Freund und Freund. Alle diese Verhältnisse werden mit ehrerbietiger Scheu behandelt, weil sie nicht von Menschen erdacht und eingesetzt, sondern von Ewigkeit her des Himmels Ordnung sind. Und diese sittliche Weltordnung ist also zugleich die Naturordnung. Jede Störung, die in jenen menschlichen Verhältnissen ein=tritt, zittert sofort durch die ganze Natur hindurch; jede Sünde, glaubt der Chinese, rächt sich sofort physisch. Darum weist Unglück im Haus darauf hin, daß das Familienleben nicht in der Ordnung sei, allgemeine Landeskalamitäten weisen auf Fehler in der Staatsverwaltung hin; wenn Mißwachs, Erd=beben, Ueberschwemmung, ansteckende Krankheiten ein=treten, so geht der Kaiser mit sich zu Rathe, wo etwas möge gefehlt worden sein und fordert in einem Edikt alle Beamten auf, daran mitzuwirken, daß die unentbehrliche Ordnung und Regelmäßigkeit, von der das Naturleben abhänge, in der Staatsver=waltung wieder eingerichtet werde; vermittelst der Staatsmaschine wird auch der Gang der Natur ge=regelt. Staat, Moral, Natur — das sind inein=

andergreifende Theile des Einen Ganzen, der Ordnung des Himmels.

Dieser Ordnung pietätsvoll unterthan zu sein, ist der eigentliche Inhalt der chinesischen Reichsreligion. Man sage nicht: diese Religion ist also bloße nüchterne Moral. So lautet freilich fast einstimmig das Urtheil europäischer Schriftsteller. Allein, damit ist die Sache auf den Kopf gestellt. Vielmehr muß man sagen: das ganze politische und soziale Leben, Familiensitte und Privatmoral ist Religion, denn mit religiöser Ehrfurcht erkennt der Chinese in allen jenen Verhältnissen das eigentliche Werk der Gottheit, ihren Willen, ihre Ordnung; Moral und Bürgertugend ist ihm Gottesdienst; auf den Pfaden des Himmels wandelt er, wenn er in Staat und Familie das Rechte thut und das Verkehrte meidet. Etwas Aehnliches findet sich in der ganzen Kultur- und Religionsgeschichte nur noch an einem Ort, nämlich im alten Rom. Auch im alten Rom wurde die sittlich-soziale Rechts- und Lebensordnung unbedingt als die imponirendste Macht empfunden, und der Glaube an ihre Heiligkeit und Unantastbarkeit, der Glaube, daß sich in ihr der eigentliche Wille der Gottheit ausspreche, bildete den Herzschlag, das innerste Geheimniß der römischen Religion.

Wenn diese religiöse Lebensauffassung bei den Chinesen wohl noch mächtiger ausgebildet ist als bei den Römern, so hängt dies mit ihrer Geschichte zu-

sammen. Unter allen Kulturvölkern sind die Chinesen das einzige Beispiel einer stillen, fast pflanzenähnlichen, von keiner Seite gehemmten, von keiner Seite beeinflußten Entfaltung der eigenen Geistesart. Ganz anders waren die Verhältnisse in Vorderasien und in den Mittelmeerstaaten. Dort durchdrangen sich in beständigem Kontakt, in Krieg oder Frieden, die Völker semitischer, chamitischer und indogermanischer Rasse. Keines unter ihnen, auch nicht Israel oder Hellas, war unter eine Glasglocke gestellt, die fremden Einfluß abgehalten hätte. Wer die Andern nicht suchte, der wurde gesucht und mußte Hammer oder Ambos sein. Darum bedingten sie gegenseitig ihre Geschichte, Religion und Kultur und förderten auch gegenseitig die ihnen innewohnende Kraft. China aber nahm in seinen Bereich immer nur Stammesgenossen auf, neu hinzuströmende mongolische Nomadenhorden, deren Grundstimmung, geistige Befähigung und Weltanschauung die gleiche war und die sich sofort der chinesischen Kultur einordneten. So war China zwischen Hochgebirge, endloser Wüste und Meer eine Welt für sich, in die kein fremder Einfluß drang. Alles, was die Chinesen von Gütern der Kultur besitzen, ist nicht gemacht worden, sondern naturnothwendig aus ihrem Innern still herausgewachsen. Darum tritt denn die sittlich-soziale Lebensordnung, von deren Anfang Niemand etwas weiß, deren Werden man nicht beobachten

konnte, die gleichsam von Ewigkeit her da war, mit ganz anders imponirender Mächtigkeit dem Einzelnen wie der Gesammtheit gegenüber, als dies bei andern Völkern der Fall war, die sich Rechenschaft geben konnten über das Wann und Wie der Entstehung ihrer gesetzlichen Ordnungen. Majestätisch und unwandelbar wie der Himmel, ewig und unerschütterlich wie die Bahnen der leuchtenden Gestirne, so die sittlich-soziale Lebensordnung, sie ist nichts anderes als die Ordnung des Himmels selbst.

Doch, auch die Chinesen sind Menschen; wir werden uns kaum wundern, wenn es auch in ihrer Geschichte Zeiten der Erschütterung, der Auflösung der Ordnung gegeben hat. Solch' eine Zeit war das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Das Reich drohte damals aus den Fugen zu gehen. Allerlei Naturübel ängstigten die Gemüther. Dazu hatte der Luxus der Reichen auch unter den Aermern die Ansprüche an Lebensgenuß gesteigert; einzelne reiche Familien hatten auf gesetzlose Weise Adelstitel und Herrschaft sich angemaßt. Das patriarchalische Staatswesen vermochte die entfesselten Leidenschaften des Neides, der Habsucht, der offenen und geheimen Gewaltthätigkeit nicht mehr einzudämmen; es schien auch in China die gute alte Zeit mit ihrer Moral zu Ende zu gehen Und das Uebel wuchs zusehends. Das ist eben auch charakteristisch für China, daß, wenn das Gleichgewicht

des Staates zu wanken beginnt, gleich alles aus Rand und Band geht. Die Leute haben das Gefühl, selbst das Ewige wanke, die Ordnung des Himmels stürze ein. Da greifen denn in Angst und Verzweiflung solide Bauernschaften unversehens zu den Waffen, verwandeln sich in Räuberbanden, die sengend und mordend das Land durchziehen.

Nie so deutlich wie in solchen Zeiten des Verfalles, wenn es sich um Rettungsversuche handelt, tritt die innerste Eigenart eines Volksgeistes zu Tage. Versetzen wir uns in das alte Indien oder Griechenland. Dort treten in solchen Zeiten philosophische Lehrer auf, welche den Menschen in sein Inneres verweisen, daß er da, in seinem Gemüth und Charakter, in seiner Bedürfnißlosigkeit, Weisheit und Tugend den Werth des Lebens, die Kraft und den Stolz der Persönlichkeit finde, wenn auch alles Andere wanke. Im Volke Israel treten in solchen Zeiten die Propheten auf, die der schönern Zukunft entgegenjubeln und rufen: mag das Alte stürzen, lieber heute als morgen! es ist werth, daß es zu Grunde gehe, schon leuchtet die Morgenröthe eines neuen Tages und neues Leben blüht aus den Ruinen. Oder im spätern Judenthum, wie vielfach unter andern Völkern zu andern Zeiten, tritt ein Held auf den Plan, der mit dem Schwert in der Hand den Untergang des Alten beschleunigt, sich die Herrscherkrone auf's Haupt setzt

und eine neue Ordnung der Dinge begründet. In China trat ein ganz anderer Staatsretter auf, der nichts von dem allem an sich hatte. Confucius war dieser Mann; sein Losungswort hieß: „Zurück zu den Vätern, zu der alten Ueberlieferung!“

Sein eigentlicher Name lautete Kong-tse, d. h. Doktor Kong. Er wurde 550 als der Sohn eines unbedeutenden Beamten geboren, absolvirte dann den gewöhnlichen Bildungsgang eines Chinesen und wurde in seinem 20. Jahre Aufseher der öffentlichen Kornspeicher, im folgenden Jahr Aufseher der Staatsländereien seines Bezirks. In der erstern Stellung pflegte er zu sagen: „Meine Rechnungen müssen richtig sein, das ist das Einzige, um das ich mich zu bekümmern habe.“ So auch in seiner zweiten Beamtung: „Die Ochsen und Schafe müssen fett und kräftig sein, das ist das Einzige, um das ich mich zu bekümmern habe.“ Der Sinn ist klar: es soll Jeder auf seinem Posten seine ganze Kraft einsetzen; wenn Jeder seine persönliche Pflicht erfüllt, so steht es auch um das Ganze gut. In seinem 22. Jahre trat er in der Art der griechischen Philosophen als öffentlicher Lehrer auf; die Schüler strömten ihm bald massenhaft zu; da er vermögenslos war, lebte er aus dem Honorar, das ihm seine Schüler bezahlten, doch wies er keinen zurück, der Lernbegierde zeigte, auch wenn er mit leeren Händen kam. Er ertheilte Unter-

richt in Geschichte, Sittenlehre, Politik, namentlich in der Kunst, gut zu regieren; mit besonderer Vorliebe erklärte er die alten religiösen und moralischen Volkslieder, auf die er als Unterrichts- und Erziehungsmittel den größten Werth legte. Während eines längeren Aufenthaltes in der kaiserlichen Residenz vertiefte er sich in das Studium der alten Archive und lebte sich völlig in den altchinesischen Geist hinein, mit dessen Erneuerung er die kranke Gegenwart kuriren wollte. Nun suchte er, um kräftig wirken zu können, eine Beamtung und verweilte einige Zeit als Bewerber an einem herzoglichen Hofe, und schon war der Herzog im Begriff, ihm eines der höheren Aemter anzuvertrauen, als sein erster Minister davon abrieth; diese Gelehrten, meinte er, seien alle unpraktische Leute, dazu hochmüthig und eitel, da hätte man viel zu thun, wenn man auf sie hören wollte. Doktor Kong packte seinen Koffer und begab sich in seine Heimat. Hier stieg er nun rasch zu hohen Ehren; er wurde Statthalter einer ansehnlichen Stadt und bewies, daß er kein unpraktischer Gelehrter war. Er bewirkte in den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung eine völlige Umwandlung und führte eine Art von patriarchalischem Sozialismus ein; er gab Gesetze, durch welche er für die Bedürfnisse der verschiedenen Stände und Altersstufen sorgte; den Schwachen wurden andere Lasten

als den Starken auferlegt, dem Alter andere Speisen bestimmt als der Jugend, also Erwerb und Unterhalt als gemeinsame Angelegenheit der bürgerlichen Gesellschaft geordnet.

Später wurde er Justizminister des Herzogthums und machte sich durch die Weisheit und Originalität seiner Entscheidungen berühmt: Ein Vater verklagte bei ihm seinen Sohn wegen Ungehorsam, ein Vergehen, auf dem nach chinesischer Anschauung die Todesstrafe lag. Kong-tse ließ Vater und Sohn auf drei Monate in's Gefängniß legen, und als sich das Volk in stürmischer Entrüstung vor dem Justizministerium zusammenrottete und für den Vater Freilassung, für den Sohn das Todesurtheil verlangte, antwortete er in ruhiger Gelassenheit: „Dieser Vater hat den Sohn nicht gelehrt, ihm zu gehorchen; billig tragen sie darum dieselbe Strafe.“ Er war überhaupt ein dezidirter Gegner der Todesstrafe. „Warum Todesstrafe?“ sagte er, „wenn die Regierung ihre Pflicht thut, für Alle sorgt, die Erziehung und die Arbeit ordnet, so werden wir keine Verbrecher, sondern lauter gute Bürger haben!“ Darauf stieg er zum Rang des ersten Ministers empor und seine erste Regierungsthat war, daß er dem Adel den Krieg erklärte, seine Macht brach und alle seine Burgen und Schlösser zerstörte. Nun hatte er freilich Feinde genug; ihren Ränken und Verdächti-

gungen gelang es nach einigen Jahren, seinen Sturz herbeizuführen. Da er merkte, daß er beim Herzog in Ungnade gefallen, entsagte er seinem Amte und begab sich, jetzt schon dem sechszigsten Jahre nahe, wieder als öffentlicher Lehrer auf die Wanderung.

Dreizehn Jahre lang führte er nun ein heimatloses Wanderleben, immer von Schülern umringt, deren er bisweilen bis 3000 hatte. Er war nun schon überall bekannt und wurde als berühmter Mann in jeder Stadt mit Ehren empfangen, aber nirgends blieb er lange. Doch auch Gefahren drohten ihm, bald von aufrührerischen Volksmassen, die den Prediger der Ordnung und der alten Vätersitte nicht leiden mochten, bald von persönlichen Feinden. In jeder Gefahr blieb er vollkommen ruhig und gelassen, durchaus auf den Schutz des Himmels vertrauend, von dem er gesendet sei, die wahre Erkenntniß, die alte Weisheit zu erneuern. Einst sah er sich, von nur wenigen Schülern umgeben, plötzlich von einem wüthenden Volkshaufen umringt; er befand sich in augenscheinlicher Todesgefahr und die Schüler zitterten um sein Leben; doch der Meister sprach das ruhige Wort: „Da der Himmel seine wahre Lehre nicht untergehen läßt, was kann mir dieses Volk da thun?“ Und wirklich, als er gelassen weiterschritt, öffneten sich die Reihen der Wüthenden und ungekränkt ließ man ihn weiterziehen.

Sein Wanderleben nahm ein Ende, als eine ansehnliche Gesandtschaft aus seiner Heimat ihn aufsuchte und bat, zurückzukommen. Er blieb nun in seiner Vaterstadt, war ein gern gesehener, häufiger Gast am herzoglichen Hofe und widmete sich bis zu seinem Tode schriftstellerischer Thätigkeit. Er starb im Jahre 478 im 73. Altersjahre.

Die Nachwelt kannte keine Grenzen, ihn zu ehren und sein Andenken zu verherrlichen. Es wurde ein eigentlicher Kultus zu seinen Ehren eingerichtet; jeder Distrikt in China hat seinen Confuciustempel, deren es im Ganzen 1550 gibt; an seinem Jahresfeste funktionirt der Kaiser als Oberpriester. In jedem Schulhaus hängt eine Tafel, auf der sein Name eingegraben ist, und täglich zweimal zünden die Schüler vor dieser Tafel Weihrauch an. Er empfängt die Ehren, die unter andern Völkern nur einem Religionsstifter dargebracht werden, und doch war er kein solcher, er wollte nichts Anderes, als die uralte Ueberlieferung wieder zur Geltung bringen; allein er war der ächte Repräsentant chinesischer Gesinnung, ein Vorbild chinesischer Weisheit und Humanität; er ist die Verkörperung des chinesischen Volks- und Staatsideals. Er ist wirklich der Staatsretter geworden, der er sein wollte, und er ist es auf dem Wege geworden, den er einschlug: durch Rückkehr zum Alten. Die überlieferte Kultur und Lebensord-

nung, die zu seiner Zeit in die Brüche gehen wollte, hat er auf weitere 2300 Jahre, bis in unsere Zeit hinein, wieder lebensfähig gemacht. Das ist ein tüchtiges Lebenswerk und für chinesische Geistesart unvergleichlich groß. Auch werden wir zugeben, daß eine kaiserliche Staatsordnung, deren Symbol nicht das Schwert ist, sondern der Pflug und unter deren Schutz alle Kräfte angespornt werden zur Pflege friedfertiger Civilisation, der Erhaltung wohl werth ist.

Aber Eines schickt sich nicht für Alle! Die europäischen Völker sind an der Hochzeit von Kana gesessen; alles Wasser versumpfter Zustände wird ihnen immerfort zum aufregende Wein, der ihnen nicht Ruhe läßt, bis ein Neues geboren ist. Aus politischen und sozialen Uebelständen gibt es für sie kein anderes Rettungsmittel als eine neue Ideenwelt und zukunftsfroher Fortschritt. Wir wollen nicht Chinesen sein!

Eine praktische Religion.

Eine praktische Religion war die der alten Perser; sie war direkt auf Arbeit, Erwerb und Wohlbefinden gerichtet, fleißige Bebauung des Landes und frohes häusliches Glück galten als ein Hauptstück des Gottes-

dienstes. Dieser Eigenart der persischen Religion lagen zwei Dinge zu Grunde, die physische Beschaffenheit des Landes und ein Gedanke, der ursprünglich allen indogermanischen Völkern*) gemein war, aber je nach der Beschaffenheit der neuen Wohnsitze, welche sie nach langer Wanderung bezogen, entweder erblaßte oder in bestimmter Art ausgebildet wurde. Es war der Gedanke eines fortwährenden Kampfes zwischen den guten, wohlthätigen Göttern des Lichts und den verderblichen der Finsterniß.

Die nächsten Verwandten der Perser, die Inder, so lange sie in den Thälern des Pendschab wohnten, schauten diesen Kampf im Gewitter an. Feindselige Dämonen der Luft halten die ersehnten Regenwolken, als Kuhheerde vorgestellt, neidisch zurück, verbergen sie in den Höhlen und Klüften des Gebirgs, und auf Erden dürstet Mensch und Thier. Da fährt der hülfreiche Gott Indra auf goldenem Pferd einher, erschlägt mit dem Blitzstrahl die Räuber, bringt die gestohlene Heerde wieder hervor, und in Strömen rauscht nun der erquickende Regen, die Milch der Wolkenkühe, zur Erde nieder. So die Inder im Pendschab; als sie aber in die weite, wasserreiche Gangesebene vorgedrungen waren, wo im regel=

*) Zu dieser Völkerfamilie gehören die Inder, Perser, Slaven, Griechen, Römer, Germanen, Skandinavier, Kelten.

mäßigen Gang der Jahreszeiten jede scheinbare Willkür der Naturvorgänge ausgeschlossen ist und die unerschöpfliche Zeugungskraft der Natur alles Erstorbene rasch zu neuem Leben verwandelt, da hatten die Götterkämpfe keinen Sinn mehr, die lebensvollen Geschichten aus der Jugendzeit erblaßten, das alternde Volk philosophirte nun über die einige Weltseele, die träumend diese bunte Welt mit all' ihren Erscheinungen hervorbringe. Auch die Griechen und Römer fanden in ihrer Landesnatur keinen genügenden Anlaß, bei den alten Vorstellungen zu verharren, die Götterkämpfe (Uranos, Kronos, Zeus) erhielten dort einen andern, mehr kulturgeschichtlichen Sinn. Bei den nordischen Völkern aber, den Germanen und Skandinaviern, steht der Gedanke des Kampfes wieder im Mittelpunkte der ganzen Mythologie; da waren es die Frühlingsgötter, welche die Erde aus der Gewalt der Frost- und Winterriesen in schwerem Kampf erlösen mußten, Thorr voran, der mit dem Hammer Miölnir, dem Blitzstrahl, die Schädel der Feinde zerschmettert.

Doch in der ganzen indogermanischen Völkerfamilie ist der Gedanke eines Götterkampfes von keinem Volke so kräftig ausgebildet worden wie von den Persern, denen die Natur ihrer neuen Heimat dazu den reichsten Anlaß bot. Auf der Hochebene von Iran nämlich bringen einerseits die Höhenunter-

schiede zwischen dem flachen Land und dem umgrenzenden Hochgebirge (stellenweise von der Höhe des Montblanc), anderseits die Gewalt der nie bewölkten Sommersonne die schroffsten Gegensätze hervor. Von schneebedeckten Terrassen gelangt man rasch hinab in blühende Thäler, die im Schmuck der Wälder prangen, wo Rose und Rebe gedeiht, Myrthe und Lorbeer blüht. Mitten durch das Land zieht sich die öde Sandwüste, welche die Flüsse versiegen läßt und den verderblichen Gluthwind mit heißen Sandwirbeln weit über ihre Grenze schickt, aber dicht daneben an fließendem Wasser dehnen sich reichgesegnete Fluren aus mit wogenden Weizenfeldern, mit Zitronen- und Orangenhainen. Angesichts dieser schroffen Kontraste lebte die alte Vorstellung eines Götterkampfes kräftiger auf als je vorher und bildete sich zu einem theologischen Systeme aus. Wenn sich der Götterkampf bei den Indern des Pendschab auf die Wiedergewinnung der geraubten Regenwolke, bei den nordeuropäischen Völkern auf den siegreichen Einzug des Frühlings bezog, so war in Persien solch ein Kampf zwischen wohlthätigen und schädlichen Mächten ununterbrochen das ganze Jahr hindurch, fast auf Schritt und Tritt zu sehen. Wenn die Wüste mit ihren Sandstürmen weit ins fruchtbare Land hinaus die Wege verweht, so daß bei Nacht nur die klaren Sterne der Karawane den Weg zeigen,

so wüthen unten boshafte Geister, aber hülfreich von oben leuchten die guten Götter. Wenn durch die Gluth des Sandes sich Dünste erheben, welche die Sonne in einen dichten Schleier verhüllen, wenn der brausende Sturm den nährenden Fruchtbaum zu fällen droht, so offenbart sich darin die Macht des bösen Gottes, der die Werke des guten Gottes, Sonne, Fruchtbaum, Wiese, Weizenfeld, vernichten will. Der Kampf erschien dem Bewohner von Iran als so konsequent und systematisch geführt, daß ihm auch die Vorstellung nahe lag, es müsse auf beiden Seiten eine einheitliche Leitung sein, Ein guter Gott stehe Einem bösen gegenüber. Nun wurden alle andern Götter zu Hülfsgeistern der beiden Souveräne herabgesetzt, und auf den Thronen zweier Reiche erschienen Ormuzd und Ariman.

Der Schauplatz des Götterkampfes ist die Erde; alle guten Dinge gehören zur Schöpfung des Ormuzd, aber Ariman verpfuscht ihm seine Werke durch Winterfrost und versengende Sonnengluth, Mißwachs, Sandsturm, Krankheit, Giftpflanzen und schädliche Thiere. Mit besonderer Sorgfalt hat Ormuzd den arbeitsamen, redlichen Bauer geschaffen, Ariman verdirbt ihn durch das Gift der Trägheit und Lüge. So ist nun der Mensch mitten in den Götterkampf hineingestellt und ist ein Soldat Ormuzds oder Arimans. Der fleißige Landmann, der den Acker bestellt, Bäume

pflanzt, durch Bewässerung oder Entsumpfung den Boden urbar macht, das Vieh pflegt, die Giftpflanze ausreißt, Schlange und Skorpion erschlägt, bei all' dem wahr und redlich bleibt und so den Wohlstand und das frohe Glück seines Hauses fördert, der ist in Ormuzds Armee der tapferste Soldat, sein frömmster Diener. In andern Religionen wurden die verderblichen Götter durch Opfer und Gebete zu beschwichtigen gesucht, die Perser packten sie keck am Kragen und zertraten ihnen den Kopf. Arbeit und häusliches Glück war also Gottesdienst, denn mit dem Fruchtbaum und dem wogenden Saatfeld wuchs das Reich des guten Gottes; wenn das Getreide aufkeimt, dann bekommen die bösen Geister vor Aerger den Husten; wenn es in Halme schießt, dann weinen sie; wenn sich die Aehre füllt, dann ergreifen sie wimmernd die Flucht, aber Freude ist dann bei Ormuzd und seinen guten Geistern. Zoroaster, der Begründer dieser Religion, fragt Ormuzd: „Hoher Herr, was ist das Wichtigste in der Religion deiner Verehrer?“ und Ormuzd antwortet: „Das Wichtigste ist, gutes Korn in die Erde zu säen; wer mit reinem Sinne die Aussaat besorgt, erfüllt das ganze Gesetz meiner Diener; wer fleißig die Erde bebaut, dem wird es angerechnet, als hätte er zehntausend Gebete gesprochen oder hundert Opfer gebracht; er hat mehr gethan als gebetet und geopfert, er hat gekämpft für Ormuzd gegen

Ariman." Um aber zu diesem Kampfe stets rüstig zu sein, sollte der Verehrer des guten Gottes seinen Leib pflegen, damit er gesund, stark, groß und schön werde; Fasten und jede andere Art frommer Bußübung oder Enthaltung galt als ein Dienst Arimans, für den Verehrer des Ormuzd war es heilige Pflicht, gut zu essen und zu trinken, um sich der Kraft und Gesundheit des Leibes zu erfreuen.

Deshalb ärgerte die Perser, als sie mit dem Christenthum in Berührung kamen, an diesem nichts so sehr als seine Geringschätzung des irdischen Glückes. An der christlichen Glaubenslehre hatten sie freilich auch manches auszusetzen, behandelten diese Punkte aber nur als thörichte Wahngebilde, dagegen am Fasten, an der Hochhaltung der Ehelosigkeit, an der Lobpreisung der Armuth, am Mönchs- und Nonnenleben nahmen sie ernstlichen Anstoß als an einem Dienste Arimans Als in der Mitte des fünften Jahrhunderts der Perserkönig Jezdegerd II. die Christen in persisch Armenien seine schwere Hand fühlen ließ, da erbrach er alle Klosterpforten, jagte Mönche und Nonnen hinaus und befahl ihnen, in die Ehe zu treten, denn die Erde, Ormuzds schöne Tochter, kenne kein höheres Glück, als daß ein guter Mann auf ihr sein Haus errichte, das Herdfeuer lodern lasse, den Acker bestelle, schmuckes Vieh weide und — was die Hauptsache sei — mit seiner Frau viele schöne Kinder auferziehe.

Liegt auch dem allem eine fast zum Humor reizende naturalistische Naivetät zu Grunde, so gewinnt man doch den Eindruck, daß auf Grund dieser Religion ein tüchtiges und glückliches Volksleben habe gedeihen müssen.

Erinnerungen an Rom.

Wer zum ersten Mal nach Rom kommt, ist vor allem auf zwei Dinge gespannt. Er möchte die Trümmerstätte des alten Rom aus Cäsar's und Augustus' Zeiten sehen, er möchte unter den Säulen wandeln, an denen einst die Stimmen der römischen Volksredner wiederhallten und zwischen denen hin so mancher stolze Triumphator sein glänzendes Viergespann lenkte. Jahrhunderte lang gingen alle weltbewegenden Ereignisse von diesem jetzt ruinenhaften, einst im Marmorglanze leuchtenden Platze, dem römischen Forum, aus. Wem klopfte nicht das Herz, wenn er aus den engen Gassen der Stadt sich herauswindend plötzlich unter den Trümmern jener alten Macht und Herrlichkeit steht, gegen die aller Glanz moderner Großstädte ein Kinderspiel ist!

Das Andere, zu dem es den Besucher mit ungeduldiger Spannung drängt und worüber ich diesmal

reden möchte, steht noch in unversehrter Größe und Schönheit da, aber die alte Kraft ist auch von ihm gewichen — der Dom von Sankt Peter, dessen majestätische Kuppel Michelangelo wölbte. Stundenweit im Umkreis von Rom beherrscht sie die Landschaft. Du fährst im Schnellzug der ewigen Stadt entgegen und rechnest an der Uhr: noch eine kleine Stunde dauert die Fahrt. Doch sieh, was erhebt sich dort am Horizont? Wahrhaftig, es ist die Kuppel von St. Peter! „Da ist Rom, trinke die Flasche aus, Freund, und mach' dein Gepäck bereit, wir langen an!" Es hat noch gar keine Eile, noch dehnt sich links und rechts die stille, ernste Campagna aus, da weiden noch die mächtig gehörnten Ochsen, dort tummeln sich Pferdeheerden und in malerischer Tracht sprengt der berittene Hirte im Umkreis und hält Ordnung unter ihnen. Weit und breit kein Haus, aber über die welligen Linien grüßt deutlich Sankt Peter's hochragende Kuppel. Unaufhaltsam weiter und immer weiter braust der Zug, höher und höher steigt die Kuppel, und immer noch dehnt sich die Campagna endlos links und rechts, von Rom noch keine Spur.

Oder du warst schon wochenlang in Rom; ermüdet von all' der Herrlichkeit, suchtest du Erholung in den Sabinerbergen, bei den rauschenden Wasserfällen, im dunkeln Schatten mächtiger Olivenhaine,

wo einst Horaz und Mäcenas sich der Sommerfrische erfreuten. Es ist Abend, wir treten auf einen freien Platz heraus, die Augen an der Campagna weidend, die sich von hier 10 Stunden weit bis an's Meer ausdehnt. Wie ernst und träumerisch sie da zu unsern Füßen liegt! Märchenhaft eingehüllt in violette, braune, glühendrothe Farbentöne, die wechseln und verschwimmen, und dort sieh, in der untergehenden Sonne blitzt in weiter Ferne ein Streifen des Meeres auf. In dieser Richtung muß Rom liegen, aber keine Möglichkeit, bei solcher Entfernung etwas zu erkennen. Alles nur wogende, wechselnde Farbe, kein einzelner Gegenstand. Da plötzlich, im letzten, wagrecht über die Ebene zündenden Sonnenstrahl, erhebt sich über all' das violette, braune, rothe Farbenmeer eine Bergspitze von glühendem Metall. Wir trauen unsern Augen nicht, es kann ja nicht sein, und dennoch deutlich erkennbar, bietet uns und allen Bewohnern der Campagna Sankt Peter's majestätische Kuppel den Abendgruß. Athemlos staunen wir das herrliche Schauspiel an.

In Rom selbst ist der mächtige Bau nur von erhöhten Punkten aus zu sehen, am besten auf der Promenade des Monte Pincio, wo zwischen dunkeln Pinien und Lorbeergebüschen weiße Marmorbilder leuchten und lebendige Römerinnen, grün und roth drapirt, in ruhiger Würde des Müßiggangs pflegen.

Tritt an's Geländer und schau' hinaus über die weite, ehrwürdige Stadt! Was da alles über das Häusermeer aufragt! Dort aus dem alten Rom Kolosseum und Kapitol, da Kirche an Kirche, manche nach dem Vorbild der Peterskirche mit stattlicher, schön gewölbter Kuppel gekrönt, aber hier geradeaus — sie selbst, dreifach, vierfach alles überragend, unter winzigen Küchlein eine hohe Mutter mit ausgebreiteten Flügeln.

Die Peterskirche steht am äußersten, nordwestlichen Ende der Stadt. Willst du, verehrter Leser, sie mit mir in Augenschein nehmen, so folge mir durch das Gewirr enger, krummer Gassen bis an den Tiber; wir überschreiten die Brücke, an deren Ende ein gewaltiger Rundbau steht, das Grabmal des Kaisers Hadrian, von den Päpsten in eine Festung umgewandelt, die trotzig genug in die Welt hinausschaut: die Engelsburg, von der aus man getrost Bannflüche nach Ost und West aussenden und auch die Belagerung eines erzürnten Hohenstaufen aushalten konnte. Nun dem Tiber entlang durch eine langgestreckte ärmliche Gasse, da sind wir am Ziel. Von vierfacher Säulenreihe eingerahmt, öffnet sich vor uns ein weiter runder Platz, der reichlich Raum für eine halbe Million Menschen haben soll. Auf dem etwas erhöhten Hintergrund prangt der stolze Bau mit der hochragenden Kuppel; rechts angebaut der Vatikan,

ein Labyrinth von Palästen mit 10,000 Zimmern und Sälen, unten aus der Halle blinken uns die Hellebarden der Schweizergarde entgegen.

Nun aber in die Kirche hinein. Geräuschlos öffnet sich die schwere Thür und schließt sich hinter uns, da stehen wir drinnen im leuchtenden Marmorbau, klein wie die Ameisen, und staunen hinauf zur schwindelhohen Decke, staunen links und rechts die riesigen Pfeilermassen an, zwischen denen hin fast endloser Raum in die Länge und Breite sich ausdehnt. Nimm unser Berner Münster noch mit einigem Umschwung dazu, du kannst es bequem sechsmal in diese weiten Hallen stellen, zweimal in der Länge, dreimal in der Breite. Und welche kaum übersehbare Menge von Marmorbildern, Kolossalstatuen von Heiligen und Aposteln rings an den Pfeilern, pompöse Papstdenkmäler an den Wänden, und welcher Prunk in den Seitenkapellen! Ungehindert können wir von einem Kunstwerk zum andern über den weiten blanken Marmorboden schreiten, keine Bank, kein Stuhl steht im Wege, denn eine sonntäglich versammelte sitzende Gemeinde gibt es hier nicht, die Andächtigen knieen da und dort vor einem Heiligenbild oder küssen des Apostels Petrus schwarzen ehernen Fuß. Aber was für ein goldenes Märchen flimmert dort hinten in weiter Ferne? Durch die gemalten Fenster fällt rother Sonnenschein auf ein funkelndes Lichter=

meer und ganz hinten an der Marmorwand strahlt es wie flüssiges Gold. Komm, laß uns dem Zauber nähertreten, du brauchst die Schuhe nicht auszuziehen wie Moses vor dem feurigen Busch.

Wir treten unter die Kuppel, die sich über dem Kreuzungspunkte von Quer- und Langschiff über 450 Fuß hoch erhebt; schau' hinauf, reichliches Licht fällt ein und farbige Mosaikbilder prangen bis zu oberst, wo Gott Vater segnend herunterblickt. Worauf schaut er herab? Auf das Grab des Apostels Petrus, zu dem man hier unter dem funkelnden Lichtergewimmel von 112 ewigen Lampen auf zwei breiten Treppen hinuntersteigt. Der Apostel Petrus ist zwar niemals nach Rom gekommen, aber das ganze Papstthum steht auf der Legende, daß er hier der erste Bischof gewesen, hier den Märtyrertod gestorben, und daß sein Leichnam hier begraben sei. Es ist schön, nach all' den Heiligen- und Papststatuen zu oberst in der Kuppel auch Gott Vater zu schauen; man denkt an des Dichters Wort: wie ein Himmel in den Himmel steigt Sankt Peter's hoher Dom. Aber in ein protestantisches Gemüth schleicht sich der Gedanke, daß Gott Vater auf einen römischen Trug herunterschaue, daß er seine Hände nicht zum Segen ausrecken könne, nicht zum Segen über die römische Papstlegende, über wen denn? Schau' nur fest hinauf zu den segnenden Armen und zu dem freundlich

ernsten Angesicht, dann klingt's in deinem Herzen wie von oben kommend: sieh da, unter all' dem römischen Krimskrams auch einmal ein Protestant — sei willkommen, mein Sohn!

Manche liebliche und bestechende Seite kehrt Einem in Kirchen, Klöstern und im Volksleben der Katholizismus in Italien zu. Stimmt er doch so gut zur italienischen Landschaft, die bald träumerisch still, bald in leuchtenden Farben hoch aufjauchzend wie eine sinnbethörende Fee die Seele umstrickt. So auch die katholische Frömmigkeit. Wer aber unter Italiens Zauber vergessen hat, daß er einem protestantischen Volke angehört, der trete in die Peterskirche und schaue sich hier noch ein wenig weiter um. Da an der Hinterwand steigt in überreicher Vergoldung, in geschmacklos wirrer Ornamentik, gleich einer unpräparirten Rede, ein Reichthum gegossener Figuren, Kirchenlehrer und Engel auf, und mitten heraus, wie frei in der Luft schwebend, tritt ein splendider Thronsessel hervor, die cathedra Petri, der Stuhl der päpstlichen Unfehlbarkeit. Welch' unbewußte Ironie! Das ist's ja eben, was auch wir Protestanten sagen, daß der päpstliche Stuhl in der Luft stehe! Und um es uns recht deutlich zu machen, welche Bewandtniß es mit dem päpstlichen Lehrstuhl habe, stehen wenige Schritte daneben in goldenen Buchstaben die neuen Glaubenslehren eingegraben, welche Pius IX. „aller

Welt zur unaussprechlichen Freude" von der cathedra Petri verkündigt hat. Aber schau' noch einmal hinauf, auch dort oben über den Pfeilern hin laufen am Fries in zwei Meter hohen goldenen Buchstaben bedeutsame Inschriften: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen und ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs." Weiter lesen wir: „Weide meine Schafe." Und dort an augenfälligster Stelle: Christus vicit, Christus regnat, Christus imperat. „Christus hat gesiegt, Christus herrscht als König, Christus herrscht als Kaiser."

Begreifst du jetzt, was dieser stolze Bau bedeutet? Du hast schon bisher den Kopf geschüttelt und gefragt: ist das eigentlich eine Kirche? oder ist's eine luxuriöse Kunstgalerie? oder ein Krönungssaal? oder eine ehrgeizige Nachbildung der kolossalen Prachtbauten der alten Römer? Du bist nicht weit von der Wahrheit entfernt. Auf der Trümmerstätte des alten Rom stehen noch wohlerhalten die Triumphbogen etlicher Kaiser, und diese Kirche hier ist nichts Anderes, als der Triumphbogen des Papstthums. „Christus hat gesiegt", das will sagen: das alte Rom liegt in Trümmern, auf seinen Tempelmauern stehen christliche Kirchen, von den hohen Ehrensäulen der Kaiser schauen Paulus und Petrus herab. „Christus ist König und Kaiser", das will sagen:

den Königen von Frankreich und England hat der Papst Gesetze gegeben, ein deutscher Kaiser hielt ihm den Steigbügel, ein anderer stund im Bußhemd vor ihm. Es ist, wie Kaden in seinem Prachtwerk „Italien" sagt: „Ein Gedanke ist an diesem Dom zum glanzvollen Ausdruck gekommen, der Gedanke des Papstthums. Ja, das Papstthum ist an ihm ausgedrückt mit seinem ganzen, gewaltigen, erdbeherrschenden Stolze. Nicht das Christenthum in seiner weltverleugnenden Demuth, auch nicht einmal der Katholizismus. Dieser wie jenes werden erdrückt unter den gewaltigen Steinmassen. Nein, die Peterskirche ist ein Werk wie das Kolosseum, wie die Riesenpyramiden Aegyptens: einer stolzen Herrscherlaune entsprungen, nicht dem Herzen eines gläubig anbetenden Volkes. Hier unter diesem kalten, steinernen, goldbedeckten Himmel beten wir nicht."

Und dennoch — überhebe dich nicht, stolzes Protestantenherz — auch dem Herzen eines gläubig anbetenden Volkes wird hier ein Genüge gethan. Sieh diese staubbedeckten Gestalten, hageren Wuchses, dürftig gekleidet, schwarzäugige Männer und Frauen aus den Sabiner- und Volskerbergen, sie sind gekommen, dem Apostel Petrus*) den Fuß zu küssen. Mit

*) Es ist eine sitzende Statue aus schwarzem Erz, aus dem 5. Jahrhundert stammend, eines der wenigen Denkmäler altchristlicher Skulptur, eine gute Nachbildung römischer Sena-

welcher Inbrunst sie es thun! Mühselig und beladen sind sie hergepilgert, gedrückt von täglicher Noth und Sorge; unbarmherzig wird ihre Arbeitskraft ausgebeutet durch die großen Grundbesitzer: Adel und Kirche; auf Erden blüht ihnen kein Glück. Hier aber segnet sie ihr Schutzpatron, der Apostel Petrus, der auch einst, wie sie glauben, arm und barfuß nach Rom gepilgert kam, von seinen Bedrückern gehetzt und mißhandelt, wie sie, und der jetzt die Schlüssel des Himmelreichs hält und zu dessen Ehren diese riesigen Marmorhallen errichtet sind. Da stehen sie im Hause ihres Bruders, in der Vorhalle des Himmels; ist's schon hier so schön, wie wird's erst drüben sein? Mir hat das Herz geklopft, als ich diese abgehärmten, gramdurchfurchten Gesichter sah, wie sie aufleuchteten beim Anblick ihres himmlisch erhöhten Leidensgefährten, wie inbrünstig sie ihm den Fuß küßten, wie die gebeugten Gestalten gehobenen Hauptes von dannen schritten vor ihrem innern Auge die ewige Himmelspforte, die nach der langen Mühsal dieses Lebens der Apostel ihnen öffnen wird. Bei solchem Anblick verstummt jedes Wort der Kritik, man denkt an Rückert: Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde, womit ein armes Herz emporringt von der Erde.

---

toren- oder Konsulstatuen. Es könnte irgend ein Cajus oder Manlius sein, wenn nicht der goldene Reif über dem Haupte den christlichen Heiligen anzeigte.

Aber auch deiner gedenke ich, liebliche Landpomeranze, braunes Kind der Albanerberge, wie du mit jungfräulich wonniger Andacht zum schwarzen Petrus aufschautest und deine kirschrothen Lippen nach seinem Fuße richtetest, aber du warst zu klein, du stelltest dich auf die Zehen, es sind immer noch zwei Zoll Distanz. Da umschlingt dich die größere Schwester mit kräftigen Armen und hebt dich in die Höhe, jetzt! Warum küssest du nicht? Ach es liegen schon so viele sichtbare Küsse von Volsker- und Sabinerlippen auf dem heiligen Fuß, ich begreife wohl, du möchtest zuerst abwischen. Aber die Schwester hält dir die Arme so fest umklammert, du bringst die Hand nicht los. O diese Verlegenheit, braunes Albanermädchen, wie schön sie dich kleidet! Kind, Kind, ich habe es wohl gesehen, du hast nicht geküßt! Aber sieh, sogar der heilige Petrus lächelt, oder ist's vom Fenster her ein Sonnenstrahl, der verklärend über sein Antlitz schien? Ich glaube doch: er hat gelächelt.

* * *

Im St. Peter war's; ich hatte meinen Operngucker aufgeschraubt, um in der hohen Kuppelwölbung die farbigen Bilder zu erkennen; allerlei kritische und erzprotestantische Gedanken waren mir dabei durch den Kopf gegangen; ich senkte das Glas wieder und schraubte es zu. Da steht vor mir ein

junger katholischer Priester und fragt mich, warum ich dieses Instrument auf- und niederschraube. Was war mir denn soeben durch den Kopf gegangen? Hatte ich nicht im Stillen die ganze katholische Klerisei verwünscht? Nun steht Einer aus ihr mit dem unschuldigsten Gesicht vor mir und ich soll ihm die Mechanik des Operngucker's erklären! Ach wie harmlos schaust du mich an, du junger, rothwangiger Priester, ahnungslos, welch einen Ketzer du vor dir hast. Mein Erstaunen muß groß gewesen sein, er nahm an, ich verstehe sein Italienisch nicht, und wiederholte die Frage in richtigem Latein: quid sequitur, si volvis et revolvis hoc instrumentum? Vor dieser Naivetät hielt die protestantische Eisrinde, die sich um mein Herz gelagert hatte, nicht mehr Stand; im St. Peter darf man hell auflachen, Niemand hört's, weil Hunderte sprechen, singen, murmeln, beten. Also ich lachte so ungenirt, als wäre ich im Vaterland auf hoher Alp, und erklärte ihm die Mechanik des Operngucker's. Ein Wort gab das andere; er fragte uns, was wir in Rom gesehen und nicht gesehen haben. San Clemente müssen wir noch sehen, meinte er; „gewiß die interessanteste Kirche in Rom, der Sigrist ist mein Oheim, er wird uns alles zeigen; wollen Sie mit mir kommen? Morgen um 10 Uhr in San Clemente!“ Abgemacht! Wir schütteln uns die Hände. A riveder Signor, domani alle dieci!

Den andern Morgen waren wir rechtzeitig unterwegs nach jener ödesten Gegend Roms, in der die Kirche S. Clemente steht. Der Weg führt an den kahlen Riesenmauern des Kolosseums vorbei. Wie imposant muß dieser Bau einst ausgesehen haben, als noch leuchtende Marmorplatten die weiten Mauerflächen bekleideten und die Gesimse auf goldbronzirten Kapitälen ruhten! Kriegsgefangene Juden mußten nach der Zerstörung Jerusalems diese Steinmassen aufthürmen, wie einst ihre Väter in Egypten an den noch kolossaleren Bauten des Pharao Ramses Frohndienste thaten. Und dort in der Nähe steht der Triumphbogen ihres Besiegers, des Kaisers Titus, der aus dem brennenden Tempel den goldenen Schaubrodtisch und den siebenarmigen Leuchter rettete, um seinen Triumphzug damit zu schmücken. Zwei nicht schlecht erhaltene Reliefs zeigen den stolzen Sieger auf dem Viergespann und die jammergebeugten Juden, mit gefesselten Händen die Schätze ihres zerstörten Tempels tragend.

Aber nicht nur der Tempel von Jerusalem, auch die Herrlichkeit des alten Rom ist in Trümmer zerfallen. Vom Kolosseum über den Titusbogen und das römische Forum hinaus bis zum Kapitol — eine Entfernung, die ungefähr der Länge der Stadt Bern gleichkommt — siehst du nichts als trümmerhafte Ueberreste alter Prachtgebäude, lange Reihen zer-

brochener Säulen, hochragende Bogenreste, zerfallene Tempelmauern, aber auf dem alten Lavapflaster der via sacra wandelst du, auf dem es einst wimmelte von togaumschlungenen, herrschaftsstolzen Römern. Wach auf, Phantasie, und schaue die strahlende Gold- und Marmorpracht der Tempel und Säulenhallen, die einst hier unten prangte, während oben auf dem Capitol der Jupitertempel thronte und links zur Seite der palatinische Hügel, auf dem vormals Romulus in schilfbedeckter Lehmhütte, später die Kaiser in goldblinkenden Feenpalästen wohnten. O alte Römerherrlichkeit, wohin bist du geschwunden? Was ist geworden aus deiner marmornen Säulenpracht?

„Komm, Freund, der junge Priester wartet in San Clemente; wer weiß, ob wir die Säulen, um die du trauerst, nicht dort wiederfinden!“

Was in S. Clemente zu sehen sei, darauf waren wir vorbereitet; wir wußten, daß es der einzige Bau ist, der ein richtiges Bild der äußern und innern Einrichtung altchristlicher Kirchen bietet, und hatten deßhalb einen Besuch längst auf unser Programm genommen. Rom besitzt 365 Kirchen, so daß man jeden Tag des Jahres eine andere besuchen kann. Sehenswerth sind sie natürlich nicht alle, doch weiß ich mich an 40 bis 50 Kirchen zu erinnern, von denen jede sei's durch die Schönheit oder Eigenthümlichkeit des Baues, sei's durch die darin enthaltenen

Gemälde und Skulpturen einen mehrmaligen Besuch reichlich lohnt.

Da stehen wir vor S. Clemente. Von der öden, stillen Straße aus ist nur die hohe Mauer zu sehen, die den Vorhof der Kirche umschließt; durch ein schmuckloses Portal treten wir in diesen Hof ein; er bildet ein Quadrat, an den vier Seiten läuft eine Säulenhalle hin, und mitten im Hofe liegt noch das Brunnenbecken, das in den acht bis zehn ersten Jahrhunderten nicht fehlen durfte. Richtig, so hatten wir es in Büchern gelesen, und schon als Studenten vom Professor der Kirchengeschichte gehört: die alte Christenheit baute ihre Kirchen nicht an die Oeffentlichkeit hinaus, sondern klösterlich zurückgezogen, durch einen hochummauerten Vorhof vom Gewühl und Lärm der Straße abgetrennt. Wie schön und friedlich ließ sich's einst in diesem säulengetragenen Viereck auf- und niederwandeln! wie angenehm das plätschernde Geräusch des Brunnens! Gewußt hatte ich's längst, aber erst wenn man es sieht, denkt man darüber nach und weiß es nun auch besser, als einstmals der Professor es wußte; unwillkürlich entschlüpft dem Munde: „Ah, sieh, da merkt man doch, daß die Wiege des Christenthums im Morgenlande stund." Mit den Gotteshäusern einen traulichen Aufenthaltsort zu verbinden, der zu stillem Sinnen und Träumen so gut wie zu freundlichem Verkehr

und Gedankenaustausch geeignet war, das kannten Griechen und Römer nicht, das fand sich nur in Vorderasien und Egypten. Wo die öffentlichen Interessen des politischen Lebens, der Kunst und Wissenschaft eine so hervorragende Rolle spielten wie bei Griechen und Römern, da baute man eigens zu diesem Zwecke Forum, Basilika, Säulenhalle und hatte dabei den Vortheil, daß die Tempel ohne Vor- und Nebenbauten frei und schön sich dem Auge darboten. Wo aber, wie in Asien und Egypten, unter dem Drucke der Herrscher kein öffentliches Leben sich gestalten konnte, da mußte die Umgebung der Tempel zum Ersatz dienen, da suchte man die beglückteren Stunden des Daseins in den uralt heiligen Hainen, an den stillen kühlenden Teichen, die das Heiligthum umgaben, oder in den weiten, säulengeschmückten Vorhöfen, hinter denen der Tempel verborgen lag. So klingt auch aus den Psalmen des alten Testaments manches Wort zu uns herüber, das uns den wonnigen Frieden veranschaulicht, den der Israelit empfand, wenn er in den Vorhöfen des Tempels am Verkehr mit den Brüdern sich erfreuen oder einsam nach Art des Morgenländers eine stille weihevolle Stunde genießen konnte. „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen weilen", sagt ein Tempellied, und ein anderes: „Der Sperling findet sein Haus, die Wildtaube hat ihr

Nest, wohin sie ihre Jungen schafft; so ruhe ich bei deinen Altären, mein König und mein Gott!" Wenn bei uns auf dem Lande die Kirchhöfe etwas besser im Stand gehalten und etwas reichlicher mit Baum, Bank und Denkmal geschmückt wären, sie böten auch manchem sinnenden Herzen eine traute Stunde der Sammlung und innern Erquickung. Jetzt also stehen wir unter den Säulenhallen von S. Clemente; komm, Freund, laß uns noch einmal in den Fußstapfen alter Jahrhunderte, sinnenden Orientalen gleich, das Viereck umwandeln, dann treten wir in die Kirche ein.

Aber das Brunnenbecken in der Mitte des Hofes? Richtig, auch das ist orientalisch. So hatten Assyrer und Babylonier, Phönizier und Aegypter in der Nähe der Tempel ihre heiligen Teiche, so stund im obersten Vorhof des Tempels von Jerusalem das „eherne Meer", so fließen jetzt noch Brunnen in den Vorhöfen mohammedanischer Moscheen. Eine mannigfaltige mythologische Natursymbolik war damit verbunden, doch bei Juden, Mohammedanern und Christen war der Sinn der, daß der Gläubige hier Hand und Angesicht benetzen und so in bildlicher Weise sich reinigen solle vom Staub des niedrigen Werktaglebens, ehe er die heilige Stätte des Gotteshauses betrete. Die spätere Christenheit, die ihre Kirchen ohne ummauerten Vorhof wieder frei an die Oeffentlichkeit hinausbaute, hatte keinen Platz mehr für den Brunnen

und nahm ihn deßhalb in die Kirche hinein, wo er bis auf den heutigen Tag als Weihwasserbecken figurirt. Es hat dieselbe Bestimmung wie ehemals der Brunnen, nur daß jetzt das Wasser durch den Spruch des Priesters verzaubert ist, während die alte Christenheit an dem einfachen Bilde des reinigenden Wassers sich genügen ließ.

Nun aber endlich in die Kirche hinein! Da ist sie ja, die altchristliche Basilika, wie sie von den Kunsthistorikern beschrieben wird; zu hinterst die mosaikfarbige, große, halbrunde Nische mit dem Bischofsstuhl und dem Altar; weiter vorn am Ende des Mittelschiffes die schöne geräumige Marmorestrade für die Geistlichkeit mit den Lesepulten links und rechts, und sieh da, längs des Hauptschiffs die schmucken Säulen mit dem feinen jonischen Kapitäl! Lächelnd schauen wir uns an; an welchem heidnischen Tempel, auf welchem Forum sind sie wohl einst gestanden? In wie mancher Kirche, vom herrlichen Dom zu Pisa an bis nach Neapel hinunter, kann man antike Säulen sehen, die einst zur künstlerischen Prachtwelt des alten Rom und der übrigen italienischen Städte gehörten! Beim Sieg des Christenthums waren die heidnischen Tempel schutzlos preisgegeben und mußten ihren Schmuck den christlichen Architekten zur Ausstattung ihrer Kirchen überlassen. Erbarmungslos wurde da gesägt, gebrochen, geplündert,

bis fast nichts mehr vorhanden war. Doch dieß war noch die beste Art, die alte Kunst zu benützen; bald fing man an, die Säulen in dünne Scheiben zu zersägen, um die Fußböden der Kirchen damit zu belegen, die schönen Kapitäle ließ man unbenützt unter Schutt und Trümmern liegen. Noch später warf man Säulen und Statuen in den Ofen, um Kalk daraus zu gewinnen. Welch' schmähliche Barbarei! Damit verglichen war es immer noch ein verständiges und gerechtfertigtes Unternehmen, die alten Tempelsäulen zur Ausstattung der christlichen Kirchen zu verwenden; da stehen sie doch noch unversehrt in ihrer schmucken, schlanken Eleganz und Sauberkeit. Eine barbarische Plünderung war freilich auch das, doch wollen wir hinzufügen: eine beinahe verzeihliche.

Eccole, tönt's hinter uns, buon giorno Signori! Unser junge Priester ist da. „Sie haben sich hier umgesehen, sagte er, aber das Interessanteste kommt noch", und mit geheimnißvoller Miene winkt er seinem Oheim, dem Sigrist, der Wachslichter anzündet und uns eine dunkle Treppe hinunterführt.

Wir gelangten in einen unterirdischen Raum, in dem mit Hülfe der Wachslichter Inschriften und Wandmalereien zu erkennen waren. Nun fing der Priester an zu doziren: Sehen Sie, meine Herren, dieser finstre Raum war ehemals die eigentliche Kirche St. Clemente,

nicht unterirdisch wie jetzt, von allen Seiten drang das helle Licht des Tages hinein, und alles, was Sie oben gesehen haben, stund früher hier. Aber die Trümmer der Zerstörung, der Schutt der Weltgeschichte häufte sich ringsum dermaßen auf, daß der Kirche das Licht entzogen wurde; man räumte sie aus und baute auf ihren Mauern ein neues Stockwerk, die jetzige Kirche.

Gut gesprochen, dachte ich, nur hätte ich das alles auch gewußt; wozu hat man denn seinen Bädecker und Gsell-Fels?

„Nun aber kommt die Hauptsache, fuhr er fort, wir steigen noch eine Treppe tiefer hinab — in die finstere Höhle eines alten Heidentempels.“ Auch darauf waren wir vorbereitet; wir wußten, was kommen werde, waren aber um nichts weniger gespannt. Unter der ältern Kirche, ein Stockwerk tiefer, befindet sich eine Kapelle, in der einst die Mithrasmysterien gefeiert wurden. Mithras war der persische Lichtgott, an den sich in eigenthümlich mythologischer Weise hohe sittliche Gedanken und der Glaube an Unsterblichkeit anschlossen. Sein Dienst pflanzte sich in's ganze Abendland fort und fand in Rom namentlich unter dem Militär zahlreichen Anhang; römische Legionen brachten seine geheimnißvollen Gebräuche weit über die Alpen hinaus nach Frankreich und den Rhein hinunter, und es ist eine nicht allzu kühne Vermuthung, daß die mysteriösen

Weihen unserer Freimaurer direkt vom Mithrasdienst abstammen. Die ganze Sache ist kultur- und religionsgeschichtlich von hohem Interesse, und meine Aufmerksamkeit war auf's höchste gespannt, als wir uns mit Hülfe der Wachslichter in der einfachen Kapelle umsahen. Steinerne Sitze ziehen sich rechts und links der Wand entlang, hinten steht auf erhöhtem Platze ein steinerner Tisch.

Weder unser Priester noch sein Onkel Sigrist wußten hier etwas zu erklären, sie wußten kaum, wer Mithras war. So muß denn die eigene Phantasie aushelfen. Rings um diese Kapelle herum und in sie einmündend befanden sich die unterirdischen Gänge, in welchen der Mithrasdiener, der die Weihen zu erhalten wünschte, durch Ueberraschungen, Schrecken und Gefahren hindurchgeführt wurde, plötzlich in kalte, brausende Fluthen fiel, die er durchschwimmen mußte, dann loderndes Feuer durchschreiten, gezückten Schwertern trotzen sollte, bis er hier in die Kapelle kam, wo auf den einfachen Steinplatten die ältesten der Gemeinde saßen und auf dem erhöhten Tische ein Siegeskranz für ihn bereit lag; nun erhebt sich der Priester und spendet ihm geweihtes Brod und den uralt heiligen Somatrank; mit diesem Genuß hat der Bewerber seine höchste Weihe empfangen, er ergreift den Siegeskranz und setzt ihn sich auf's Haupt, nimmt ihn aber sofort wieder herunter mit den Worten: Mithras

allein ist meine Krone! Was für Momente tiefster innerer Erregung, voll heiligen Schauers und enthusiastischen Siegesgefühles hat diese kleine dunkle Kapelle einst eingeschlossen!

„Träumen Sie? fragt mich lächelnd unser junge Priester; was beschäftigt Sie so sehr in dieser Heidenhöhle? Avanti Signor, jetzt erst kommt die Hauptsache. Was glauben Sie, das einst hier stand? Ah, wie werden Sie staunen!“ Wir steigen eine Treppe hinauf in eine immer noch unterirdische, aber vom Oberlicht genügend erhellte Halle, die zur ältern Kirche gehörte. Ich wollte mich bei einem Grabdenkmal aufhalten, aber der Priester zerrt mich am Rock: avanti, avanti! Noch einige Schritte, da stehen wir vor zwei kleinen, 3 bis 4 Fuß hohen Statuen, von denen die eine stark beschädigt ist, die andere eine Nachbildung der erstern in ihrer ursprünglichen Gestalt darstellt. Es ist ein Mann in kurzem, schlichtem Hirtenhemd, der ein Schaf auf den Achseln trägt; unten steht die Inschrift: „Petrus, der gute Hirte.“

Nun nimmt unser geistlicher Führer wieder das Wort: „Sehn Sie, meine Herren, die Protestanten und andere kritische Geister bezweifeln unsere Ueberlieferung, daß der Apostel Petrus der erste Bischof in Rom gewesen sei — da haben Sie den untrüglichen Beweis dafür. Diese verstümmelte Petrusstatue wurde in der Mithraskapelle gefunden! Was kann

dies andres bedeuten, als daß die Gemeinde der Mithrasverehrer sich durch Petrus zum Christenthum bekehren ließ? Sie räumten ihre alte Höhle und bauten über ihr die christliche Kirche St. Clemente, aber als ewiges Denkzeichen an ihre Vergangenheit und ihre Bekehrung stellten sie in der finstern Kapelle die Statue des Petrus auf. Glauben Sie das?“ Nein, du gutes Kind, bilde dir ja nicht ein, daß wir dir das glauben! Das Bild des guten Hirten, der ein Schaf auf den Achseln trägt, ist nämlich gar nicht eine ausschließlich christliche Idee; es findet sich auch in Egypten und Vorderasien auf zweifellos heidnischen Sarkophagen; auch hier in Rom auf dem palatinischen Hügel, wo einst die Kaiserpaläste standen, hat sich eine Wandmalerei gefunden, die dieser Statue ganz ähnlich ist. Ueberall, wo es vorkommt, bezieht sich das Bild auf die Unsterblichkeit; vor allem gehörte es wesentlich zum Mithrasdienst. Mithras selbst ist der gute Hirte, der die abgeschiedenen Seelen seiner Gläubigen wie ein Hirte seine Schafe rettet und sie durch das dunkle Thal des Todes auf die grünen Auen des ewigen Lebens bringt. Das will diese Statue sagen und darum stand sie in der Mithraskapelle, dagegen die Inschrift: «Petrus bonus pastor» kann ein Kind als spätere Zuthat erkennen.

Unser Priester machte große Augen, als wir solche Dinge vorbrachten, und verfiel plötzlich in helles Ge-

lächter. „Sie Erzketzer, mit Ihnen ist doch auch gar nichts anzufangen! Bleiben wir gleichwohl gute Freunde!“ Er schüttelt uns zum Abschied mit herzlichster Gutmüthigkeit die Hände und verschwindet. Dem Onkel Sigrist entrichten wir unser Trinkgeld und stehen wieder draußen auf der öden Straße.

Wohin lenken wir unsre Schritte? Da ist die Straße cœlimontana, die zu den Kirchen S. Stefano-rotondo und Maria in Domenica führt, beide sehenswerth; wollen wir sie besuchen? — Ach, nicht zu viel auf einmal; schau' lieber dort hinauf, wo über den hohen Mauern die schönen Pinien winken. Dort im Klostergarten S. Giovanni e Paolo laß uns sitzen und ruhen. — Gut, wir steigen den Mons Cœlius hinauf und klopfen an der Klosterpforte. Das Kloster gehört dem Orden der Passionisten oder Leidensbrüder, der sich namentlich durch seine Thätigkeit in der Heidenmission hervorthut. Einer der Brüder öffnet die Thüre nicht mehr als handbreit und fragt mit strenger Miene nach unserm Begehr. „Wenn Sie erlauben, so möchten wir den Garten sehen.“ Oh benvolentiere, herzlich gern! Treten Sie gefälligst ein! Durch lange Hallen führt er uns an den Eingang des Gartens und entläßt uns mit großartig gastfreundlicher Handbewegung, als wollte er sagen nehmt hin die Welt, nehmt, sie soll euer sein. Er vergaß hinzuzufügen: doch theilt euch brüderlich darein.

Auf dem schönen, schnurgeraden Kiesweg zwischen Buchs- und Taxushecken wandelt der Prior mit einem violettbestrumpften Bischof, hinter ihnen geistliches Gefolge; mit der Würde altrömischer Senatoren schreiten die Herren einher. Wir suchen einen andern Weg; auch der ist versperrt durch eine Gruppe lebhaft disputirender Ordensbrüder, sie sprechen nicht nur französisch, sondern auch mit französischem esprit über eine neu aufgefundene Grabinschrift. Auf dem dritten Weg rennt wie wüthend ein einzelner Bruder auf und ab; nach der Mütze zu schließen, muß es ein Pole sein. Was doch alles in der katholischen Kirche Platz hat! Römische Würde, französische Eleganz und Beweglichkeit, slavischer Wahnsinn — erinnerst du dich, Freund, wie uns einst im Pfarrhaus von Twann sein gegenwärtiger Inhaber die musikalische Posse ‹tantum ergo› am Klavier zum besten gab? Da ist die lebendige Illustration dazu. Ja, diese katholische Kirche! Aeußerlich — strammste Einheit; innerlich — weiter Spielraum für jede Individualität. Mit manchem katholischen Geistlichen und Ordensbruder haben wir in Italien Bekanntschaft gemacht; nirgends trafen wir steifes, gekünsteltes oder zugeknöpftes Wesen, nirgends lauernden Jesuitismus; Jeder gab sich frei und offen, wie er war, frei für sich und frei gegen uns. Unwillkürlich dachte ich an Zwingli zurück, der, ehe er den Bruch mit der katho-

lischen Kirche vollzog, immer noch der Hoffnung lebte, der Bruch sei nicht nothwendig, weil auch in der Kirche wie in des Vaters Hause viele Wohnungen seien und Raum für jede Geistesart. Aber wie rasch schlägt diese Cordialität und liberale Gutmüthigkeit in bissige Bosheit um, wenn du das hierarchische System antastest! Zwingli hat's erfahren und wir in Bern und Genf nicht minder.

Laß jetzt deine Theologie und Kirchenpolitik, sagt der Freund, da ist etwas viel Größeres als euer Streit mit Lachat und Mermillod! — Wir waren unversehens in jene wundervolle Ecke des Klostergartens gekommen, wo sich unter Pinien und Lorbeergebüschen so süß ruhen ließe, wenn nicht der großartigste Blick auf das alte Rom Einen übermächtig packte. Zu unsern Füßen, fast mit einem Steinwurf zu erreichen, das urgewaltige Kolosseum, rechts der Vatikan mit seinen 1000 Jahren Papstgeschichte, links das römische Forum und das Capitol mit der ganzen Geschichte der Republik und hier der palatinische Hügel mit den Kaiserpalästen. O Rom, wie lässest du die Gedanken durch die Jahrtausende schweifen! Ewig herrliches Rom, wer dich gesehen und verstanden hat, träumt Tag und Nacht von dir!

Kultur- und Religionsgeschichtliches.

1. Aus Toskana.

Kaum eine andere Landschaft Italiens weist mit ihren Alterthümern in eine so entfernte Vergangenheit zurück wie Toskana. Ueber Rom sind zu viele Zerstörungen und Plünderungen hereingebrochen, und auch der Glanz der Kaiserzeit hat dort zu sehr mit dem Altmodischen aufgeräumt, als daß es uns in so altersgraue Zeiten könnte zurückblicken lassen, wie das vom Strom der Weltgeschichte weniger berührte Toskana. Es gilt dies namentlich von den kleinern toskanischen Städten: Siena, Chiusi, Orvieto, alles hochgelegene Bergstädte, wahre Felsennester und Adlerhorste, oder lieber sage ich: sie schauen in's Thal herab wie ein Heidenröschen, so trotzig und so hold; altersgrau, aber im Glanz der italienischen Sonne war's so jung und morgenschön, lief ich gleich, es nah zu sehn, sah's mit vielen Freuden.

Aber nicht von allem, was ich dort gesehen, soll jetzt die Rede sein. Nur zwei kultur- und religionsgeschichtliche, uralte Blümchen, das eine in Orvieto,

das andere in Chiusi gepflückt, seien dem freundlichen Leser dargeboten; die grünen Blättchen, die ich mitgebe, da sie ja im kleinsten Bouquet nicht fehlen dürfen, habe ich freilich nicht in Italien, sondern in meiner Studirstube gepflückt.

Wir hatten die steile Felsenzinne Orvieto's erklommen und hier mit erregten Herzen zum ersten Mal den Tiber gesehen, wie er, weit von Norden her zwischen Hügeln und Eichenwäldern sich heranschlängelnd, weit im Süden im Dunstkreis der ewigen Stadt sich verlor. Wir waren bewundernd vor dem Dom gestanden, dessen Façade mit den gothischen Gibelfeldern und den Mosaikbildern auf Goldgrund das harmonisch vollendetste Bauwerk nicht bloß Italiens, sondern des Erdenrundes ist. Mit Widerstreben trennten wir uns von dem herrlichen Anblick und bogen in eine Seitenstraße ein. Da plötzlich packt mich mein Freund am Arm und ruft: „Schau' dieses Entsetzliche! wer möchte das vor seinem Hause haben?" Was war es? In Orvieto steht ein hohes Haus, ganz nah' beim alten Dom, viel älter als er, aber immer noch vornehm aussehend. Das Portal allerdings ist höchst sonderbar. Auf zwei Säulen ruht der Thorbogen, aber die eine Säule ist nur auf halbe Höhe aufgeführt; die obere Hälfte nimmt eine mächtige Schlange ein, die sich emporringelt und mit dem Kopf den Thorbogen tragen hilft; dieser Kopf aber

ist ein Menschenkopf, das Angesicht eines freundlichen Alten, und mit ihren Windungen umschließt die Schlange ein Kind. Was bedeutet das? Zerdrückt die Schlange das Kind? Bewahre! Sieh doch das liebreiche Wohlwollen, mit dem das Greisenantlitz auf das Kind herunterschaut; eine Mutter kann nicht zärtlicher ihr Kind in den Armen halten. Die Schlange umschlingt das Kind als freundlicher Schutzgeist, sie ist niemand anders als der Urahne, der Stammvater der Familie. Wie alt dieses Steinbild sein mag, wage ich nicht zu bestimmen; dagegen der Gedanke, der sich in ihm ausspricht — der Stammvater in Schlangengestalt als Schutzgeist der Familie — dieser Gedanke läßt sich auf ein sehr bestimmtes Datum bringen, er führt uns zurück bis an den Anfang aller Religion.

Wie ist der Mensch zur Religion gekommen? Der eigentliche, innere Grund ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern immer derselbe, es ist das geistige Wesen des Menschen, das ihn mit Nothwendigkeit die Gemeinschaft höherer Wesen suchen läßt, mit deren Hülfe er selbst höher steigen will. Aber wir wissen, wie sehr verschiedenartig diese höheren Wesen sind, an die der Mensch sich anschließen möchte. Das Allererste, Anfängliche war, daß der Mensch in den Seelen der Verstorbenen diese hülfreichen, höhern Wesen sah. Wie kam aber der Mensch in jenen aller=

ersten Anfängen der Geschichte zu dem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen fortleben und helfen können? Wie kam er überhaupt zu dem Gedanken, daß der Mensch eine Seele habe? Der Lehrer, der ihm diese Erkenntniß beibrachte, hat nie an einem Seminar Methodik studirt, ist vielmehr in seinem sprunghaft zufälligen Thun und Treiben der denkbar größte Gegensatz gegen alle Methode, hat aber gleichwohl dem menschlichen Geschlechte die ersten religiösen und psychologischen Begriffe tüchtig eingedrillt. Dieser Lehrer war — der Traum.

Versetzen wir uns in die kindliche Vorstellung des Urmenschen. Er erwacht am Morgen und erinnert sich, daß, während er auf dem Lager hingestreckt lag, er zugleich anderswo war, daß er auf der Jagd reiche Beute gemacht oder mit einem Raubthier um sein Leben gekämpft hat. Daraus schließt er, daß in seinem Körper ein anderes, unsichtbares Wesen wohne, das ihn verlassen und wieder zu ihm zurückkehren könne, und da man im Traum oft wundervollen Schnelllauf und unerhörte Kraftthaten zu Stande bringt, so denkt er, daß jenes Wesen, das in ihm wohnt, erst dann recht frei und mächtig sei, wenn es außerhalb des Körpers durch Feld und Wald hinstreife. Nun stirbt ein Familienglied; Vater oder Bruder liegt leblos hingestreckt, die Seele hat, wie vormals öfter im Traum, den Körper verlassen, jetzt aber auf immer, sie kehrt

nicht wieder und der Körper zerfällt. Die abgeschiedene Seele ist nun freier und beweglicher, klüger und weiterschauend als vorher, darum auch mächtig, zu nützen und zu schaden; stehen die Lebenden auf gutem Fuße mit ihr, so dürfen sie Winke und Warnungszeichen, auch thätige Hülfe von ihr erwarten; die gestorbenen Familienglieder sind nun die Schutzgeister des Hauses, die man anruft zur Förderung der täglichen Geschäfte, der Jagd und des Fischfangs oder zur Rettung in Gefahr. Wie wir in jähem Schrecken rufen: „o mein Gott!“ so rufen die meisten afrikanischen Stämme ihre verstorbenen Eltern an; der berühmte Reisende Livingstone erzählt, daß oftmals, wenn er mit seinen Begleitern sich einem Negerdorf genähert habe, die Bewohner sie für eine Räuberbande gehalten und sich geflüchtet haben mit dem Schreckensruf: „o mein Vater, o meine Mutter!“ Aehnlich erzählt der Missionär Rebmann, daß der Häuptling eines Negerstammes, bei dem er freundliche Aufnahme gefunden, bei der Weiterreise einen feierlichen Segen über ihn ausgesprochen habe: „ich bitte meinen Vater und meine Mutter, daß sie dich geleiten und schützen auf allen deinen Wegen, daß sie dir Brod zu essen und Wasser zu trinken geben, damit du nie Mangel leidest.“ Die Vorstellung, daß eine abgeschiedene Seele ein mächtiger Schutzgeist sei, führte bisweilen auch zu blutigen Thaten. Wenn

eine Familie wiederholt von Unglücksfällen betroffen worden war, so erschlugen die Söhne ihre alte Mutter, damit sie, liebreich und gütig wie bisher, jetzt aber als freie Seele mächtiger und wissender, als Schutzgeist über der Hütte und der Heerde walte. Und noch ist es nicht lange her, daß der Kaiser von Siam, als er ein Stadtthor mit Thurm und Mauerzinne befestigen ließ, drei seiner Unterthanen auf solche Weise zur Würde von Schutzgeistern des Thors erhob. Zwei Wochen lang ließ er sie fürstlich bewirthen, dann überlieferte er sie dem Henker und ließ sie unter dem Stadtthore begraben.

Was hat nun aber die Schlange in Orvieto damit zu thun? Nach der Vorstellung aller Völker, die auf jener Stufe stunden oder noch stehen, ist die Schlange die Gestalt, welche die abgeschiedene Seele am liebsten annimmt. Aus allen Erdtheilen und aus allen Jahrtausenden besitzen wir davon reichliche Kunde. Wir können auch leicht begreifen, wie die Menschen zu dieser Vorstellung kamen. Die Schlange mit ihrer leichten Beweglichkeit ohne sichtbare Organe, mit ihrem geräuschlosen Gleiten und Schlüpfen, mit ihrem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden, mit ihrer Vorliebe für das Dunkel und für stille Schlupfwinkel, nimmt sich ja wirklich aus wie ein geheimnißvoller Geisterspuk. Die Schlange war also eine abgeschiedene Seele, ein mächtiger Ahnengeist, auf dessen

Schutz und Rath man vertraute. Noch zur Zeit der Perserkriege hielten die Athener auf der Burg Akropolis eine heilige Schlange und fütterten sie mit Honigkuchen; als dieselbe beim Herannahen der Perser ihre Nahrung unberührt ließ, verließen die Athener sofort Burg und Stadt und siedelten auf die Schiffe über, weil am Verhalten der Schlange sichtbar sei, daß die Göttin Athene selbst die Burg verlassen habe. Auch das alte Testament erzählt von einem Schlangenbild in Jerusalem, das von Moses herstammen sollte und dem man Weihrauchopfer darbrachte, und obwohl dasselbe unter dem Einfluß der Propheten durch König Hiskia entfernt wurde, so dauerte doch noch zwei Jahrhunderte lang das Schlangenorakel fort; auch die Bemerkung in der Geschichte vom Sündenfall: „die Schlange war klüger als alle Thiere auf dem Felde", deutet auf jene Vorstellung hin. Auch die Indianer in Nordamerika verehren in der Schlange einen mächtigen Schutzgeist; als Zinzendorf, der bekannte Gründer der Herrnhutergemeinde, im amerikanischen Urwald am Feuer saß, näherten sich ihm unbemerkt einige raub- und mordlustige Rothhäute, wurden aber gewahr, daß eine Klapperschlange zur Seite des Blaßgesichts liege, und zogen sich ehrfurchtsvoll wieder zurück. Um zum Schlangenbild in Orvieto zurückzukommen, so wissen wir, daß in Italien jede Ortschaft ihren eigenen Schutzgeist (genius loci) in

Gestalt einer Schlange verehrte, und früh schon war es aufgekommen, daß auch jedes vornehmere Haus einen solchen Schutzgeist hatte; noch heute sieht man nicht etwa bloß in Pompeji, sondern in modernen Städten an schönern Häusern eine große Schlange gemalt, die in stummer Bildersprache so viel sagen will wie: „jede Verunreinigung ist hier verboten.“ Die Schlange schützt jetzt nicht mehr die Aus- und Eingehenden, dieses Geschäft hat sie den Heiligen abgetreten, aber etwas schützen muß sie, wenn nicht Menschen, so doch die Mauer vor Beschmutzung.

Die vergleichende Religionsgeschichte zeigt uns, wie gewisse Bestandtheile früherer Kulturstufen, Vorstellungen und Gebräuche ältester Religionen, nachdem die betreffende Kultur und Religion schon längst überwunden, dennoch durch alle Jahrtausende hindurch ein unverwüstlich zähes Leben führen und wenn auch in veränderter Gestalt und Bedeutung immer wieder hervortreten und ihren Platz in der Volkssitte wie im Volksglauben siegreich behaupten. Englische Gelehrte haben dafür den Ausdruck survivals aufgebracht, „Ueberlebsel“ können wir im Deutschen sagen.

* * *

Am Bahnhof von Chiusi umwirbelte uns ein Schwarm von Kutschern und Führern, die uns zu unanständigen Preisen ihre Dienste anboten. Wir

lachten sie alle aus und zogen fürbaß. Wie wonnig ist es, von keinem Führergeschwätz belästigt, dem eigenen Glück und Verstand vertrauend, zu solch' einem trotzig holden Felsennest emporzusteigen! Da also ist das alte Clusium, Porsena's des Etruskerfürsten Adlerhorst; da muß das Thor gestanden sein, zu dem er mit seinen Waffengefährten auszog, das jung aufstrebende Rom niederzuhalten. Friedlich ziehen wir ein auf der nämlichen Stelle, und was wir suchen, das sind eben Porsena's alte Kampfgenossen; sie ruhen in weitgewölbten Gräbern und diese Gräber wollen wir sehen.

Wer die Etrusker eigentlich waren und woher sie gekommen, ist bis jetzt noch völlig unaufgeklärt. Wohl sind noch etruskische Inschriften vorhanden, aber wir verstehen sie nicht, wie auch schon der Name Porsena für uns ein sprachliches Räthsel ist. Daß sie als gewaltsame Besitzergreifer in's Land gerückt sind, läßt schon die steile, unzugängliche Lage ihrer alten Städte vermuthen. Spurlos, wie sie gekommen, sind sie aus der Geschichte auch wieder verschwunden, nur ihre Bauten und Bilder haben sie uns hinterlassen. Aus den Wandmalereien und Reliefs ihrer Gräber lernen wir sie kennen als einen gedrungenen, breitschultrigen Menschenschlag mit plattgedrücktem Kopf, vorspringender Kinnlade und schräg zurücktretender Stirn.

Die Gräber, die wir besuchten, befinden sich eine bis zwei Stunden von Chiusi entfernt, über die Landschaft zerstreut. Es sind in Sandstein eingehauene, unterirdische Wohnungen, die für die Bedürfnisse der gestorbenen Familienglieder ganz so wie die Wohnhäuser der Lebenden eingerichtet wurden. Ein schräger Schacht führt 20 bis 30 Fuß tief in unterirdisches Dunkel, aber die Wachslichter, die wir anzünden, zeigen uns, daß wir uns in einem geräumigen Saal befinden, aus dem man durch einen Gang und Seitenthüren in kleinere Zimmer gelangt. Alle diese Räume enthalten Wandmalereien, die in ihrer stummen Bildersprache die Bedeutung jedes Saals oder Zimmers unmißverständlich angeben. Der vorderste Raum ist der Gesellschaftssaal, in welchem sich die Verstorbenen zu fröhlichem Gelage versammeln; Sänger und Harfenspieler treten auf und laden zum Tanze ein; Andere erheben, gegenseitig sich zutrinkend, die Pokale; eine stillere Gruppe ergeht sich in freundlichem Gespräch, sie unterhalten sich über das Schicksal der Familienglieder, die noch im Sonnenlichte wandeln. Unterhalb dieser Malereien ziehen sich den Wänden entlang in den Sandstein gehauene Bänke, behagliche Lehnsessel und Fußschemel; auf Gesimsen waren metallene oder aus Thon gebrannte Schüsseln, Becher und Gefäße aller Art aufgestellt, die sich jetzt in den Museen der großen Städte befinden, wo sie sicherer aufbewahrt

und im hellen Tageslicht auch besser zu betrachten sind. Von den hintern Zimmern diente das eine, in dem meistens auch die Särge mit den Bildern der Verstorbenen standen, als Schlafgemach, ein anderes zur häuslichen Beschäftigung der Frauen oder als Fechtboden für das frohe Waffenspiel der Männer.

Nicht bloß bei Chiusi, sondern überhaupt in Mittelitalien, so weit die Herrschaft der Etrusker reichte, finden sich solche Grabwohnungen; aber auch in andern Ländern, in Kleinasien und ganz besonders in Egypten, sind sie zahlreich vorhanden und bieten mit ihren Inschriften und Wandmalereien noch auf lange Zeit hinaus der gelehrten Forschung ein fast unerschöpfliches Arbeitsgebiet.

Der Glaube, daß die Verstorbenen fortleben, findet sich bei allen Völkern und bildet sogar (wie im vorigen Aufsatz gezeigt wurde) den geschichtlichen Anfang aller Religion, aber je nach dem Volkscharakter gestaltet sich die Vorstellung über den Zustand der Todten und über ihren Verkehr mit den Lebenden anders aus. Für den Griechen, der sich in naiver Lebenslust seines Daseins freute, erschien der Zustand der Todten als ein unerfreuliches, ohnmächtig schattenhaftes Leben; darum läßt Homer den Achilles sagen, lieber wolle er Schafhirt bei den fernsten Barbaren, als Fürst in der Unterwelt sein. Dagegen für die Egypter waren erst die Gestorbenen die wahrhaft Lebenden; der ge=

wöhnliche Ausdruck für das Grab war „ewige Wohnung“, für den Sarg „Schrein des Lebens“, und der aus dem alten Testament uns wohlbekannte Ausdruck: „im Lande der Lebendigen wohnen“ hieß bei den Egyptern so viel wie: im Grabe weilen. Kein Zweifel, daß auch die Etrusker so dachten; die Gestalten auf den Wandmalereien ihrer Gräber sehen alle so vergnügt und befriedigt aus, daß sich darin deutlich der Glaube ausspricht, erst die Todten seien in ungetrübtem Vollbesitze des Glücks und der Freude, erst die Todten seien die wahrhaft Lebenden.

Von besonderm Interesse für die Religionsgeschichte ist nun aber der Umstand, daß die Etrusker ihre Tempel genau nach der Anlage ihrer Gräber bauten, denn auch dort finden wir einen großen, von Säulen getragenen Vorraum, hinter welchem sich kleinere Gemächer befinden. Die Tempel sind also die auf die Oberwelt emporgehobenen Gräber, und mit den Gräbern wurden natürlich auch ihre Insaßen auf die Oberwelt erhoben, das will sagen: die hervorragenden Ahnen stiegen zum Range von Göttern empor. Natürlich vollzog sich diese Umwandlung nur allmälig, Hand in Hand mit den Fortschritten der Kultur, aber daß man überhaupt den Göttern nach Art menschlicher Wohnungen Tempel baute und ihnen als Opfergaben menschliche Speisen und Getränke darbrachte, zeigt deutlich, daß der Götterdienst nicht etwa aus der

dankbaren und phantasievollen Betrachtung der Natur, sondern aus der Verehrung der gestorbenen Ahnen hervorging.

Doch nicht dieser Faden soll jetzt weitergesponnen werden; wir bleiben noch auf der Stufe des Seelendienstes stehen und machen eine Wanderung durch verschiedene Länder und Völker. Jene allerersten Anfänge der Religion ragen nämlich bis in unsere Zeit hinein und bekunden sich auch noch mitten in der Christenheit nicht bloß in gewissen volksthümlichen Sitten und Vorstellungen, sondern auch im katholischen Festkalender.

Wir beginnen unsre Wanderung im äußersten Osten von Asien, in Japan und China, und springen dann nach Europa über.

Wie die Gelehrten der „preußischen Expedition nach Ostasien" berichten, lebt der Japaner fortdauernd im freundschaftlichsten Verkehr mit den Seelen seiner geschiedenen Lieben; oft besucht er ihre Gräber, Mütter tragen ihren Kindern Spielzeug auf das Grab. Einmal im Jahre werden alle Todten zu einem Feste im Kreis der lebenden Familienglieder eingeladen. Man geht auf den Friedhof hinaus und bittet sie zu Gaste. Unsichtbar, in langen Zügen folgt den Lebenden die ganze Todtenschaar. Zu Hause angekommen, lassen sich die Seelen an den mit Trank und Speise reichbesetzten Tischen nieder und verweilen drei Tage in

Gemeinschaft mit den Lebenden. Am dritten Tage aber bittet der Hausvater die lieben Seelchen, nun wieder auszuziehen und sich zur Ruhe zu begeben. Damit aber keines sich im Hause verstecke und zur Unzeit Spuk treibe, wird das Allerseelenfest mit lautem Lärm und Geschrei geschlossen, vor dem sämmtliche Seelen die Flucht ergreifen.

Aus dem heiligen Liederbuch der Chinesen, dem Schi-king, lernen wir eine noch feierlichere Art ostasiatischen Seelendienstes kennen. Schon vor dem Feste wählt hier die Verwandtschaft aus ihrer Mitte fünf Stellvertreter der Todten, unter ihnen auch den, welcher in ihrem Namen zu sprechen hat. Am Festtage versammelt sich die ganze Verwandtschaft im Hause eines ihrer Glieder und umgibt stehend eine mit Speisen und fünf Gedecken besetzte Tafel. In feierlichem Schritte treten nun die Stellvertreter der Todten herein, nehmen an der Tafel Platz und genießen schweigend die Mahlzeit; darauf erhebt sich der Todtensprecher, dankt den Lebenden für die Bewirthung und verheißt ihnen den Segen der Abgeschiedenen. Am folgenden Tage feiert die Verwandtschaft unter sich ein Liebesmahl, an dem die Alten den Jungen das Bild der Gestorbenen in's Gedächtniß rufen.

Frappante Aehnlichkeit mit dieser ostasiatischen Sitte, und zwar noch reicher ausgebildet, werden wir in Europa finden.

2. Kirmes.

Im Kalender sehen wir den 1. und 2. November als „Allerheiligen und Allerseelentag“ bezeichnet, in Deutschland folgt der 3. November als Hubertustag. Sodann kennen wir die „zwölf Nächte“ vom 24. Dezember bis zum 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstag oder Epiphanias. Von den eigenthümlichen Gebräuchen und Vorstellungen, die mit diesen Festzeiten verbunden sind, soll im Folgenden die Rede sein. Da ich mich nicht als germanischen Alterthumsforscher ausgeben will, so verweise ich, was das verwandte Material anbetrifft, auf Grimm's deutsche Mythologie und Julius Lippert, die Religionen der europäischen Kulturvölker.

Daß die alten Deutschen eigene Feste für die abgeschiedenen Seelen gefeiert, wie wir solche bei Japanern und Chinesen gefunden haben, dafür gibt es nur undeutliche Spuren; dagegen dachten sie sich die Seelen anwesend und am Mahle theilnehmend, so oft im Laufe des Jahres ein Familienfest gefeiert wurde. Versetzen wir uns in das noch halbnomadische Leben der alten Germanen bis zur Einführung des Christenthums. Den Sommer über befanden sich die meisten Stamm- und Gaugenossen auf oft weit entlegenen Weideplätzen oder auf Kriegs- und Beutezügen; erst im Lauf des Herbstes kehrte eine Familie

um die andere in's Winterquartier im heimatlichen Dorfe zurück. Natürlich machte man sich da Besuche von Haus zu Haus und die reichvermehrten Heerden machten es möglich, daß man in jedem Hause gastfreien Tisch und fröhlich schmausende Gesellschaft fand. Diese den ganzen Oktober andauernde Festzeit war die alte „Kirmes“ (das Wort kommt von kehren, heimkehren), unsre „Chilbi“, bei der ja auch noch der gegenseitige Besuch und die Schmauserei die Hauptsache ist. Die katholische Kirche hat der alten Sitte einen andern Stempel aufgedrückt und aus Kirmes „Kirchweih“ gemacht, aber die Ehrenerweisung, die man an diesem Tage dem Kirchenheiligen darbringen soll, wird mit bemerkenswerther Geschwindigkeit abgethan, dann — Saus und Braus; die Kirche hat der alten Volkssitte nur ein Mäntelchen umgehängt, im Uebrigen aber gedeiht dieselbe in robuster Fröhlichkeit nach urväterlicher Ueberlieferung.

Zu jenen Kirmesgastereien waren nun selbstverständlich auch die Seelen der Verstorbenen eingeladen; wie bei den Japanern genossen sie unsichtbar von den reichlich aufgetragenen Speisen, freilich vom Braten nur den dampfenden Geruch und von den gewürzten Getränken den süßen Duft, das andere überließen sie den Lebenden. Wenn dann endlich gegen Ende Oktober alle Familien zurückgekehrt und gastlich begrüßt worden waren, so mahnten die Hausfrauen, deren

Vorräthe sich schon bedenklich vermindert hatten, der Lustbarkeit ein Ende zu machen, und auch die eingeladenen Seelen sollten sich nun wieder zur Ruhe begeben. Ein besonderer Festakt wird ihnen wohl noch gewidmet worden sein, zuerst den Gaufürsten und Häuptlingen, den Hünen, dann allem übrigen Seelenvolk; zum Schluß aber wurden, wie wir dieß in Japan gesehen haben, sämmtliche Seelen verscheucht; in Haus und Hof bis weit in den Wald hinein wurde gelärmt und geschrieen, an Busch und Baum geklopft, damit keine Seele zurückbleibe und zur Unzeit gespenstischen Spuk verübe.

Aus den drei Scenen des Schlußaktes, — der Verabschiedung der Hünen, dann der übrigen Seelen, endlich der lärmenden Verscheuchung Aller — hat die katholische Kirche an den ersten Novembertagen drei kirchliche Feste gemacht: Allerheiligen, Allerseelen und den Hubertustag. Hubertus war einst ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, bis ihm ein Hirsch begegnete, der zwischen dem Geweih ein strahlendes goldenes Kreuz trug; von Stunde an bekehrte er sich, wurde Mönch, später Bischof und nach seinem Tode ein Heiliger. Aber so unverbesserlich ist die Volksphantasie, daß der heilige Mann trotz seiner Wandelung immer noch als der gute Schutzgeist der Jäger galt, doch handelte es sich jetzt nicht mehr um die Jagd auf Hirsche und Rehe, sondern um die Verjagung der Seelen.

Diese friedliche Umwandlung der alten Volksanschauung in christliche Festsitte führte aber doch nicht völlig zum Ziele, zu viele heidnische Vorstellungen waren mit dem Fortleben der Seelen verknüpft, darum ergriff die Kirche gegen die Seelen selbst die Offensive, sie erklärte alle Seelen, die wiederkommen, kurzweg als Verdammte, und wenn der Sturm durch die Wälder brauste und unheimlich schaurige Töne die Nacht erfüllten, dann zeigten die Mönche in den windgepeitschten Wolken das wilde Heer der gejagten Seelen, das geängstigte Todtenheer, und mahnten: Laßt ab von eurem heidnischen Thun, laßt ruhen die Todten! Die Seligen weilen in himmlischer Höhe, die Verdammten jagt der Fürst der Hölle, wachet und betet, daß sie euch nicht überfallen!

Darin lag nun der endgültige Bruch mit dem Seelendienst in der geschilderten Form; man nahm die Seelen nicht mehr auf und brauchte sie deshalb auch nicht wieder zu verjagen. Wenn Kaiser Wilhelm alljährlich am Hubertustage mit glänzendem Gefolge in seine Wälder reitet, so gilt die Jagd, wie der noch unbekehrte Hubertus es geliebt hatte, wieder ganz realistisch dem Wildschwein und dem Reh.

Doch lassen sich uralte Volksvorstellungen nicht so leicht gänzlich verdrängen; wir werden sehen, wie die verjagten Seelen einen neuen Schlupfwinkel fanden in den „zwölf Nächten“.

3. Die zwölf Nächte.

Mit dem altheidnischen Seelendienst in der Kirmeszeit war die katholische Kirche so ziemlich fertig geworden; an die Stelle der Seelenbewirthung hatte sie mit glücklicher Hand sinnige christliche Feste gesetzt; die Seelen, die sich noch bemerkbar machten, waren in Gespenster verwandelt oder auch in den Inbegriff alles Gefährlichen, in den Teufel selbst. Nur die Lustbarkeit der Kirmes behielt ihren alten Charakter, denn unter allen seinen Rechten hält das Volk am Rechte auf lustige Tage am zähesten fest.

Nehmen wir nun den Faden der altdeutschen Sitte wieder auf. Die hochgehenden Wogen der Kirmeszeit mit ihren Gastereien und gegenseitigen Besuchen flossen vorüber und beruhigten sich; auf den Ueberfluß folgte die Kargheit, auf die Herbstfreuden der harte Winter. Die Sonne sank immer tiefer, kalter Nebel verhüllte ihre Strahlen, man schaute sehnsuchtsvoll nach der Wiederkehr des Frühlings und der sommerlichen Freuden. Da trat der kürzeste Tag mit der Sonnenwende ein, von wo an jede Nacht schon „um einen Hahnschrei" länger wurde. Die alten Deutschen kannten diesen astronomischen Zeitpunkt wohl nicht aus eigener Berechnung; aber an den Küsten der Ostsee saßen das Meer befahrende Stämme, die aus dem höhern Norden sichere Kunde

bringen konnten. Wenn sie bis zur Nordspitze des botnischen Meerbusens vordrangen (wo jetzt die meteorologische Station Haparanda liegt), befanden sie sich schon in der Nähe des Polarkreises und Jedermann konnte ihnen dort sagen, daß wenige Tagereisen weiter innen im Lande die Sonne ganz untersinke und tagelang verschwunden bleibe. Aus jenen Gegenden brachten die Seefahrer das Datum des 24. Dezember in die Heimat, als den Zeitpunkt, an welchem die Sonne aus den Banden der Finsterniß und des Winterfrostes triumphirend wieder emporsteige und einen neuen Frühling verkünde.

Zur Feier dieses Wendepunktes genügte natürlich bei den alten Deutschen ein einziger Tag nicht, es mußte gleich ein Dutzend sein; das war die Julfestzeit, wo 12 Nächte hindurch zur Ehre der unbesiegten Sonne Freudenfeuer angezündet und in froher Frühlingshoffnung die Tische wieder reichlicher gedeckt wurden. Da waren denn die am Hubertustag verjagten Seelen wieder willkommene Gäste, sie erlabten sich unsichtbar am Dufte der Speisen und machten sich den Lebenden durch kleine Dienstleistungen gefällig. Eine Seele, die von den Banden des Körpers befreit ist, weiß mehr als die Lebenden, sie schaut in die Zukunft, kennt bevorstehendes Glück und Unglück und kann darum dem Menschen zu allerlei Wahrsagerkünsten behülflich sein. Aus dem Seelenverkehr

während der „12 Nächte“ entstunden alle die kleinen Praktiken, die sich noch bis auf den heutigen Tag bei der Landbevölkerung am Leben erhalten haben, das Bleigießen, das Pantoffelwerfen, das Aushöhlen von 12 Zwiebeln, welche die 12 Monate des Jahres darstellen, u. s. w. Mit Hülfe der im Hause weilenden Geister wollte man ehemals die Zukunft erforschen, nun ist der alte Geisterglaube zwar geschwunden, aber geblieben sind als richtige sinnlose „Ueberlebsel“ die kleinen Wahrsagerkünste, mit denen die Mädchen den zukünftigen Bräutigam, die nach Reichthum sich Sehnenden ein Erbe oder einen Lotteriegewinn hinter dem Vorhang der Zukunft erschauen wollen.

Natürlich trieben die Geister in dieser Zeit auch mancherlei Spuk und Schabernack; wenn in der allgemeinen Lustigkeit ein Gefäß in Stücke ging oder ein Sitz zusammenkrachte, so mußten die Geister es gethan haben. Man unterließ deshalb manche gewohnte Beschäftigung, um ihren Neckereien auszuweichen; backen, dreschen, spinnen, das alles ließ man lieber liegen, damit die Geister keinen Possen spielen. Aber auch heute noch, auch in dem aufgeklärten Berlin läßt während dieser 12 Tage keine Hausfrau Wäsche waschen, denn in dieser Zeit ist „der Teufel los!“

Wie zum Wahrsagen gedachte man noch in anderer Weise aus der Anwesenheit der Seelen Nutzen zu ziehen. Dieselben galten nämlich in Gestalt von

Zwergen oder Drachen als Hüter verborgener Schätze; jetzt aber hatten sie ihre Wohnungen verlassen und weilten schmausend in den Häusern der Menschen. So war dies denn die richtige Zeit, um sich mit leichter Mühe in den Besitz jener unbewachten Reichthümer zu setzen. Die 12 Nächte waren und sind jetzt noch die eigentlichen Schatzgräbernächte.

Zwar auch zur Kirmeszeit verließen die Seelen ihre Wohnungen und lebten in der Gesellschaft der Menschen, und doch dachte in jener Zeit Niemand an Wahrsagerkünste und Schatzgräberei, einfach darum, weil im Herbst noch reichliche Vorräthe vorhanden waren und der laute Lärm der Fröhlichkeit keine Heimlichkeiten aufkommen ließ. Jetzt aber in der Noth des Winters, in den langen Nächten und trüben Tagen und beim Mangel an anderer Beschäftigung, jetzt war die rechte Zeit, um mit den Geistern in geheime Verbindung zu treten oder ihnen hinterlistig ihre Schätze zu entwenden.

Auch die Zeit der 12 Nächte schloß mit der Verscheuchung der Seelen, die in der gewohnten Weise in Schreien, Lärmen, Klopfen bestand. Wir kennen dies auch noch in unserer Zeit. Erst dieser Tage, als ich daran ging, die vorliegende Arbeit zu schreiben, fragte ich ein Mädchen aus unserm Berner Oberland, was für Heimlichkeiten man bei ihnen während der 12 Nächte treibe; lachend antwortete es

mir: „Blei gießen und den Schafen klopfen.“ Das Bleigießen kennen wir, aber „den Schafen klopfen“, was heißt das? Offenbar zur Verscheuchung der Gespenster an die Stallthür pochen. Ehemals nahm man die Seelen 12 Nächte lang gastfreundlich auf und klopfte erst, wenn der Vorhang fallen sollte; jetzt klopft man alle 12 Nächte lang, um sie zu verscheuchen, nur noch zum Bleigießen und Wahrsagen sind sie gut genug. Wie egoistisch doch der Mensch geworden ist! Doch sei zur Ehre unsrer Zeit gesagt, daß es auch rücksichtsvollere Menschen gibt; in Süddeutschland zeichnet man am Dreikönigstage mit Kreide ein Kreuz an die Hausthür, d. h. erst am Ende der 12 Nächte bedeutet man den Seelen, daß ihre Anwesenheit nicht begehrt werde.

Indem die katholische Kirche an das Ende der 12 Nächte, an den Tag der Seelenverscheuchung den Dreikönigstag setzte, hat sie auch darin wieder ihre glückliche Hand bewährt; die drei Könige waren die Weisen oder Magier aus dem Morgenland, d. h. Zauberer, so verscheuchte man Zauber durch Zauber, heidnischen Gespensterspuk durch biblische Wunderthäter. Noch heute besteht in vielen Gegenden von Deutschland die Sitte, daß man den Dreikönigslebkuchen so vertheilt, daß jeder Hausgenosse ein Stück davon erhält und fünf Stücke übrig bleiben, nämlich je eins — für Christus, Maria und die drei Könige.

Man hat also noch jetzt das Gefühl, daß man Geistern ein Abschiedsmahl gebe, nur nicht mehr heidnischen, sondern christlichen Geistern.

Doch die glücklichste von all' diesen kirchlichen Umdeutungen war, woran unsere Leser gewiß schon dachten, das Weihnachtsfest. An die Stelle der wieder erwachten Sonne mit der Frühlingserwartung trat Christus als die Geistessonne, deren Aufgang der gealterten Menschheit einen neuen Geistesfrühling brachte, und an der Stelle der nächtlichen Freudenfeuer flimmern jetzt die Kerzen am Tannenbaum.

4. Gründonnerstag.

Woher der Name „Gründonnerstag"? Je nachdem wir auf alte Volks- oder alte Kirchensitte zurückgehen, erhalten wir eine andere Bedeutung dieses Namens. Wenn wir die Gründonnerstagssitten, wie sie noch heute in vielen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs lebendig sind, in's Auge fassen, so steht ein Frühlingsfest vor uns. Auch im aufgeklärten Berlin sorgt die Hausfrau dafür, daß an diesem Tage frisches, grünes Gemüse auf den Tisch komme; in andern Gegenden schreibt die Sitte sieben bis neun Kräuter vor, aus denen die Suppe bereitet werden muß; die Böhmen essen mit Spinat gefüllte Karpfen, die Schwaben ihre aus allerlei Gemüsen zusammen-

gekneteten und gebratenen „Laubfrösche". Danach weist der Name „Gründonnerstag" auf ein altgermanisches Frühlingsfest zurück, das dem Ueberwinder des Winterfrosts, dem Beschützer des Landbau's, dem Gott Thorr oder Donar geweiht war, weil er es bewirkte, daß im Garten und auf der Wiese das junge Grün wieder sproßte.

Nun finden wir aber auch in der altchristlichen Kirchensitte den dies viridium, den „Tag der Grünen". Grüne nannte man die Büßer, die nach der während der Fastenzeit vollbrachten Buße von ihren Vergehungen und Kirchenstrafen losgesprochen und als Sündenlose, als wieder frisch grünende Glieder in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufgenommen wurden, um nun auch das Abendmahl mitfeiern zu können. Jene Lossprechung und diese Zulassung waren am Donnerstag vor Ostern eine Haupthandlung der alten Kirche. Darum ist z. B. in Oesterreich für diesen Tag der Name „Antlaßtag" (Erlaßtag) in Gebrauch. Offenbar haben die Mönche und Missionare, welche den Germanen das Christenthum brachten, in ihrer klugen und sinnreichen Weise das heidnische Frühlingsfest, das zu Ehren des gewaltigen Gottes Thorr begangen wurde, in den christlichen Gründonnerstag verwandelt, aber das Essen von grünen Kräutern hielt sich mit der bekannten Zähigkeit einer einmal eingewurzelten Volkssitte fest und ließ sich in christ=

lichem Sinne damit rechtfertigen, daß Christus an diesem Donnerstag Abend mit seinen Jüngern das Passahlamm gegessen hat, bei dem die grünen Kräuter ja auch nicht fehlen durften.

Zu Ehren dieser letzten Mahlzeit, die Jesus im Jüngerkreis einnahm, wurden im Mittelalter Gastmähler oft mit großem Aufwande gefeiert, zu denen namentlich auch Arme eingeladen wurden; von dieser Sitte findet sich in England noch ein Rest; der Tag heißt „Korbdonnerstag“ (Maundythursday), weil man einen Korb mit Salzfischen, Rinderbraten, Brod und Bier an die Armen vertheilt.

Bekanntlich setzt das Johannesevangelium (Kap. 13) auf diesen letzten Abend nicht das Passah- und Abendmahl, sondern die Fußwaschung. Auch dieser Zug der evangelischen Erzählung hat sich an vielen Orten, in Klöstern und an Königshöfen als Gründonnerstagssitte aufrecht erhalten. Am russischen Kaiserhofe, auch in der Hofburg in Wien, zu Rom in der Peterskirche wird an zwölf armen Greisen durch Kaiser und Papst die Fußwaschung vollzogen, ebenso an zwölf Greisinnen durch die Kaiserin; der Papst trägt einen weißen Schurz und küßt die von ihm gewaschenen Füße. Ist dies mehr nur eine Zeremonie, so hat die Feier im Heiliggeistspital in Rom einen ernstern und erbaulicheren Charakter, weil sie hier an eben angekommenen Pilgern vollzogen wird, die wirklich mit müden und

erhitzten Füßen in Rom einziehen. Auf diese Handlung folgt eine Mahlzeit, bei der im Vatikan der Papst und Kardinäle, im Heiliggeistspital die Ordensbrüder, römische Bürger aus den höchsten Ständen, die Rolle der Diener übernehmen, und sich dieser Aufgabe mit jenem edlen Anstand und jener ungekünstelt höflichen Zuvorkommenheit entledigen, wie sie nur der Italiener auszuüben versteht.

5. Ostern.

In Beziehung auf Ostern wären zwei Dinge, wenn wir nicht die ausreichende Erklärung dafür hätten, höchst auffallend: daß dieses hohe christliche Siegesfest den Namen einer heidnischen Göttin trägt und daß viele Jahrhunderte hindurch kein anderer christlicher Festtag so sehr wie dieser ein Tag der ausgelassensten Freude war. Es ist die Göttin Ostara, die dem Tage den Namen gegeben hat; sie war die Göttin des leuchtenden Ostens, d. h. der Morgenröthe.* Ihr Dienst muß bei den Deutschen und Angelsachsen außerordentlich tief in Gemüth und Sitte eingewurzelt gewesen sein, so daß ihr Name hier nicht verdrängt werden konnte. Die übrigen germanischen Stämme, die Holländer, Dänen, Skandinavier bedienten sich von Anfang an in Uebereinstimmung mit allen romanischen Völkern des alten (hebräisch-

griechischen) Namens „Passah", nur im Deutschen und Englischen lautet der Name nach der alten Göttin.*) Nun ist allerdings auffallend, daß wir von dieser Göttin Ostara, deren Dienst und Name so zäh im Volksgemüth festhielt, im Grunde nichts anderes wissen, als was der Name sagt: daß sie die Göttin der Morgenröthe war. Die ganze Literatur, aus der wir unsre Kenntniß germanischer Alterthümer schöpfen, lag eben in den Händen der Geistlichen; da begreifen wir leicht, daß wir bei aller Ausführlichkeit der übrigen Nachrichten gerade von Ostara am wenigsten vernehmen. Doch wissen wir aus der Religionsgeschichte der stammverwandten Völker zur Genüge, wie die Morgenröthe aufgefaßt wurde; so lesen wir z. B. im Rigveda, dem alt-indischen Liederbuche, folgende Lobpreisung:

Im Osten schaut man sie, des Himmels Tochter,
Mit einem Mal in Lichtgewand gekleidet.
So bietet sie sich reichlich zum Beschauen;
In ihrer makellosen Schönheit prangend
Nimmt sie die Hülle lächelnd von dem Nacken
Wie die verliebt Geputzte vor dem Gatten.

Hier ist also die Morgenröthe eine verliebte junge Göttin, ebenso oft wird sie dargestellt als ein lebens-

*) Italienisch: Pasqua, französisch: Pâques, spanisch: Pascuas. In Dänemark, Schweden, Holland: Paaske u. s. w. Die Russen bedienen sich weder des einen noch des andern Namens, sie sagen: heller Sonntag.



frohes Mädchen, das unbesorgt das verhüllende Tuch von der Schulter wegnimmt und sich in seiner Schönheit betrachten läßt. Wenn nun zu Ehren dieser Göttin „Morgenröthe" ein Jahresfest gefeiert wurde, was konnte dies anders sein als ein Fest der Liebe, der Lebenslust und sorgenloser Freude? Nun erwäge man, was für Schwierigkeiten und eigenthümliche Konflikte daraus entstehen mußten, daß das siegreich sich ausbreitende Christenthum in der sonst der Ostara geweihten Frühlingszeit den Tod und die Auferstehung Christi feiern wollte; beides traf auf die ersten Tage nach der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche. In der Passionszeit war es, wie wir gesehen haben, möglich, dem ernsten Frühlingsgotte Thorr ein Plätzchen einzuräumen; wollte oder mußte man aber auch der Ostara eine Konzession machen, so blieb keine andere Wahl — in die Passionszeit paßte sie nicht —, man mußte ihr am Feste der Auferstehung Christi Einlaß gewähren; es lag ja auch nahe genug, die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes als eine freudige, heilbringende Erscheinung in enge Beziehung zu bringen zu dem aus der Grabesnacht siegreich aufsteigenden Leben des Gekreuzigten, der spricht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Dieser Gedanke, die Nacht und das aus ihr hervorbrechende Morgenlicht als Natursymbol für die Auferstehung Christi anzuschauen, liegt in der That so nahe, daß

auch noch unser Kirchenlied einen leisen Anklang davon enthält:

> Früh morgens, eh' die Sonn' aufgeht,
> Mein Heiland Christus aufersteht.
> Vergangen ist der Sünden Nacht,
> Licht, Heil und Leben wiederbracht.

So gab also die lebensfrohe Ostara unserm Auferstehungsfeste den Namen „Ostern", aber mit dem Namen auch den Charakter eines heidnischen Festes der Liebe und Lustbarkeit; im Vordergrunde blieb immer die alte Festsitte, zu der Tänze, Wechselreden und Liebeslieder gehörten. Die Kirche mußte dies dulden und konnte nur versuchen, diesen „Osterspielen" eine christliche Bedeutung zu geben; der Gegenstand der Spiele wurde nun die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu, aber selbst in diesem ernsten Zusammenhang konnten die alten heidnischen Elemente, an die das Volk gewöhnt war, nicht vermieden werden: die lustigen Personen spielten immer eine Hauptrolle, so war z. B. der Krämer, bei dem die Weiber Salbe zur Einbalsamirung kauften, eine höchst drollige Figur und Maria Magdalena mußte die alten Liebeslieder der Ostara singen. Der ernstere Theil der Geistlichkeit sah diesem Unfuge, der nicht etwa auf öffentlichen Plätzen, sondern in der Kirche selbst getrieben wurde, natürlich nur sehr ungern zu; es ließ sich aber um so weniger dagegen etwas thun, als es auch

solche Geistliche zur Genüge gab, die mit einander wetteiferten, wer in der Osterpredigt die derbsten Witze machen und das lauteste Gelächter hervorrufen könne; so machte denn das „Ostergelächter" (risus paschalis) einen unentbehrlichen Theil des Gottesdienstes aus und man begründete dies damit, daß die Kirche nach der vorausgegangenen vierzigtägigen Fastenzeit dem Volke nun auch einen Freudentag bereiten müsse.

Erst die Reformation brachte es dazu, daß dem Ostersonntag seine Würde gewahrt wurde; die Volksbelustigung, die dramatischen Spiele, Spaß und Gelächter zogen sich auf den Ostermontag zurück und florirten hier noch bis in unsere Zeit hinein. Wie aber die Reformation auch auf die katholische Kirche zurückwirkte und ihrem Gottesdienste einen ernstern Charakter aufnöthigte, so vollziehen sich jetzt in katholischen Ländern die beibehaltenen Passions- und Osterspiele mit würdigem Ernste. Namentlich das scenenfrohe Volk der Italiener weiß den Ostersonntag ohne Beihülfe der Geistlichkeit zu einem großartigen Volksfeste zu gestalten, an dem zahllose Schaaren theilnehmen. Die verbreitetste Sitte ist die, daß der auferstandene Christus, als Statue in einer Prozession getragen, seine trauernde Mutter sucht, die gleichfalls als Statue bis auf eine gewisse Entfernung ihm entgegen kommt. Von der Seite her nähert sich eine

dritte Prozession mit der Statue des Johannes, welcher der in Trauerkleider gehüllten Mutter die Freudenkunde der Osterbotschaft bringen soll. Er wird zu ihr getragen und hält vor ihr still, das Volk weiß ja, was er sagt, aber die Madonnenstatue bleibt unbeweglich, die arme Mutter kann es nicht glauben, was er ihr sagt. Er kehrt zu Christus zurück, dieser geht der Mutter entgegen, auch sie kommt näher und endlich — sehen sich Mutter und Sohn wieder! Nun fällt das Trauergewand, Tauben entfliegen ihm, Bomben und Flintenschüsse knallen und in leidenschaftlicher Erregung jauchzen die Tausende der Mutter und ihrem Sohne zu.

Bei uns beschränkt sich die Osterfeier auf den Gottesdienst in der Kirche und für den Rest des Tages üben wir die geistreiche Kunst des Eiertüpfens!

Anhang.

Reisebriefe

1858—60.

Bajen bei Köln, 14. Oktober 1858.

Lieber Papa!

Mein Versprechen, von München aus Ihnen zu schreiben, habe ich wider Willen nun nicht gehalten. Gerwer und ich verreisten nämlich von dort einen Tag früher, als wir geglaubt hatten, theils weil die Glyptothek während der ganzen Dauer des Oktoberfestes geschlossen war, theils weil ein zwischen Gerwer und seiner Schwester für Mainz abgeredetes Rendezvous drängte. So kam es, daß ich in München keine Zeit fand, Ihnen zu schreiben, und noch viel weniger auf der Reise durch's Schwäbische und den Rhein hinunter. Auf der Reise kommt man mit dem besten Willen nicht zum Schreiben, und nun thue ich's von Köln aus. Oder eigentlich nicht von Köln, sondern von Bajen, einem Dorfe am Rhein, eine halbe Stunde von Köln. Ich bin diesen Morgen von Köln hier herausgewandert, um an der frischen Rheinluft ein sehr lästiges Kopfweh zu verbummeln, und verbummelt habe ich es. Den Plan der Stadt in der Hand, habe ich mich durch das fremdartige Wirrwarr der Straßen glücklich durchgefunden bis zum Rhein und habe da den „Schippern" zugeschaut,

die Rhein ab und Rhein „up“ segelten und in einer Mundart reden, von der ich fast kein Wort verstehe. Es ist aber sehr ergötzlich, ihrem Treiben zuzusehen, und man sollte meinen, im hohen Norden zu sein, in der Nähe des Meeres, so sonderbar klingt das Kölnerdeutsch und so unabsehbar ist die Reihe der Dampfer und Segelschiffe, und am Strand die Masse von Kisten und Ballen. Und weiter oben hat soeben eine ganze Flotte mit Obstweibern gelandet, daß es von Aepfeln und Trauben gelb und grün aussieht eine lange, lange Strecke hinauf. Wer wollte da nicht sein Kopfweh vergessen, wo es so Vieles zu schauen gibt und den Rhein hinunter die frische Morgenluft weht. So bin ich Rhein aufwärts gebummelt, bis die Stadt hinter mir lag und es stiller wurde auf dem majestätischen Strom. Da kommt mir denn in Sinn, daß jetzt gute Gelegenheit wäre, nach Hause zu schreiben, und im nächsten Dorfe kehr' ich ein in einer lärmenden Matrosenschenke, wo sie mit Mühe das Wort „Wein“ verstehen, und schreibe mitten unter plattdeutschen Unverständlichkeiten diesen Brief an Sie.

Nun muß ich aber wahrscheinlich von vorne anfangen und von meiner Reise berichten. Am ersten Tag bin ich in Zürich über Nacht geblieben, weil es mir, so wie die Züge geordnet waren, nichts genützt hätte, bis an den Bodensee zu fahren. Freitags reiste ich mit einem Eilzug ab, der mich in 11 Stunden über Lindau und Augsburg nach München brachte. Ueber den Bodensee war aber keine schöne Fahrt; der Nebel verdeckte jede Aussicht und bald fing es an so heftig zu stürmen und zu regnen, daß ich froh

war, mich in die Kajüte zu flüchten. Da aber fing eine neue Welt an, es gab da Coteletten und Schaffhauserwein. In dieser Umgebung nahm ich mir nun vor, unsere Schweizermünze in Gulden und Kreuzer zu übersetzen und mir eine bequeme Reduktionsformel auszusinnen. Aber die Coteletten waren nach langer Eisenbahnfahrt so schmackhaft und der Schaffhauser so freundlich sauer und so possirlich dünn, daß ich zu keinem Rechnen kam. Dazu war die Schiffswand so schräg, fast zum Liegen eingerichtet, daß ich, an sie gelehnt, unwillkürlich die Diele studiren mußte, an der ein blauer Himmel angebracht war und einige Wölkchen drin, wahrscheinlich von hohen Häuptern, die oben angestoßen waren. Und was vermag nicht die Phantasie unter solcher Diele, bei einem Schoppen letztjährigen Schaffhausers! Ich dachte bald, unter schönstem Himmel über den Bodensee zu fahren, und überließ mich glücklich dem Gedanken an das begonnene Urlaubsjahr. Und als wir in den Hafen von Lindau einfuhren, bemerkte ich, daß das stürmische Wetter mir so wenig zu Leid gethan hatte wie dem steinernen Löwen, der außen am Hafeneingang auf hohem Piedestal sitzt und mit klassischer Ruhe über die aufgebrachten Wellen hin zum schweizerischen Ufer schaut. Aber die Reduktion in Gulden und Kreuzer war nun doch nicht geschehen, und als mir der Bahnhofkassier auf einen Napoleon in bayrischer Münze herausgab und gewissenhaft bis auf den letzten Kreuzer mir vorzählte, hätte ich ihm in's Gesicht lachen mögen, daß er meine, ich habe von seiner Rechnung etwas verstanden. Von Lindau weg hatte ich wieder eine

Weile zu lachen über einen guten Witz, den ich ausgeführt hatte. In Bädeker's Reisebuch heißt es nämlich, von Augsburg nach Lindau seien die Plätze links wegen der schönen Aussicht vorzuziehen; demnach suchte ich, da ich den umgekehrten Weg reiste, einen Platz zur Rechten, aber so eifrig ich auf und ab lief, sie waren alle genommen. Die Wagen sind nämlich nicht so wie die unsrigen eingerichtet mit einem Durchgang in der Mitte. Sie sind wie die Postwagen, die Sitze nehmen die ganze Breite ein und in einem Wagen sind immer nur zwei solche Sitze. So mußte ich eine Wagenthür nach der andern öffnen, bis der ungeduldige Bahnhofbeamte mich derb zum nächsten hineinwies. Da waren richtig die Plätze rechts von einer Familie eingenommen, die obendrein sehr vornehm that und mich hochnäsig aufnahm. Ich drückte mich in die Ecke links und sann auf Rache. Der Zufall war mir günstig. Der Bahnzug lief gleich von Lindau weg eine Weile links dem Bodensee entlang, über dem sich mittlerweile Wolken und Nebel zerstreut hatten, so daß hinter der blauen Wasserfläche die St. Galler oder Appenzeller Berge im lieblichsten Sonnenschein hervortraten. O wie herrlich! rief das vornehme deutsche Fräulein. Herrlich! deklamirte ein Anderer, und die Gesellschaft drängte sich zu meinem Fenster. Da war ich nicht faul und sagte, Bädeker habe nicht umsonst die Plätze links angerathen, hier sei eben die schöne Aussicht. Bädeker wird aufgeschlagen und richtig steht es da: von Augsburg nach Lindau die Plätze links. Einige Komplimente werden gewechselt und eine Sekunde

drauf saß ich rechts und war mit meinem Witz zufrieden wie ein griechischer Gott. Die Fahrt war nun wirklich hübsch, wenigstens stellenweise, aber hätte ich ein besseres Gewissen gehabt und nicht dennoch immerfort im Stillen lachen müssen, so wäre das bayrische Gebirge und der lange grüne Alpsee, die dunkeln Fichtenwälder in der Höhe und die belebten Weiden im Thal vielleicht noch hübscher gewesen, als sie mir vorgekommen sind. Was die vornehmen Naturverehrer unterdeß getrieben haben, weiß ich nicht, da ich sie mit keinem Auge angesehen habe. Daß sie die Betrogenen waren, haben sie aber bei genauem Lesen des Reisebuchs gemerkt, aber „zu spät" ist ein welthistorisches Wort. Mitten zwischen Lindau und Augsburg gab's einen fünfminutigen Halt, den ich zu einem Glas Bier benutzte, wurde aber von dem zierlichen bayrischen Biermädel tüchtig ausgelacht, als ich mich auf die Kreuzer immer noch nicht verstund.

Es wird aber gefährlich hier in der Matrosenschenke. Die kölnischen Schippersleute und schwarzen Hammerschmiedsknechte fangen an, etwas verdächtig auf mein immerwährendes Schreiben zu blicken. Sie sprechen vom König und vom Prinz-Regenten und meinen wahrscheinlich, ich protokollire ihre Schimpfereien, von denen ich doch herzlich wenig verstehe. Hier in der Rheinprovinz ist man nämlich dem preußischen Hofe sehr abgeneigt und das Wort „Preuße" klingt fast wie ein Schimpfname, den man nur dem Militär anhängt. Da mag denn in dieser meiner Umgebung manches Wort gesprochen werden, das sie

gegen einen unbekannten Herrn mit einer Brille argwöhnisch werden läßt. Ich gehe und will diesen Brief in Köln beendigen; ohnedem ist ja mein Schoppen sammt dem schmackhaften Holländer Käse längst zu Ende.

Düsseldorf, den 16. Oktober 1858. In Köln bin ich nicht zum Schreiben gekommen. Ich hatte gestern wieder Kopfweh fast den ganzen Tag und benutzte ihn zu einem letzten Anblick des Doms, den ich nun beinahe auswendig weiß, und bin eine halbe Stunde lang vor Ihrem Lieblingsgemälde in der St. Peterskirche gestanden, um dessentwillen ich schon drei Mal, aber, weil immer Gottesdienst war, unverrichteter Dinge die Kirche aufgesucht habe. Doch ich bin mit meinem Bericht noch nicht in Köln. Ich fahre fort, wo ich geblieben bin, wiewohl ich hier zum Schreiben etwas unbequem sitze.

Von Augsburg nach München ging's über's Lechfeld, aber von dem berühmten Boden habe ich nichts bemerkt. Es war schon finstre Nacht und ich schlief in der weichen Wagenecke, da hätte Einer das Lechfeld sehen sollen! In München traf ich bei Oberpollinger, dem renommirtesten Münchener Bierhaus und zugleich Gasthof, glücklich mit Gerwer zusammen und feierte das Wiedersehen bei einem Glas Bier, von dessen Güte man sich keinen Begriff macht. Das war also Freitag Abends um 10 Uhr, gestern vor 14 Tagen. In München blieben wir bis Dienstag Mittags und genossen in diesen Tagen in reichem Maße, was Buchhändler Schmid uns so begeistert angepriesen hatte: „Münchener Kunst und Bier und

Wurst." Aber vorzüglich Kunst. Die Glyptothek zwar fanden wir, wie gesagt, geschlossen; ich werde sie im Frühling sehen. Großen Genuß aber fanden wir in der „allgemeinen deutschen Kunstausstellung" im Glaspalast. Unter der Unmasse von Gemälden war freilich manches, das auch in Bern für mittelmäßig gehalten würde, aber Lessing's Hussitenpredigt und Richter's Auferweckung von Jairus Töchterlein waren wunderschön. Kaulbach's Völkerscheidung beim babylonischen Thurm (Carton) haben wir in einzelnen Punkten nicht recht verstanden. Hingegen hatte ich das Glück, eine „Heimkehr von der Alp" sofort als ein Werk von unserm Koller zu erkennen, der in Bern die „verirrte Kuh" ausgestellt hatte. Wie eine verirrte Kuh ist übrigens auch König Otto in griechischem Kostüme in der Ausstellung herumgerannt, hereingeschossen und wieder verschwunden, als hätte er gestohlen, und an seinem Arm irgend eine schwesterliche Großherzogin hat in den Sälen herumgeschnäderet, daß man sein eigen Wort kaum verstund. Das ist, scheint's, königlicher Kunstgenuß. In der neuen Pinakothek ist die Zerstörung Jerusalems von Kaulbach zu sehen, ein Werk, vor dem man Stunden lang stehen und staunen kann. Vor mehreren Jahren war es an der Kunstausstellung in Bern als Carton zu sehen, aber das ist nichts gegen das Oelgemälde, dieses allein ist eine Reise nach München werth, es ist unsagbar schön. Die alte Pinakothek habe ich absichtlich auf den Frühling verschoben, weil ich hoffe, in der Kunst dann etwas eingeweihter zu sein, was zum Besuch dieser Gallerie nothwendig ist. Sonntag

Nachmittag war die Eröffnung des Oktoberfestes auf der Theresienwiese, einer sehr ausgedehnten Ebene zunächst vor der Stadt. Ganz hinten, wo eine kleine Anhöhe mit einem Wäldchen die Ebene schließt, steht die bayrische Ruhmeshalle, ein Säulengang mit einer Fronte und zwei Flügeln. Die weißen dorischen Säulen heben sich von der rothen Wand, die zum Aufnehmen der Büsten bestimmt ist, äußerst schmuck hervor, und mitten im Hofraum steht der Bronzekoloß der Bavaria, nach Schwanthalers Modell gegossen. In diesem 60 Fuß hohen Standbild ist aber durchaus nichts Massenhaftes und Koloßartiges. Sie hebt den linken Arm, den Kranz in der Hand, mit wunderbarer Grazie auf, und die ganze Haltung, der prächtige Kopf ist nobel durch und durch. Um aber zum Oktoberfest zurückzukommen, so ist dies ein landwirthschaftliches Fest, das mit Viehausstellung, Pflugproben ꝛc. acht Tage lang dauert; aber eröffnet wird es durch eine großartige Biervertilgung, die von Mittag bis spät in die Nacht hinein dauert und nur eine Viertelstunde lang durch den Aufzug des Hofes und darauf folgendes Wettrennen unterbrochen wird. Der Hof ist in einer Unzahl von Prachtequipagen angefahren, die Könige Otto und Ludwig jeder vierspännig und Max sechsspännig, und während des Vorüberrasselns hat jedes Münchenerherz höher geklopft. Hübsch war hingegen der sogenannte Standartenzug. Dies ist nämlich ein langer Zug von Schulknaben in den verschiedenfarbigsten Pagenkleidungen, die Fahnen und Standarten, oben mit Goldstücken, den Festpreisen, behangen, tragen. Ich habe

diesem Zuge, der die ganze Zeit über aufgestellt war, lange zugeschaut und habe mich an den zierlichen Kostümes, aber vorzüglich noch an etwas Anderem höchlich ergötzt. Da war nämlich ein Schulmonarch, der den Zug leiten sollte, mit der Festbinde am Arm und einem Blumenstrauße vorn im Knopfloch, aber im Festgewande sauertöpfisch wie abgestandenes Bier, ein Brummbär mitten in der kindlichen Freude, ganz eigenthümlich; „nicht schwatzen, du Lauskerl", brüllt der Alleingewaltige, und wo dem Lauskerl unter der niedlichen Pagenkappe das Haar heraushängt, da zupft und reißt er dran gar erbärmlich. „Nicht lachen, du dummer Flegel", donnert's einen Andern an, und ist die rechte Wange frei von der Fahnenstange oder die linke unbedeckt von der herabwallenden, bauschigen Feder, so sitzt eine Ohrfeige drauf, daß es brennt. Aber die Jungen haben doch geschwatzt und gelacht und haben sich ihre Festfreude nicht verderben lassen durch den Schreckensmann. Ich habe mich so sehr geärgert und zugleich ergötzt, daß ich mich von diesem Schauspiel nicht losreißen konnte, bis Gerwer mich am Arm nahm und mit hinein in's Biergetümmel riß. Da nun fing wieder, wie in der Kajüte auf dem Bodensee, eine neue Welt an. Wer Bier wollte, mußte sich selbst den Krug (etwa $^2/_3$ oder $^3/_4$ Schweizer Maß) reinigen und, ihn in der rechten, 7 Kreuzer in der linken Hand, zum Faß durchdringen und sich nachher einen Platz aussuchen, die Beute zu verzehren. Ich habe einen Münchner dicken Bierphilister auf den Fuß getreten, und nachdem ich, ohne es zu wissen, wenigstens fünf Minuten lang im

Gedräng auf seinem Fuß war stehen geblieben, um auf freien Zugang zum Faß zu warten, sagte er mir endlich: Wollen Sie doch gefälligst auf eignen Füßen stehn. Diese Sanftmuth hat mich ungemein lachen gemacht und mich unwillkürlich an manchen ähnlichen Witz aus den „Fliegenden Blättern" gemahnt, wie mir diese überhaupt auf Schritt und Tritt in München lebendig geworden sind. — Außerdem sind wir im vorstädtischen Volkstheater und im Hoftheater gewesen, dann im Glasgarten bei ausgezeichneter Blechmusik, im Prater, wo sich eine Gesellschaft belustigte, die weniger ausgewählt war als wir; haben die bedeutendsten Kirchen besichtigt, darunter die im zierlichsten gothischen Styl von König Ludwig gebaute Aukirche, und in der runden protestantischen Kirche einem lutherischen Gottesdienst beigewohnt. — Sie sehen, daß wir unsere Zeit in München nicht verbummelt, sondern sehr weise eingetheilt haben.

Dienstag Mittags also fuhren wir von München weg über Augsburg, wo wir uns nicht aufhielten, nach Ulm. An diesem mittelalterlichen Städtchen habe ich große Freude gehabt und habe mich zwischen den Giebelhäusern mehr zu Hause gefühlt als unter den Prachtgebäuden Münchens. Den Dom haben wir leider bei anbrechender Dämmerung besichtigen müssen, was zwar dem Anblick des ganzen Baues auch im Innern keinen Eintrag that, aber die berühmten Chorstühle mit den Holzschnitzereien haben wir mehr geahnt als gesehen. Den übrigen Theil meiner Reise will ich Ihnen aber schuldig bleiben, bis ich in Berlin einmal angesiedelt bin, was nun

nicht mehr lange dauern wird. Ich bin hier in Düsseldorf bei Bekannten, werde aber durch ewiges Kindergeschrei erschrecklich gestört, so daß ich nicht im Stande bin, einen vernünftigen Brief zu schreiben, und doch möchte ich Sie nicht länger auf Nachrichten von mir warten lassen. Ich will also hier schließen und von Heidelberg, Frankfurt, der Rheinreise, Köln u. s. w. das nächste Mal schreiben. Nur das noch, daß wir in Mainz Frau St., Gerwers Schwester, glücklich gefunden und mit ihr gereist sind bis Köln. Von da gingen sie Beide über Brüssel und Hamburg und ich bin seit etwa fünf Tagen allein, werde heute nach Eisenach reisen, einen halben Tag für die Wartburg brauchen, einen andern halben Tag mich in Weimar aufhalten, und sonst ohne Unterbrechung nach Berlin.

Mit vielen freundlichen Grüßen und in der Hoffnung, daß Sie Alle gesund und wohl sind,

Ihr gehorsamer Sohn

Ed. L.

Den 18. Oktober, am Tage des Kirchberger Pastoral-Vereins.

Berlin, 2. November 1858.

Lieber Papa!

Da bin ich endlich in Berlin angekommen und bin froh, nach der langen Reise wieder eine bleibende Stätte zu haben. Meine Reise war äußerst interessant und ist auch bei beständigem schönem Oktoberwetter

glücklich abgelaufen, und wäre mein Reiseziel noch 100 Stunden weiter, so würde mich dies gar nicht verdrießen. Weil aber die alten Wenden ihr Berlin nun einmal da erbaut haben, wo ich stehe, so will ich mich damit einverstanden erklären, und bin unter diesen Umständen froh, einmal wieder ein eigenes Quartier zu haben, wo man der Kellner und ihrer theuren Rechnungen los ist. Theuer ist's zwar hier auch. Man zahlt für ein Zimmer 6—8 Thaler monatlich, nur Gerwer hat das große Loos gezogen, nämlich ein hübsch möblirtes, gegen die Straße liegendes Zimmer für 5 Thaler gefunden. Diesen Augenblick wohne ich noch an einem Ort, wo es zu theuer ist zu bleiben. Ich bin da bloß eingezogen, weil es doch wohlfeiler ist als im Gasthof und ich jeden Tag, sobald ich ein passendes Zimmer gefunden habe, wieder ausziehen kann. Man verläuft aber schrecklich viel Zeit mit solchem Zimmersuchen. Die Dimensionen sind riesig. Ich hoffe aber doch, bis morgen gefunden zu haben, was ich wünsche, so daß ich Ihnen meine Adresse noch mittheilen kann. — Wir vier Berner, Ryß, Schnyder, Gerwer und ich, alles wohlbestallte Vicarii, haben uns glücklich zusammengefunden und wohnen in der Nähe und halten gute Kameradschaft. Mit den übrigen Schweizern, deren etwa 20 hier sind, ist nicht viel anzufangen. Sie wollen „das deutsche Leben kennen lernen“ und finden später in der Schweiz noch Schweizer genug, fragen deshalb unserm Umgang nicht viel nach. Es muß doch Einer ein sehr hohler Mensch sein, wenn 14 Tage in Berlin ihn schon so sehr blasirt machen können.

Nun muß ich mich also aus dem Norden wieder in den Süden versetzen und Ihnen meine schuldig gebliebene Reise mittheilen. Ich bin im letzten Briefe in Ulm geblieben, und wie gut es mir dort gefallen hat, habe ich Ihnen, glaub' ich, geschrieben. Ich habe am frühen Morgen noch einen Gang durch die Straßen gemacht und habe fast gemeint, ich müsse Berndeutsch sprechen, so heimatlich ist's mir vorgekommen in der alterthümlichen Stadt, die zwar in ihrer Bauart nichts Gemeinschaftliches hat mit unsern Schweizerstädten, aber man meint, unter den Giebeldächern müsse noch die alte freie Bürgerschaft wohnen, die gegen Adel und Fürsten in so manchen Strauß gezogen, man meint, in der alten Reichsstadt zu sein, in der wackern protestantischen Bürgerstadt. Das ehrenfeste Bürgerthum von ehemals ist mir da, wie sonst noch nirgends, lebendig vor Augen gestanden. Gerwer hat nicht begreifen wollen, was für Gefallen ich an dem einfachen Städtchen finde, und hat in den Eisenbahn-Omnibus pressirt und ich habe mich pressiren lassen. Unser nächstes Ziel war Stuttgart. Der Weg ging also durch's freundliche, hügelreiche Schwabenland. Eine prächtige Fahrt hatten wir durch die schwäbische Alp. Es ging mitten durch's Gebirge, rechts an rauher, hoher Felswand vorbei und links an einer bedrohlich nahen, aber malerisch grünen Schlucht mit tief unten brausendem Bergwasser, in bedeutender Senkung rasend hinunter, wie ich meiner Lebtage noch nie gefahren bin. Man nennt's die Geißlingerstieg. Nach Verfluß von etwa einer Stunde that sich rechts ein Thal auf, in dessen Hintergrund

ein isolirter grüner Bergkegel steht. Von oben bis unten ist nichts drauf zu sehen als Gras und doch ist's der Hohenstaufen! Wäre ich allein gewesen, so wäre ich bei der nächsten Station ausgestiegen und hätte mein Billet bis Stuttgart allein reisen lassen, hätte Stock und Reisetasche genommen und eine Wallfahrt gemacht auf den öden, einsamen Berg. Auf halber Höhe hätte dann müssen eine Schenke sein, wo ich ein Glas getrunken hätte auf das edle Kaisergeschlecht und auf die herauf- und herabgezogenen Ritter und Minnesänger. Dann hätte ich die Höhe erstiegen, die kahle Höhe, wo auch nicht ein Stein mehr zu sehen ist, keine Spur mehr der mittelalterlichen Herrlichkeit, aber die Tragik der Geschichte hätte ich da oben studiren wollen, die hohen Gestalten alle hätte ich mir vorgeführt vom Barbarossa bis zum unglücklichen Konradin, — einen Stein zum Andenken hätte ich ihnen wohl nicht gesetzt, aber auf der stillen, unbewohnten Höhe hätte ich den Schmetterling gesegnet, der sich an ruhmreicher Stelle nun über frischem, grünem Grase wiegt als das schöne Sinnbild der Unsterblichkeit. Noch lange habe ich den Berg im Auge gehabt, denn er schaut über alle Nachbarhügel weit in's Land hinaus. Noch länger, als er sichtbar war, hat er mich innerlich beschäftigt und ist mir nicht mehr aus dem Sinn gekommen, so daß ich für den gesprächigen Schwaben neben uns Ohren hatte und doch nicht hörte, und für die grünen Rebenhügel am Neckar Augen hatte und doch nicht sah.

Gegen Mittag langten wir in Stuttgart an. Ueber Stuttgart steht in Förster's Reisehandbuch zu lesen:

„Man kann kaum irgendwo eine lieblichere Kinderwelt, eine fröhlichere Jugend und ein offeneres, klareres Frauenantlitz sehen als hier; Männer neigen zu Bequemlichkeit und Genuß.“ Diese Stelle hat uns viel Vergnügen gemacht, denn während wir den ganzen Tag in der Stadt herumzogen, allem Sehenswürdigen nach, haben wir uns eifrig bemüht, die Realität jener Personenkategorien zu finden, und haben nicht am mindesten nach „offenen Frauengesichtern“ gespäht, was uns mitunter großen Spaß machte. Auf dem alten Schloßplatz steht Schiller's Standbild von Thorwaldsen, etwas gebückt und zur Erde schauend. Gerwer behauptete, er traure, daß man ihn auf einen so alten Platz gestellt habe. Ich finde es aber ganz in der Ordnung, daß man ihn dann und wann auch als tiefen, sinnenden Denker darstellt und nicht immer nur als verzückten, sein Ideal hinter den Wolken suchenden Dichter. Abends waren wir in der Oper, wo ich den grauen, männlichen Kopf des Königs lorgnettirt habe, der einige Zeit anwesend war.

Den andern Morgen, also Donnerstags den 7., per Eisenbahn nach Heidelberg; wir hätten die Wasserfahrt über Heilbronn vorgezogen, aber die Winterfahrten hatten soeben begonnen, die für uns ganz unbequem waren. Mittags in Heidelberg angelangt, stiegen wir gleich vom Bahnhof, nach Bädeker's Anweisung, auf weitem, lohnendem Umweg auf's Schloß, wobei wir zu verschiedenen Malen herrliche Aussichtspunkte fanden; und mit dem Fernrohr vermochten wir in weiter, nebliger Ferne den Dom zu Speier recht deutlich zu erkennen. Nach zirka zwei Stunden

war das Schloß erreicht. Ein nichts weniger als mittelalterliches Burgfräulein zeigte uns das große Faß und führte uns in den innern Räumlichkeiten herum; ich war aber bald verschwunden und ging meine eigenen Wege, das auswendig gelernte Geplapper unserer Führerin mochte ich nicht länger hören. Auch ist gar nicht das Innere das Interessante, solche Räumlichkeiten habe ich in der Schweiz dutzendweise gesehen, sondern die Ansicht von außen ist's, was jeden Fremden bezaubern muß. Bädeker sagt mit Recht: „Nach Umfang und Lage die großartigste und schönste Ruine, an Reichthum der Architektur jetzt noch kaum von einem neuern Schloß erreicht, durch die prachtvollen Bauten, die Fülle geschichtlicher Erinnerungen, welche an seinen epheuumrankten Trümmern haften, die Alhambra der Deutschen." Von dem Prachtbau steht noch die gegen den Hofraum gekehrte, innere Façade des Mittelbaues und des rechten Flügels, die aber steht noch majestätisch hoch, mit wunderbar reichem architektonischem Schmuck; an den Wänden zieht sich Jahrhunderte alter Epheu empor und durch die hohen leeren Fensterbogen leuchtet der blaue Himmel durch — es ist ein prächtiger Anblick.

Mit dem Abendzug, den wir nach einer Wanderung durch die Stadt noch glücklich erreichten, fuhren wir nach Frankfurt. Folgt nun also: Freitag den 8. in Frankfurt. Da hatten wir von Morgen bis Abend genug zu thun. Beim Frühstück war der Stadtplan studirt worden, und es kam uns wohl, ihn einigermaßen im Kopf zu haben, denn bald fing es an, so unanständig zu regnen und zu stürmen, daß unsere

sonstige Praxis, mit dem offenen Plan in der Hand herumzuirren, arg zu Schanden geworden wäre. Brauchte es doch unsern ganzen Heldenmuth, vor Schwanthaler's Göthestatue die betrachtenden Köpfe schön aufwärts zu richten, während vor dem herunterströmenden Regen jeder Pudel sich verkroch. Da erinnerten wir uns, wie arg wir einst einen Engländer ausgelacht hatten, der in der ganz nämlichen Situation auf dem Münsterplatz in Bern vor der Erlachstatue stund, und schauten uns argwöhnisch um, ob etwa die Stunde der Vergeltung gekommen sei. Aber es hatte uns Niemand gesehen und wir flüchteten uns unter den Schutz des nächsten Aushängeschildes, denn es stund darauf geschrieben: Münchner Bier. Die Göthestatue hatten wir übrigens gleichwohl gesehen und sahen sie im Verlauf des Tages noch einmal. Daß sie ein prächtiges Werk ist, brauche ich nicht zu sagen, das hat seiner Zeit alle Welt in den begeisterten Zeitungsberichten lesen können. Er steht da wie ein Gott, wie in der von Rietschel vollendeten Göthe-Schiller-Gruppe in Weimar, voll Majestät und zugleich, in sprechendem Gegensatz zu dem dort fast schwebenden Schiller, mit festem Fuß auf der Erde gegründet und mit einem Blick vor sich in's Leben hinaus, der vor keinem Stoff zurückschreckt, als zu verworren, daß nicht Klarheit hineingebracht werden könnte, oder als zu roh, daß ihm nicht ein Lächeln der Anmuth könnte abgewonnen werden. — In Frankfurt haben wir noch gesehen Städel's Kunstsammlung, wo ich gar nicht wie sonst vom vielen Anschauen bin müde geworden, und doch waren wir

drei volle Stunden dort. Er hat nämlich meistens ältere Meister und ich habe da durch ein wirkliches argumentum ad hominem, nämlich dadurch, daß meine Augen nicht müde und geblendet wurden, die Erfahrung gemacht, wie viel sanfter, tiefer, gesättigter die älteren Meister ihre Farben auftrugen als die neueren. Unter den Neueren ist's mir noch an Wenigen begegnet, etwa an Lessing, daß ich mich nicht geblendet bald abwenden mußte. Am auffallendsten habe ich dies in Düsseldorf und Köln an zwei Rubens bemerkt. Da mag das Auge ruhen an den vollen und doch so sanften Farben, es war das Gemälde in der Petrikirche und eine Himmelfahrt Mariä in der städtischen Gallerie zu Düsseldorf. Beim Erstern habe ich übrigens Rubens so gut studirt, daß ich in Düsseldorf, als mein Begleiter die Himmelfahrt Mariä ein Werk von Rafael nannte, sogleich Rubens wieder erkannte; und als der Katalog mir Recht gab, hatte der Mann großen Respekt vor mir.

Um aber wieder nach Frankfurt zu kommen, so muß ich noch der Ariadne von Dannecker in Bethmann's Museum erwähnen. Ich erinnere mich noch, daß Fritz auf seiner Reise durch Deutschland darüber schön berichtet hat, darf also verweisen: siehe Fritzens gesammelte Briefe über Deutschland, erster Brief. Je schöner er's beschrieben hat, desto mehr bin ich mit ihm einverstanden. Von dem Hauptwitz, daß ein röthliches Licht von den Wänden auf den weißen Marmor fällt und da die Fleischfarbe herstellt, habe ich übrigens, wegen der blauen Brille wahrscheinlich, nichts bemerkt. Ich hoffe übrigens, diese Vorrichtung sei

weniger um der gemeinen Naturwahrheit willen, als vielmehr darum, weil in solch' sanfter röthlicher Beleuchtung die Körperformen um Vieles weicher und anmuthiger erscheinen müssen. — Den Römer, die Paulskirche, Göthe's Vaterhaus, die schmutzige Judengasse, das alles haben wir natürlich auch gesehen, aber ich muß machen, daß ich vorwärts komme. Also: Abends nach Mainz. Der Gasthof, in welchem Frau St. mit Gerwer ein Rendez-vous haben wollte, war uns zu theuer; wir stiegen deshalb in einem andern ab und suchten sie erst am andern Morgen auf, wo es sich dann herausstellte, daß sie von Heidelberg weg beständig mit uns gereist war, am selben Tag sich in Frankfurt aufgehalten und mit demselben Abendzug in Mainz angelangt war, wie wir. Nun waren wir also zu Drei und blieben so bis Köln. In Mainz ist bekanntlich des Sehenswerthen nicht viel, als der Dom und der schöne Rhein. Auf dem Dom haben wir die von den Franzosen herabgeschossenen Thürme gesehen, oder vielmehr, weil sie ja herabgeschossen sind, eben nicht gesehen, und ich habe dabei an Forster gedacht und an die „Clubbisten in Mainz", und als ich dessen erwähnte kam ich mit Frau St. in eine lange litterarische Erörterung und betreffs Forster's in einen theologischen Disput, wo mir die gegenüber einer Frau etwas schwierige Aufgabe gestellt war, Forster, trotzdem daß er sich des christlichen Bekenntnisses verschämt hatte, doch als edlen und reinen Charakter zu vertheidigen. So sind wir, Gescheidtes und Dummes plaudernd, die Rheinbrücke auf- und abgegangen und

haben die Vormittagsstunden mit Anstand zu Tode gebracht.

Und nun kommt also die Rheinreise, Samstags den 9. Oktober von Mainz bis Koblenz mit dem Dampfschiff. Nur schade, daß man die Schönheit derselben nicht beschreiben kann. Ich würde Ihnen übrigens doch nichts Neues sagen, da Sie die Reise selbst gemacht haben und Mama auch und Fritz auch, und Marie will ich wieder auf Fritzen's Briefe verweisen, dort wird's wohl stehen, also: lies nach. An schönem Wetter hat's uns nicht gefehlt, nur war es ein Bischen unangenehm windig. Der Hauptreiz der Rheinreise besteht übrigens, wenigstens von Bingen bis Koblenz, in dem beständigen Sceneriewechsel, daß sich nämlich wegen der vielen Krümmungen des Rheinbettes die Ufer vor dem Auge schließen und mit einem Male wieder eine ganz neue Welt sich öffnet, zwar mit demselben Thema wie die vorige: der mächtige Strom, links und rechts an den bald felsigen, bald grünen Ufern, Burgen, Schlösser, Städte — aber dieses Thema in unerschöpflich vielen Variationen. Diese Variationen sind um so reizender, als sich während der langen Fahrt, besonders wenn man, wie wir, eine Nachmittagsfahrt macht, der Stand der Sonne, also die Beleuchtung, verändert. In vollem Mittagslicht lagen die von Bädeker zwar zu hoch gepriesenen, aber immerhin anmuthigen Rebengelände bis Bingen vor uns. Diese Partie dürfte um die Hälfte kürzer sein, im Interesse der Rheinreisenden wenigstens, im Interesse des Rheinweins freilich nicht, da dürfte sie vielmehr noch zehn Mal länger sein.

Aber bei Bingen, rechts um die Ecke herum, da fängt nun die Schönheit an, die ich, wie gesagt, hauptsächlich in der fortwährenden Abwechslung und in der immer mehr gegen Abend rückenden Beleuchtung fand. Das linke Ufer lag meist im Schatten, nur wenn der Strom eine kurze Strecke nach Westen floß, so fielen schräge Sonnenstrahlen über die waldigen Hügel hin, oder wenn von Westen her ein Thal ausmündete in den Vater Rhein, so lag das am Ausfluß nie fehlende, zum Theil hinter grünem Baumwuchs verborgene Dörfchen oder Städtchen im milden Schein der Herbstsonne da und hinter ihm das sonnige, fruchtbare Thal, das sich in der Ferne in leisem Duft verlor. Das sind kostbare Kleinodien, Smaragde und Perlen, die im Silbergürtel des Rheins eingefügt sind, und die Rebenhügel zur Rechten sind die goldnen, mit grünem Laub durchflochtnen Arabesken dran, und die stolzen Burgen und Schlösser sind die starke Wehr von Stahl, die am Silbergürtel hängt. — An so mancher schönen Stelle sind wir nun schon vorbeigefahren, und die Dampfmaschine arbeitet immerfort so gewaltig, die Schaufelräder schlagen so unverdrossen in's Wasser, wir dachten, schon eine weite Strecke zurückgelegt zu haben, in einer Stunde vielleicht in Koblenz zu sein. Wir schlugen Reisebuch und Karte nach und kamen zum Resultat, daß wir beim Lorleifelsen seien. Aber kein entsprechender Felsen war vorhanden. Wir warteten und fuhren noch fünf, zehn Minuten weiter, aber immer wollte der steile Fels nicht sichtbar werden. Wir wurden ganz desorientirt und frugen endlich den Dampfschiffwirth um

Auskunft. „Die Thürme dort auf dem Felsen mitten im Rhein,“ sagt der Wirth, „das ist die Pfalz, und die Stadt am rechten Ufer, das ist Caub.“ Ach, Caub und Pfalz! Wir meinten, Caub wenigstens schon längst gesehen zu haben, und sind nun noch weit, weit vom Lorleifelsen entfernt. Was auf der Karte stund (nur die Pfalz hatten wir allerdings überhüpft), meinten wir, Ort um Ort gefunden zu haben, aber es scheint, wir haben die Dimensionen zu kurz gemessen und unbedeutende Ortschaften für die auf der Karte gezeichneten gehalten. Also erst bei Caub. Schadet aber gar nichts, Koblenz ist zwar noch bedenklich weit, aber noch scheint ja die Sonne hinter dem schattigen linken Ufer an’s rechte herüber und wirft energisch Licht und Schatten auch auf den breiten Strom. Da rauschen wir an der thürmereichen Inselburg vorüber und gegen Norden, hinter Ober-Wesel, schließt sich schon wieder die Aussicht ab, steht also wieder eine neue Variation zu hoffen. Nach einer Viertelstunde sind wir dort, sehen neue Wasser- und Felscoulissen rechtshin aufgestellt, und kaum fahren wir in die neue Welt hinein, so will sich auch schon die alte schließen; die eben noch so weit getrennten Ufer treten bei der Biegung zusammen; ein Rückblick noch, und die alte Welt ist geschlossen, verschwunden. Da schaut man sich denn die neue an. Wieder felsige Ufer links und rechts, aber die Schatten auf dem Strom sind schon länger geworden, das linke Ufer düsterer, und zur Rechten die einzige Ruine nimmt sich wunderbar keck aus auf der von der Abendsonne erleuchteten Höhe. Aber der Hintergrund

in der Ferne läßt errathen, daß auch diese Welt bald zu Ende geht. Wo wird die nächste sich öffnen? Links oder rechts? Links geht's durch, wie vorhin mit raschem Scenenwechsel, hinter uns geschlossen, vor uns geöffnet, und dort der schwarze, steil abfallende Fels, das muß der Lorleifelsen sein. So geht's in anmuthiger Abwechslung, links und rechts und wieder links, dann grad hinaus eine weite Strecke bis Boppard. Die Sonne muß schon tief unten stehen, der Rhein fließt blaß und grau und die Burgen in der Höhe schimmern nicht mehr im Glanz der Abendsonne. Es fängt an, kühl und schaurig zu werden über dem breiten, blaßen Wogenbett. Aber bald nach Boppard erwartet uns ein neuer, überraschender Wechsel. Der Rhein biegt sich nach Osten und bleibt in dieser Richtung wohl eine Stunde lang. Da leuchtet über das niedrig gewordene Ufer von Westen her ein glühendes Abendroth und beleuchtet die ganze, lange Wasserstrecke, daß das Schiff wie auf Gold und Silber schwimmt. Aber der Dampfer hat Eile, die Strecke ist bald durchmessen. Eine scharfe Biegung nach Norden macht der Pracht ein rasches Ende, und wieder fließt der Rhein im Abenddunkel, wie ein graues wallendes Tuch, das, von den Schaufelrädern zerrissen und in weißen Schaum zerstoben, sich zauberhaft wieder zusammenschließt, als wollte es Geheimnisse verbergen, die ruhen im Wasserbett, in des Rheins tiefunterstem Grunde.

So sind wir endlich in Koblenz angelangt, und nun habe ich also doch die Rheinreise beschrieben. So soll's denn für Marie geschrieben sein, die den

Rhein noch nicht gesehen hat. Also, liebe Marie, du darfst's für dich nehmen, und wenn's dir gefallen hat, mit mir den Rhein hinabzufahren, so darfst du sogar die Landkarte zur Hand nehmen und die Reise wieder von vorne anfangen.

Verschwatzt habe ich mich aber doch, denn nun bin ich erst in Koblenz und in einer Stunde muß der Brief auf die Post gehen. Denn diesen Abend und morgen und übermorgen habe ich zum Briefschreiben schlechterdings keine Zeit, und doch will ich den Brief nicht drei Tage länger liegen lassen. Es geht mir also wieder wie beim letzten Brief: ich muß ihn abschicken, ohne den Reisebericht vollendet zu haben. Wenn Sie es wünschen, so will ich die Fortsetzung ein ander Mal geben, etwa einmal, wenn ich der Zeit halber schreiben sollte und doch nicht Stoff genug habe, um dem Brief eine anständige Dicke zu geben. Für diesmal will ich nur noch sagen, daß ich mich in Köln 5—6 Tage, in Düsseldorf 5 Tage (bei Hrn. Reiß, der eine Bernerin zur Frau hat), in Eisenach resp. Wartburg 1 Tag, Weimar und Jena 5 Tage aufhielt und von da glücklich in Berlin eingetroffen bin.

Nun aber bin ich gespannt auf Nachrichten von Ihnen. Meine Adresse ist nämlich: Dorotheenstraße 75 bei Hrn. Voigt. Ich bin über allerhand Dinge neugierig. Ob Fritz gezügelt ist und wer nach Lauenen kommt und wer nach Aeschi und nach Bürglen und nach Bümpliz. Wie's am Seminar-Examen gegangen ist, ob Hr. Direktor Morf auf die Angriffe geantwortet hat. Wie's mit dem Heidelberger geht, ob

die Sakramente nun redigirt sind. Ferner möchte ich Sie fragen, ob ich wohl an Oheim Daxelhofer schreiben muß, und möchte Sie bitten, mir den von Hrn. Morf versprochenen Empfehlungsbrief an einen Seminardirektor zu schicken.

Von Berlin, was für Vorlesungen ich nehme u. s. w., will ich im nächsten Briefe schreiben.

Indem ich Sie Alle herzlich grüße, bleibe ich, auf baldige Nachricht hoffend,

Ihr gehorsamer Sohn

Ed. L.

Berlin, 19. Januar 1859.

Lieber Papa!

Ihren Brief sammt dem von Mama und Marie habe ich zu meiner großen Freude am letzten Tag des alten Jahres bekommen, auf welchen Tag ich auch ziemlich zuversichtlich einen Brief erwartet hatte.
— — — — — — — — — — —
— — — — Was unser Leben in Berlin betrifft, so geht das seinen ruhigen Gang. Eine angenehme Episode in unserm Berlinerleben waren die Weihnachts- und Neujahr-Festtage, während welcher Zeit auch Kupferschmied von Bern da war, der gegenwärtig in Heidelberg Theologie studirt und künftigen Sommer in Bern das Schlußexamen machen wird. Es war ein merkwürdig bewegtes Leben während jener Tage. Auf allen Plätzen waren ganze Wälder von Weihnachts-

bäumen zum Verkaufe aufgestellt, und wo man stund und ging, war einem heranrückenden Tannenbaum Platz zu machen, den die feinste Dame und der schmuckste Offizier mit ebenso eigenen Händen trugen wie meine Wäscherin an der Dorotheenstraße. Von den Lockungen, welche die Kramläden um diese Zeit auszuüben pflegen, hatte mir Professor Vatke schon vorher gesprochen, und zwar naiv wie ein Kind. „Sie müssen's machen wie ich", sagte er mit dem ihm eigenen Behagen, das ihn selbst auf dem Katheder bei der unbarmherzigsten Kritik nie verläßt; „wenn ich von der Universität nach Hause gehe, da bleib' ich vor jedem Laden stehen und guck' hinein." Da dies ein Professor der Theologie thun darf und gar noch ein spekulativer, so hab' ich's gerade auch so gemacht und habe mich nach tausend Dingen gelüsten lassen, aber am Ende doch nichts gekauft. Das wahre Getümmel aller Weihnachtsvorbereitung geht aber auf dem Platze vor dem königlichen Schlosse los. Dieser ganze große Platz ist von endlosen Reihen von Bretterbuden eingenommen, die sich noch durch die ganze Länge einer hier einmündenden Straße hinziehen, und dies heißt dann der Weihnachtsmarkt, wo die ganze Stadt hinströmt. Abends, wenn jede Bude hellerleuchtet ist und ihre funkelnden Dingerchen spiegelt, da ist's der Mühe werth, einen Gang durch das Menschengewühl zu wagen, wo die Taschendiebe gute Geschäfte machen sollen. Ich habe mehr als Einen Gang gewagt, denn ich sollte mit Gerwer die Sylvesterfeier besorgen, an welcher jeder von uns 20 Schweizern ein Geschenk haben wollte mit entsprechender

versifizirter Zueignung. Solche Verse wären auch in Masse zu kaufen gewesen, denn die Berliner meinen, vor allem aus witzig sein zu müssen; aber unser Souverän verlangte autochthone Reime und so geschah es, daß ich 10 Epigramme schmieden mußte und der Basler Burkhardt 10. Aber die Pointen zu dem, was im stillen Kämmerlein war ersonnen worden, mußte der laute Markt der Welt liefern. Je lahmer mein Witz war, desto wirkungsvoller mußte das Geschenk sein. So gingen denn Gerwer und ich von einer Bude zur andern, jedes Ding nach seinem witzigen Inhalt prüfend, und hatten manchen Spaß dabei. Doch war's gar nicht immer zum Lachen. Die meisten Verkäufer auf dem Weihnachtsmarkt gehören der allerärmsten Klasse an, und es ist nicht eben erquicklich, zu sehen, mit welcher Aengstlichkeit sie in diesen Tagen, wo Groschen und Pfennige sich kühner als sonst aus der Tasche hervorwagen, ihren Theil zu erhaschen suchen. Da bleibt wohl kein Glied der Familie zu Haus. Die kleinsten Kinder sah ich vom frühen Morgen an mit Drei-Pfennig-Sächelchen an Laternenpfählen und Häuserecken stehen und unermüdlich schreien: „ein Dreier das Stück" und das ältere Schwesterchen daneben: „ein Sechser das Stück", bis die dünnen Stimmchen gegen Abend immer heiserer wurden und später kaum mehr gehört wurden vor dem tiefen Alkohol-Baß, der in ihrer Nähe mit großem Geräusch „ein Groschen das Stück" verkaufte. Dann konnte man sie im Laternenschein, dicht an einander gekauert, auf den feuchten Steinen liegen sehen, neben den umgestoßenen Körbchen ihre

Angst um's Geld verschlafend und vielleicht träumend von guten Menschen und einem schönen funkelnden Weihnachtsbaum. — An einer Stelle drängte sich das Gewühl mit besonderer Lebhaftigkeit, und Klein und Groß war erpicht, über die Köpfe der Vormänner weg einen freien Blick zu gewinnen, wir wußten nicht, auf was für ein Mirakel. Als wir uns durchgedrängt hatten, war da eine kleine Bude, deren Verkäuferin in allen Interjektionen, welche der höchsten Ekstase zukommen, sich erging, und das um sie versammelte Publikum erzählte zuerst Gerwer und dann mir, dann beiden zusammen, dann wieder ihm und noch einmal mir, soeben seien der Kronprinz und Viktoria hier mitten im Gedränge gestanden und haben beide der Frau da etwas abgekauft und haben sich drängen und drücken lassen und Niemand habe sie gekannt, bis ein Gensdarm gekommen sei und den königlichen Hoheiten Raum verschafft habe, worauf der Kronprinz ihn angeschnurrt habe und gegangen sei. Die Leute waren ganz toll vor Entzücken und die Verkäuferin fing ihre Interjektionen immer wieder von vorne an. Was die Hoheiten gekauft hatten, ist uns ganz genau beschrieben worden, aber ich kann's wahrhaftig nicht mehr sagen, vielleicht ein Käppchen oder Röckchen für das junge Hohenzollernkind, das nun täglich erwartet wird. Wenn's einen Prinzen gibt, so werden vor dem Schloß 101 Schüsse abgefeuert und für eine Prinzessin 33. Ein Prinz ist also gerade so viel werth wie drei Prinzessinnen und noch 2 Schüsse, und wenn er alt geworden ist, so ist er vielleicht nicht mehr Einen werth, vergl. den königlichen Patienten in Rom,

der, wenn der Wagen des Papstes vorbeifährt, den seinigen anhalten läßt, aussteigt und mit dem Hut in der Hand stehen bleibt, bis der Andere vorüber ist. Wie viel Begeisterung hingegen für den Prinz-Regenten (auch für den Kronprinzen) vorhanden ist, ist bekannt, und wenn auch der Prinz-Regent die thörichten Hoffnungen, welche sich die Demokraten machten, nicht erfüllt hat und nicht erfüllen wird, und sie sich, wie billig, damit begnügen müssen, daß er Recht und Verfassung schützen will und nach außen eine ehrenwerthere Politik spielt, als der König gethan, so hat doch seine unumwundene Erklärung gegen die Heuchler der kirchlichen Reaktion beispiellos durch alle Stände gewirkt, und daß dem Worte bald die That folgte, daß Hengstenberg aus dem Prüfungskollegium und Stahl (übrigens noch nicht ausgemacht) aus dem Kirchenrath sollten entlassen werden, ließ des stillen Jubels kein Ende werden. Ein armer Holzhauer wurde unlängst in der chirurgischen Klinik gefragt, wann ihn sein Uebel befallen habe. Er sagte: als Manteuffel noch Minister war. Ein Beispiel dafür, wie auch der politische Umschwung, wenn er schon nicht so viel brachte, als man gehofft hatte, durch alle Stände hindurch begrüßt wurde. Dasselbe war auch in der Sylvesternacht zu sehen, von der mir ein Nachtwächter sagte, seit 1848 seien die Berliner nie halb so lustig gewesen wie diesmal. Und nun gar der Kladderadatsch! Der war im November und Dezember vor Uebermuth wie besessen. Dies alles zeigt aber nur, daß die „Times“ seiner Zeit Recht hatte, als sie, die sanguinischen Hoffnungen der

preußischen Liberalen zu mäßigen, ihnen sagte, so lange sie nicht im Stande seien, auch unter einer reaktionären Regierung Recht und Verfassung zu schützen, so lange sei auch ein liberaleres Regiment für sie noch kein Schritt zu politischer Freiheit. Die hiesigen Zeitungen sind gewaltig giftig geworden, aber die „Times“ hatte doch Recht. Denn gerade jene kolossale Freude an der Person des Regenten und die Hoffnungen, die an dieselbe geknüpft wurden, zeigen, daß in Preußen, trotz seiner Konstitution und trotzdem, daß die Zeitungsschreiber vom „gebildeten und gesitteten Preußen“ zu reden lieben, dennoch alles von der Person abhängt, die jeweilen oben steht. So z. B. würde ich's kaum glauben können, wenn ich es nicht mit eigenen Augen sähe, daß seit jenem Worte des Prinz-Regenten in Hengstenberg's Auditorium die Zuhörer sich zu vermindern und in dem Vatke's sich zu vermehren angefangen haben, ja sogar, daß Prediger Jonas (den ich fast ausschließlich höre) allgemach wieder ein größeres Publikum findet. Das ist Material zu dem projektirten Buch von Fritz über die Wandelungen der lutherischen Theologie.

Weil ich jetzt an Fritz denke, so denke ich auch an seine Mißbilligung meines Privatstudiums der Logik von Weißenborn, und ich muß gestehen, daß ich ihn darin nicht begreife. Wer ist schneller bereit, als Fritz, einen Theologen, der Hegel umgehen zu dürfen meint, der Unwissenschaftlichkeit zu zeihen? Und nun soll ich bloß wegen der Gefahr, ihn nicht zu verstehen, nicht einmal den Versuch wagen, ihm wenigstens ein theilweises Verständniß abzugewinnen. Mit

dem Verstehen oder Nichtverstehen der Hegel'schen Philosophie muß es sich übrigens, wie ich schon lange gedacht habe, eigenthümlich verhalten. Ich war unlängst bei Professor Trendelenburg, der zwei Bände logische Untersuchungen geschrieben hat und von der Hegel'schen Logik nichts wissen will. Ich sprach lange mit ihm über dieses mein Privatstudium, und da ich von seiner in genanntem Buch enthaltenen Kritik der Hegel'schen Logik Kenntniß hatte und ihm aus derselben mehrere Punkte nannte, die mir einleuchteten, so bezeigte er große Freude und fragte mich lachend: „Wissen Sie aber auch, was die Hegelianer mir auf meine Kritik geantwortet haben?" Ich sagte: „Vermuthlich, Sie hätten Hegel mißverstanden." Und so war es auch. Aber seine Kritik zu widerlegen, sagte er, habe Niemand versucht. Nun ist das sehr sonderbar, daß es unter allen deutschen Philosophen nur ein halbes Dutzend geben soll, die Hegel verstehen, und unter diesen noch einen Komödianten wie M., und dagegen ein Mann wie Trendelenburg ihn nicht soll verstehen können. Demnach scheint ja das Verständniß der Hegel'schen Philosophie gar nicht von der Tüchtigkeit des Denkens, sondern von einer ganz eigenthümlichen Gehirnorganisation abzuhangen, und diese Philosophie scheint mithin gar nicht auf logischer Nothwendigkeit zu beruhen. Mit alledem will ich jedoch nichts anderes gesagt haben, als daß mich die Gefahr, ihn vielleicht nicht zu verstehen, vom Studium desselben nicht abschreckt, und die andre Gefahr, daß ich ihn gleichwohl zu verstehen glaube, ist entschieden nicht vorhanden. Ich gebe mir darüber durchaus

klare Rechenschaft und komme hin und wieder zu Punkten, von denen ich mir gestehe, sie nicht nachdenken zu können. Ich bin sogar über die Richtigkeit der dialektischen Methode noch nicht im Reinen oder finde wenigstens in ihrer Anwendung oft etwas Willkürliches, meine aber deshalb nicht, Hegel's Gedanken verstanden, aber als unrichtig befunden zu haben, auch durch Trendelenburg's Kritik lasse ich mich nicht in's Schlepptau nehmen, sondern sage mir einfach: du verstehst das nicht, oder wenigstens: noch nicht. Daß aber mein Studium nicht fruchtlos ist, das ist schon daraus zu entnehmen, daß ich demselben mit großer Hartnäckigkeit und nicht geringerer Freude obliege. Uebrigens habe ich ja nicht Hegel selbst vor mir, sondern Weißenborn, den mir Fritz selbst einst angerathen hat „als möglicherweise für mich verständlich", und auf dessen Titelblatt es heißt: zum Selbststudium. Kurz: ich freue mich sehr, daß ich dieses Studium unternommen habe, denn nun ist Hegel doch auch für mich da, ich habe eine Stellung zu ihm, wenn auch weder für noch gegen (weil er mir zu beidem noch zu wenig klar und allseitig vor Augen steht) doch wenigstens die Stellung, daß ich sagen kann: ich habe mir redlich Mühe gegeben, ihn zu verstehen, weil ich weiß, daß er nicht umgangen werden kann, und ferner, daß ich doch den ganzen Gedankengang seiner Logik kenne, wenn ich auch diesen Weg nicht immer habe mitgehen können, und daß, wenn über ihn gesprochen oder geschrieben wird, ich doch weiß, um was es sich handelt. Und wie sehr mich dieses Privatstudium im Verständniß anderer

philosophischen Schriften, besonders anderer Hegelianer, fördert, das merke ich fast jeden Tag. Ich werde also den Weißenborn zu Ende studiren, und wenn ich wieder auf einem Vikariat bin, so fang' ich das Buch noch einmal von vorne an, und Fritz soll mir's nicht übel nehmen, daß ich seinem Rathe nicht folge. Möglicherweise wird er am Ende noch ganz erstaunen, wie viel ich von der Hegel'schen Logik begriffen habe.

— — — — — — — — — — —

— — — — Nun will ich von meiner Reise zu erzählen fortfahren. Es ist zwar schon mehr als ein Vierteljahr seitdem vergangen, und wenn ich einmal mit der ganzen Reise fertig bin, so könnte wohl ein halbes Jahr verflossen sein, aber man schreibt ja Reisebeschreibungen oft noch viel später nieder, und wenn Sie es lesen mögen, so mag ich's noch viel lieber schreiben, denn ich erinnere mich an meine Reise äußerst gerne, und alle Eindrücke von daher zu sammeln und noch einmal zu durchleben, ist für mich eine Arbeit von großer Befriedigung. Da dieser Brief sehr bald abgehen muß, so kann ich wieder nur eine Strecke weit erzählen. Aber im nächsten Briefe will ich das Ganze zu Ende bringen, weil dann bald eine neue, ich denke nicht minder belohnende Reise beginnen soll. Da kommt mir aber in Sinn, daß mir gestern Abend der junge Zschokke, der hier studirt, gesagt hat, sein Oheim habe die Wahl (als Pfarrer) nach Bümpliz abgelehnt, so daß möglicherweise für Gerwer oder mich die Sommerpläne arg könnten verdorben werden; denn wenn jene Nachricht richtig ist, so wird Herr Schenk wohl Einen von uns Beiden zurückrufen.

Ich habe zuletzt unsere Fahrt nach Koblenz gemeldet. An einem Samstag Abend, während in allen Pfarrhäusern Predigten der Vollendung nahten, kamen wir in Koblenz an. Unter dem „wir" sind also immer noch Frau St., Gerwer und ich verstanden. Auf dem Dampfschiff waren zwar noch andere Personen, die ich aber nicht wagen will, in das „wir" einzuschließen: die Großherzogin Mutter von Weimar und der ganze Nassauerhof. Als diese Nichtwir unter ungeheurem Ceremoniell an's Land gestiegen waren, wagten sämmtliche Passagiere wieder die Hüte aufzusetzen und gradauf zu stehn. Ein schottischer Geistlicher und ich hatten allein so viel Verstand gehabt, daß nur die Großherzogin müsse gegrüßt werden, hingegen vor den Kavalieren und Damen des Nassauerhofs und den empfangenden preußischen Notabilitäten jegliche Devotion malplacirt sei. Der Schotte und ich haben uns verstanden. „Er hat mich angelacht und mir ein Kompliment gemacht." Im Gasthof that nun nach der kühlen Wasserfahrt eine Tasse Thee vorzüglich gut, und nachher war ein nächtlicher Gang durch die Stadt unumgänglich nöthig, denn Koblenz war im ernstlichsten Festschmuck zu Ehren des niederrheinischen Gesangvereins, der eben sein Jahresfest hier abhielt. Bei uns behängt man zwar bei solchen Gelegenheiten auch mit Tüchern und Fahnen die Fenstersimsen, aber die eigentliche Festphysiognomie pflegt doch das zu sein, daß alles Volk von der Festfreude gehoben, auf den Gassen und in Wirthshäusern mitspielt und, um Ihnen ein Gleichniß zu entlehnen, den Himalaja bildet, auf dem

der Gegenstand des Festes als Dhawalagiri emporsteigt. Aber in Koblenz war der Himalaja nicht zu entdecken, auf unsrer zweistündigen nächtlichen Wanderung sind wir nicht einmal darüber gestolpert. Wir haben uns deßhalb gesagt, es brauche eben doch Republikaner, um einem Feste die entsprechende Physiognomie zu geben, weil nur unter diesen die erste Bedingung dazu vorhanden ist, daß nämlich die produzirte Kunst, sei es nun Gesang oder Industrie, oder Gymnastik &c., von jedem Einzelnen als Produkt des Volksgeistes aufgefaßt wird, an dem er selbst so gut Antheil hat, wie die Festhelden. Weil der Republikaner durch seine freiwillige Unterordnung unter das Allgemeine den Volksgeist bethätigen hilft, reckt er selbstverständlich auch die Hand aus nach den Früchten dieses Geistes und freut sich ihrer als seines Eigenthums. Dieß bringt unsern Sänger- und Schützenfesten die gehobene Stimmung Aller, die conditio sine qua non eines rechten Volksfestes. In München auf der Theresienwiese war eine kolossale Biervertilgung und in Koblenz besuchte man das Festlokal wie einen beliebigen Konzertsaal, aber von Festfreude, wie wir sie haben, war nirgends eine Spur. Nach diesen selbstgefälligen Beobachtungen haben wir uns schlafen gelegt. — An demselben Ufer wie Koblenz, eine Stunde weiter oben, liegt Schloß Stolzenfels, das der jetzige König von Preußen zierlich hat restauriren lassen und dann und wann bewohnt. Den Abend vorher hatten wir das Schloß vom Dampfschiff aus gesehen und im Bädeker den Rath gefunden, es zu besichtigen. Wir fuhren deßhalb hinaus, am

frühen Morgen, in einem offenen Fuhrwerk, und hatten dabei entsetzlich kalt, denn die Straße zog sich fast ohne Unterbrechung am Ufer des Rheines hin, über den ein scharfer Wind die dichtesten Nebelmassen jagte, und am jenseitigen Ufer stunden Menschen und Pferde tief im eiskalten Wasser, um ein Schiff rheinaufwärts zu ziehen, so daß es uns vom bloßen Anschauen kalt und schaurig über den Rücken lief. Am Fuß des Hügels angelangt, waren wir froh, uns durch Bergaufsteigen erwärmen zu können, wurden aber gleich wieder betrübt, weil oben von der gepriesenen Aussicht rein nichts vorhanden war, als ein graues Nebelmeer. Doch der wind- und wetterkundige Schloßkastellan prophezeite, daß um 10 Uhr die Sonne durchbrechen und ¼ nach 10 Uhr der Nebel verschwunden sein werde. Mittlerweile ging's an die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, worunter vor allem die geschmackvolle innere Einrichtung des Schlosses, dann die Kapelle und in derselben und in einem kleinen Rittersaal schöne Fresken von Stilke zu nennen sind. Ich hatte aber einen geheimen Aerger an der ganzen Geschichte. Wir mußten Filzschuhe anziehen, als ob wir nicht selbst den Verstand gehabt hätten, keine Schuhnägellöcher in den Fußboden zu stampfen. Dann sprach der Kastellan vom König und seinen 6 Besuchen auf Stolzenfels mit ganz läppischer Devotion, die nur auf uns abgesehen sein konnte, damit wir auch so devot denken sollten, unter welchen Umständen ich denn sehr wenig geneigt war, königliche Gemächer zu bewundern, vielmehr daran dachte, wie leicht man, ohne die Hände zu rühren, mit einfacher Beingymna-

stik die lästigen Filzschuhe dem Kastellan an den Kopf werfen könnte. Es war zwar alles, was wir gesehen haben, schön, sogar reizend, und unsre Fahrt nach Stolzenfels, sammt den 10 Silbergroschen Trinkgeld an den Kastellan für jede Person, war durchaus belohnt, aber geärgert habe ich mich doch. Schließlich, um auch die Andern zu ärgern, führte uns der Kastellan durch einen langen Gang zu einer verschlossenen Thüre und sagte: „Meine Herrschaften, wir sind zu Ende; diese Thüre führt Sie in's Freie“ — blieb aber, ohne aufzuschließen, mit dem Schlüssel in der Hand stehen. Mit andern Worten: „Ich lasse euch nicht gehen, bis ich meinen Thaler habe.“ Ich habe ihm dann den Thaler gegeben auf eine Weise, die seiner würdig war. Gleichwohl war seine Wetterprophezeiung nun eingetroffen, so daß wir von der Mauerzinne, zu der ein sehr unkriegerisches, elegantes Wendeltreppchen führt, eine, wenn auch nicht ganz nebelfreie, doch immerhin belohnende Aussicht Rhein auf- und abwärts hatten und tief in das gegenüber einmündende Lahnthal hinein. Als Frau St. sehr anmuthig die Nebelstreifen schalt, daß sie uns die Aussicht auf die grünen Weinberge entzogen, hielt Gerwer eine nicht minder launige Lobrede auf den Nebel, daß er sich just auf den Weinbergen lagere und mit so zarter Mutterliebe die goldnen Kindlein hüte, die in grünen Wiegen schlafen; und ich sagte ihm, er möchte wohl ein Kindleinfresser werden, man müsse ihn auf einen Brunnen stellen. Da dieß alles unter großem Gelächter war verhandelt worden, so mußten wir beim Hinuntersteigen Bemerkungen hören

über ein königliches Schloß und einen Sonntag Vormittag, und über gewisse Leute, die sich laut geberden, worauf wir in respektvoller Distanz von der Wache natürlich in neues Gelächter ausbrachen.

Die Rückfahrt nach Koblenz war sonnig und gelächterreich. Koblenz war aber doch dazu ausersehen, uns zu ärgern. Um 1/2 1 Uhr sollte das Dampfschiff anlangen, mit dem wir nach Bonn verreisen wollten. Wir hätten noch die Festung Ehrenbreitstein auf dem gegenüber liegenden Ufer besuchen sollen, noch von der Moselbrücke einen Blick in das sonnige Gelände der Moselweine thun sollen, aber jede Minute konnte das Dampfschiff ankommen, das wir nicht verfehlen wollten. Das Dampfschiff kam aber erst gegen 5 Uhr, und nach jeder ungeduldig verlebten Stunde mußten wir uns sagen: Unterdessen hätten wir schon zwei Mal die Runde durch die Festung gemacht, und wie behaglich hätten wir können auf der Moselbrücke stehen. So ging's vier Stunden lang. Frau St. und Gerwer haben sich ganz erschrecklich geärgert. Letzterer hat alle Welt ausgeschimpft, den Einnehmer auf dem Dampfschiffbüreau, die Packer, die Gasthofskellner und den Portier, während doch kein Mensch etwas dafür konnte, sondern einzig der Nebel, der sämmtliche Dampfschiffe verhindert hatte, abzufahren. Mich reute nur die Moselbrücke; gegen den Ehrenbreitstein hatte ich eine starke Antipathie. Mich dünkte, er brauchte durchaus nicht so renommistisch in's Land hinauszuschauen, wenn er 1) bedächte, wie skandalös er seiner Zeit an die Franzosen übergegangen, und 2) daß seine Besatzung ja doch nur geschniegeltes

Parade=Militär sei. Darum war es mir im Geheimen ganz recht, daß er ungeschaut bleiben mußte. Eben hatten wir uns zu einem Schoppen Rüdesheimer nieder=gesetzt, als vom Ehrenbreitstein herunter eine Kanone krachte zur Anmeldung des lange ersehnten Schiffes. Nun kam es also erst recht zur Unzeit an.

Wir reisten nun von Koblenz nach Bonn, wo wir übernachten und, ohne uns weiter umzusehen, am andern Morgen uns in den Kölner Bahnzug be=geben wollten, um noch ein gutes Stück Tags zur Besichtigung Kölns verwenden zu können. Auf unsrer Wasserfahrt wurde es sehr bald stockfinstre Nacht, so daß man auf dem Verdeck fortwährend einander anrannte, auf die Füße trat, über Reisesäcke und andere Obstacula stolperte, und in der Kajüte war alles vollgedrängt. Zur Vorsorge, daß mich Niemand umrenne, ließ ich fleißig die Cigarre glühen, damit Jedermann erkenne, daß da ein fühlendes Wesen stehe und gehe. Es war eine beständige Verwirrung auf dem Verdeck, die bei dem öfteren Aussteigen von Passagieren jedes Mal kulminirte, da von allen Seiten nach Gepäck oder Reisegefährten gefragt und geschrieen wurde und die Schiffsleute zur Auskunft höchst unge=neigt waren und nicht einmal ein Licht hinhielten, um Mein und Dein zu unterscheiden. Als wir nun dachten, nahe bei Bonn zu sein, vertheilten wir uns in zwei Streitmächte; Gerwer sollte für unsere drei Koffer sorgen und ich sollte die Landung der Frau Stämpfli und der kleineren Reiseeffekten leiten. Wo unsere Taschen lagen, hatte ich mir noch kurz vor Einbruch der Nacht genau gemerkt: vom Kajüten=

Eingang zehn Schritte gradaus, dann drei Schritte links und wieder drei vorwärts. Ich führte das Manöver mit großer Präzision aus, und auf dem Punkte angelangt, griff ich voll Zuversicht nach unsern Taschen, die auf einem fremden Koffer liegen mußten. Aber da war's ganz warm und wollenweich, und als im selben Moment eine Laterne vorübergetragen wurde, sah ich, daß ich einen rothwangigen Buben beim Haare gefaßt hatte, der auf unsern Taschen eingeschlafen war. Der konnte von Glück reden, daß er auf diese Weise erwacht war, denn mit Einem Ruck war unter seinem Kopf und unsern Taschen der fremde Koffer weggezogen, so daß er im Schlafe arg hätte verletzt werden können. Nach dieser lächerlichen Geschichte bereitete ich mich zur Landung vor und führte meine Aufgabe so glücklich aus wie Gerwer die seinige.

Als wir am andern Morgen erwachten, war's ein totaler Regentag und der Rhein und die ganze Welt sah so trostlos aus, daß wir uns in unserm gestrigen Beschluß, die Fahrt nach Köln auf der Eisenbahn zu machen, sehr gescheidt vorkamen. In einer Stunde waren wir in Köln und kaum im Gasthof angelangt, unternahmen wir mit erwartungsvollen Herzen den ersten Gang zum Dom. Da wir auf der Vorderseite herankamen, wo die beiden verwitterten Thürme stehen, von denen der höhere kaum das Mittelschiff überragt, so war der erste Eindruck, den wir von dieser breiten, erdrückenden Steinmasse hatten, der einer kolossalen Ruine. Nachher freilich, als wir das Innere des Doms und die Neubauten am Kreuzschiff gesehen hatten, war der Eindruck ein ganz

andrer, wie ich im nächsten Briefe schreiben will,*) denn ich muß wahrhaftig abbrechen, wenn Sie diesen Brief noch zur rechten Zeit, um jene Geldangelegenheit ordnen zu können, erhalten sollen. Ich möchte Sie also sehr darum gebeten haben, damit ich nicht in eine Geldverlegenheit gerathe.

Schlüssel zu Schränken und Koffer habe ich nirgends versteckt, noch vernistet. Ich kann schlechterdings keine Auskunft geben.

In der Hoffnung baldiger Antwort grüßt Sie Alle vielmal

Ihr gehorsamer Sohn

Ed. L.

Montauban, 18. Juli 1860.

Lieber Papa!

In Montauban bin ich sehr glücklich angekommen und habe mich hier bereits ziemlich umgesehen, ohne Mühe mehrere liebenswürdige Bekanntschaften gemacht, so daß ich Ihnen nicht bloß berichten kann, wie es mir bisher gegangen ist, sondern ungefähr auch, wie es mir in Zukunft gehen wird. Vorerst wollen Sie natürlich von meiner Reise etwas vernehmen; da ich aber überall ziemlich schnell durchgereist bin, um mit möglichst voller Börse in Montauban anzukommen, so habe ich nicht sehr Vieles zu erzählen, bis Genf gar nichts und von meinem eintägigen Aufenthalt daselbst nur so viel, daß ich Lotzwyler Soldaten ange-

*) Der sich leider nicht mehr vorfindet.

troffen und eine Flasche mit ihnen getrunken habe. Von Genf nach Lyon sind fünf Stunden zu fahren, und es ist dies eine äußerst interessante Strecke. Ich erstaunte über die Schwierigkeiten, welche für den Bau dieser Linie zu überwinden waren; besonders bis Bellegarde folgen mehrere Tunnel von bedeutender Länge rasch nach einander, und zwischen diesen fliegt der Zug auf hohen Viadukten über tiefe Seitenthäler hinweg und windet sich wieder an den steilen Felsen des Rhonebettes hindurch in rascher und kühner Abwechslung. Nicht minder merkwürdig als der Bau dieser Linie war mir die landschaftliche Physiognomie. Wenn ich bisher gewohnt war, die fruchtbare Thallandschaft und die wilde Gebirgswelt als zwei gesonderte Dinge zu denken, die nur allmälig in einander übergehen, so war hier dicht neben Fels und Fluß und kahlem Steingeröll der fette Oelbaum zu sehen und Nußbäume in Menge und eine grüne, frische Vegetation so saftig und reich, wie man sie bei uns nicht einmal in der Ebene sieht. Bis Lyon folgt dann eine unabsehbare, nur fern im Süden durch eine blaue Gebirgskette begrenzte, reich bebaute Fläche voll Dörfer, die mit ihren weithin glänzenden, weißen Häusern, von der Abendsonne beschienen, das Aussehen von lauter Schlössern und Städten haben. In Lyon kamen wir am späten Abend an. Ich blieb drei Tage dort und hätte mich noch bedeutend länger aufhalten können, ohne daß ich meine Zeit für verloren hätte achten müssen. Es ist eine bedeutend schöne Stadt und reich an Sehenswürdigkeiten; man findet zwar keine Gebäude von so klassischer Schön-

heit und Reinheit der Formen, wie in Berlin oder München, es ist fast alles Rococo, aber maßvoll und zierlich, prachtvolle Plätze und zum Theil lange, regelmäßige Straßen, an denen kein Haus ohne reichen architektonischen Schmuck, keines niedriger als 5—6 Stockwerke — kurz, die Stadt hat ihre sehr schönen Partien. Diese Straßen und Plätze, so sehr sie durch ihren Baustyl an alte Bourbonenzeiten mahnen, sollen fast alle neuern Datums sein, und vor 8—10 Jahren sei die Stadt nichts weniger als schön gewesen, hat man mir gesagt. Wie Sie wissen, hatte ich eine Empfehlung an Herrn Pfarrer Mayer und eine an Frau Mamin, geb. Jordan. An beiden Orten habe ich Besuche gemacht. Außerdem traf ich mit zwei Pfarrern aus dem Kanton Aargau zusammen, die eine Vergnügungsreise nach Marseille gemacht hatten; durch sie wurde ich auch mit einem Handelsmann Blumer aus Glarus und seiner sehr liebenswürdigen Frau bekannt, die in der Nähe von Lyon auf dem Lande wohnen, und verlebte mit diesen vier Personen einige angenehme Stunden. Auch hatte ich die Gutmüthigkeit, mich vom Schullehrer der deutschen protestantischen Kirche in den Jünglingsverein führen zu lassen und daselbst an einer Erklärung von Joh. 17 theilzunehmen, die, wie zu erwarten war, gedankenlos genug ausfiel. Von Lyon reiste ich fast wie ein Flüchtling weiter. Herr Pfarrer Mayer hatte mir nämlich gesagt, er glaube, daß in Montauban bereits die Ferien begonnen haben, ich solle deshalb nicht die kostspielige Reise dorthin machen, sondern in Lyon bleiben, wo ich ebenso gut oder noch besser werde

französisch lernen können, ich solle mich übrigens noch bei einem Pfarrer, den er mir nannte und der mit den Verhältnissen in Montauban bekannt sei, erkundigen, und da er morgen abwesend sei, solle ich übermorgen wieder zu ihm kommen und ihm sagen, was ich zu thun gesonnen sei. Im selben Momente wurde Herr Mayer eiligst fortgerufen, wessen ich sehr froh war, denn ich hätte ihm doch nicht, ohne lächerlich zu werden, sagen können, daß ich unter allen Umständen nach Montauban reisen werde. Dem Schullehrer aber, der mich zu jenem Pfarrer führen sollte, trug ich einen Gruß an Herrn Mayer auf und die Antwort, daß ich mir die Sache seither überlegt habe und morgen nach Montauban verreisen werde. Warum ich dies thun wolle und warum so eilig, darüber redete ich so unklar, daß er Herrn Mayer jedenfalls nichts Genaueres berichten konnte, als etwa, ich scheine meine besondern Gründe gehabt zu haben. Ich war sehr froh, auf diese Weise los zu kommen. — Ich hatte Ihnen gesagt, ich wolle die direkte Linie von Lyon über Aurillac und Figeac nehmen und die interessantere Reise über Montpellier u. s. w. auf den Heimweg versparen. Nun aber erfuhr ich, daß jene Linie bedeutend verfrüht auf den Karten gezeichnet und noch lange nicht ausgebaut ist; so mußte ich denn die Ligne du Midi nehmen und mich entschließen, an allen interessanten Punkten dieser Linie ohne Aufenthalt, interesselos wie ein Commis voyageur vorüberzureisen, wenn mich die Hinreise nicht sehr viel Zeit und Geld kosten sollte. Es hielt schwer, diesen Entschluß zu fassen, es mußte aber doch sein;

hingegen, um nicht halbtodt vor Hunger oder Durst oder Ermüdung (von ewigem Sitzen Tag und Nacht) in Montauban anzulangen, beschloß ich, mein Billet nur bis Cette zu nehmen und den Aufenthalt daselbst zu einem Meerbade zu benutzen. So habe ich's denn auch ausgeführt. Spät Abends stieg ich in Lyon in den Zug und fuhr die ganze Nacht hindurch. Morgens um 4 Uhr kamen wir auf dem Bahnhof von Avignon an und hatten 50 Minuten Rast. Es war ein trüber Morgen und der Himmel ließ sich zum Regnen an. Ich konnte deshalb die Gegenstände nicht genau unterscheiden, aber als ich im Halbdunkel ein wenig um die Gebäude herumgetappt war, und auch der Tag immer mehr anbrach, merkte ich doch, daß es nun anfange, mit dem Süden Ernst zu werden. Hinter dem Restaurant war ein Garten oder Park mit Strömen von Wohlgerüchen und, was bei uns nur nach einander kommt, Rosen, Nelken, Dahlien und viele Blumen und Gesträuche, die ich nie gesehen, in reicher Fülle neben einander; da kam es mir zum ersten Mal klar in's Bewußtsein, daß ich jetzt im Süden sei. Und als ich nun wieder im Waggon saß und der Himmel sich wolkenlos über all' die reiche, grüne Pracht ausdehnte, da konnte ich mich kaum ersättigen an diesem noch nie gehabten Anblick. Ein Südfranzose, der neben mir saß, behauptete zwar, es sei ein äußerst monotones Land, und wahr ist, daß der Gesammteindruck von Avignon bis Montpellier immer derselbe ist, und wer an diesen Reichthum der Natur und diese Fülle von Detail gewöhnt ist, schaut jedenfalls nicht so unablässig, wie ich es

that, zum Fenster hinaus; ich hatte von dieser Fahrt so viel Genuß, daß ich es verschmerzen konnte, bei Nîmes und Montpellier ohne Aufenthalt vorüber zu reisen. Gegen Mittag kamen wir in Cette an. Da habe ich das Meer gesehen und darin gebadet und von beidem mich nicht trennen können, so daß ich 1½ Tage daselbst blieb. Denn das Meer ist ein prächtiger Anblick und ein Meerbad unsagbar erquicklich. Von Cette ging's noch eine Weile dem Meeresufer entlang über Agde, auf welcher Strecke viel unfruchtbares, zum Theil sumpfiges, zum Theil ganz verbranntes Land ist, aber von Narbonne weg und besonders von Carcassone an beginnt's wieder bedeutend schön zu werden, und bis Toulouse und Montauban sieht die Erde aus wie ein Paradies. Montauban liegt auf einer kleinen Anhöhe, eine Brücke, die über den Tarn führt, verbindet einen Stadttheil mit dem andern, und von dieser Brücke aus hat man einen unermeßlich weiten Blick und erkennt bei hellem Wetter ganz deutlich die Pyrenäen. Man überblickt eine Ebene, wie Claude Lorrain sie malt, bei aller Unendlichkeit doch formenreich und mannigfaltig. Der Tarn selbst ist übrigens ein sehr schöner Fluß, ebenso der Aveyron, dessen grünen Ufern entlang ich gestern mit einigen Theologen eine sehr ergötzliche Spazierfahrt gemacht habe auf zweiräderigen Karren mit kleinen, feurigen Pferden. — Sie sehen also, daß ich bereits Bekanntschaften gemacht habe. Dies ging auch ganz ohne Mühe. Am ersten Tage meiner Ankunft suchte ich gleich die theologische Fakultät auf (nämlich das Gebäude), und der Pedell nannte mir die Wohnung

von Pfarrer Creuveillé; ich besuchte ihn im höchstmöglichen Wichs, weil ich mir vorgestellt hatte, die Herren von Montauban lassen nur Frack und weiße Cravatte gelten, welches beides ich nicht hatte. Herr Creuveillé empfing mich aber viel ungezwungener als mancher Berner Pfarrer, ebenso Professor Nicolas, ein Philosoph und Theolog von großem Namen unter den Franzosen, zu welchem ich gleich von Herrn Creuveillé weg ging; er hat bedeutend nach Tabak gerochen und war so liebenswürdig, wie ein deutscher Gelehrter mit dem besten Willen nicht sein könnte. Herr Nicolas hat übrigens meinen Besuch bereits erwidert. Ich habe noch mit Andern Bekanntschaft gemacht und habe überall ein sehr freies und ungezwungenes Wesen gefunden, und als ich einst die Bemerkung fallen ließ, ich habe mir die französischen Theologen ganz anders vorgestellt, gab man mir zur Antwort, diese ihre ungezwungene Art, mit den Leuten umzugehen, sei ihre beste Waffe gegen den Katholizismus, denn das Volk merke in diesem Punkte den Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Theologen recht gut und könne jedenfalls das abgeschlossene Wesen der ersteren, die eine eigene Kaste sein wollen, nicht angemessener finden als ihre freie, protestantische Umgänglichkeit. — Bis Ende Juli ist die Fakultät noch bei einander, Vorlesungen werden keine mehr gehalten, es sind bloß noch Examina und Doktor-Thesen zu hören. Ich bedaure dies gar nicht, denn ich komme mit Pfarrern und Kandidaten, mit Professoren und Studenten in so viele Beziehung, daß ich über Montauban hinlänglich Vieles werde zu be-

richten wissen, so daß mir Niemand anmerken wird, daß ich's in die Vakanzen getroffen habe. — In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Montauban war ich, so oft ich allein war, beständig müde und schläfrig und konnte mit dem besten Willen nicht schreiben; dazu mußte ich lange im Gasthof bleiben, weil kein leeres Zimmer zu finden war, und als ich endlich glaubte einziehen zu können, und mit Sack und Pack vor meiner Wohnung anlangte, da lag der Herr, der ausgezogen sein sollte, krank im Bett. Was nun thun? In den theuren Gasthof wollte ich nicht zurückkehren. Da wies man mir denn wenigstens eine Kammer zum Schlafen an, die aber am Tag ganz finster war, so daß ich hier wieder nicht schreiben konnte. Seit zwei Tagen bin ich nun in meinem Zimmer eingezogen, bei zwei Damen, die eine protestantische Buchhandlung führen und mehrere Studenten als Kostgänger haben. Ich habe also Kost und Logis beisammen und werde während der Vakanzen allein mit den Damen zu Tische sitzen. Ich hatte anfangs Mühe, mich an die französische Essenszeit (um 10 und 5 Uhr) zu gewöhnen, aber so oft ich mich kämme oder rasire, d. h. so oft ich in den Spiegel schaue, muß ich mir sagen, daß mir diese Lebensweise ganz gut bekömmt.

Ich mache folgendes Büdget: Für jeden Monat in Montauban (französische Lektion inbegriffen) rechne ich 140 Fr.; die Reise, inbegriffen das Warten im Gasthof auf leeres Zimmer, 240 Fr. Nehme ich dazu eine Reise nach Bordeaux und in die Pyrenäen und die Rückreise in die Schweiz, so denke ich, zu meinen

600 Fr. gerade noch einmal 600 nöthig zu haben, was ich ja als Seminarlehrer mit Leichtigkeit werde zurückzahlen können.

Die Sonnenfinsterniß haben wir hier ganz schön gesehen; in der Schweiz werden wohl Wolken die Sache verdeckt haben.

In der Hoffnung, daß dieser Brief Sie Alle gesund antreffe, grüßt Sie Alle bestens

Ihr gehorsamer Sohn

Ed. L.

Meine Adresse: Ed. L. ministre (man braucht diesen Titel in Frankreich für alle hierarchischen Grade) chez Mme Castel, 17 Gd Rue, Ville nouvelle — Montauban (Tarn et Garonne) France.

Libourne, 20. Oktober 1860.

Lieber Papa!

Ich habe noch keine Nachricht über die Lehrerwahlen erhalten und denke deshalb, sie haben noch nicht stattgefunden. Ich bin aber auf das Resultat gar nicht gespannt, denn seit Ihrem letzten Briefe ist es mir sehr klar, daß ich nicht gewählt werde und daß meine zweijährige Hoffnung auf diese Stelle ein schöner Traum war. So gehe ich eben nach Lotzwyl zurück und studire mit freierer Muße, als ich sie am Seminar gehabt hätte. Wenn Kocher mit dem Direktor und den andern Lehrern in Frieden fahren kann, so mag ich ihm die Stelle ganz gern gönnen, da er ja

doch nicht zum Pfarrer geschaffen ist und er die Sekundarschul-Inspektorstelle gegenüber Leizmann keinenfalls bekömmt. — Hier in Libourne bin ich sehr wohl aufgehoben; Herr Steeg, der von meinem Alter ist, ist ein sehr liebenswürdiger und gescheidter Mensch, wir arbeiten zusammen im gleichen Zimmer, er korrigirt meine französischen Aufsätze, d. h. (da ich keine Fehler mehr mache) er gibt ihnen französischen Schliff, in dem er eine große Feinheit hat, und ich helfe ihm, so gut ich kann, deutsche Theologie und Philosophie verstehen, über die er sich heißhungrig herwirft. Der französischen Sprache bin ich insoweit mächtig, daß ich eine Zeit lang, besonders wenn mein interlocuteur mehr spricht als ich, die Rolle durchführen kann, als ob ich ganz gut spräche. Uebrigens kömmt es auf den Gegenstand an, den man bespricht. Wenn ich Herrn Steeg deutsche Wissenschaft explizire, so hapert es noch sehr, hingegen habe ich mich gestern mit einer Dame zwei Stunden lang über Reisen u. dgl. unterhalten ohne die geringste Mühe, und sie behauptete, ich habe in der kurzen Zeit sehr große Fortschritte gemacht. Auch eine französische Katechisation, wie sie mir in Lotzwyl leicht zufallen könnte, würde ich nun ohne Zaudern übernehmen können. Hingegen von Predigen ist keine Rede, wiewohl Mlle. Castel mit mir eine Flasche Champagner gewettet hat, daß ich Libourne nicht verlassen werde, ohne für Herrn Steeg gepredigt zu haben. Sie hat sich arg getäuscht, denn ich denke, ich müsse heimkehren, ehe ich so weit gekommen bin. Ich will Ihnen nun etwas von meiner Pyrenäen-Reise berichten. Wie Sie wissen, ging mein

Weg über Toulouse, wo ich mich zwei Tage aufhielt und am Abend des zweiten Tages die Impériale eines Omnibus bestieg, um am andern Morgen in den Pyrenäen zu sein. Es war ein prachtvoller Sonntag Morgen, als wir an unserm Ziel ankamen, in Bagnères de Luchon. Dies ist ein vielbesuchter Badeort und zugleich der geeignetste Punkt zu Bergreisen. Es hat ungefähr dieselbe Physiognomie, wie Unterseen und Interlaken, ein kleines, schmutziges Städtchen, das in ein aristokratisches Quartier ausläuft, mit derselben Promenade unter hohen Bäumen wie dort. Nur fehlt das Schönste: die hohe Gletscherwelt. Die Pyrenäen sind kahl und zerrissen, und die schönsten Gletscher und Eispartien um den Maladetta und um die Vignemale sind arm gegen die unsrigen. Dafür herrscht dort ein anderer Zauber, der eben nur im Süden möglich ist, eine fabelhafte Farbenpracht, ein blauer Duft über allen Dingen, der eine gewisse künstlerische Einheit in die Landschaft bringt, und über all' dem der wunderbare, tiefblaue, wolkenlose Himmel. — Etwas müde von der kalten Nachtfahrt und noch nicht genügend orientirt, machte ich an diesem ersten Tage noch nicht völligen Ernst mit Bergsteigen, aber um Luchon herum war mancher einladende Punkt, einige Anhöhen, die mir zur Orientirung dienten, und kleine landschaftliche Niedlichkeiten, Wasserfälle u. s. w., mit deren Besichtigung ich den ersten Tag angenehm und mühelos zubrachte. Nun aber wußte ich Bescheid und ich rüstete mich, um den andern Morgen ohne Führer an den Maladetta zu kommen. Zu dieser Zurüstung gehörte vor allem,

daß ich mir einen Ladstock schnitzte. Ich hatte mir nämlich auf einstimmiges Anrathen ein Paar Pistolen gekauft für 16 Fr., die mir gegen Schäferhunde, Wölfe, Banditen und perfide Führer dienen sollten. Ich antizipire hier, daß ich nie veranlaßt war, davon Gebrauch zu machen; hingegen waren sie mir die ganze Zeit über von großem Werth, weil ich in oft zweifelhafter Lage um ihretwillen mich immer sicher fühlte und nie den guten Muth verlor. — Den andern Morgen also war ich früh auf und machte mich mit Feldflasche, Wurst und Pistolen auf den Weg. Die Straße war noch leer und ich war fröhlich wie ein Kind. Luchon liegt aber sehr tief und die Pyrenäen sind hoch und steil, es gab also Arbeit. Nach einer Stunde oder zweien begann die Reiterei mich einzuholen. Es geht nämlich dort Niemand zu Fuß und jeden Morgen galoppiren 2—300 Pferde von Luchon aus nach allen Himmelsgegenden in die Berge. So sausten denn überall, wo der Weg sich dazu eignete, Cavalcaden an mir vorüber, und zierliche Französinnen im flatternden Reitkleide schauten lächelnd auf den langsamen Fußwanderer herunter, als wollten sie sagen: nimm mich, wenn du kannst, und waren verschwunden, ehe ich sie recht angeschaut hatte. Ungefähr drei Stunden von Luchon, bereits hoch in den Bergen, ist das Hospice de Luchon; daselbst war ein Gewimmel von beau monde mit dem Frühstück beschäftigt; ich machte es auch so. Ich traf auch Deutsche an und zwei Engländer, die mit Baro=, Thermo=, Hygrometer und anderm physikalischen Apparat den Maladetta besteigen wollten. Unter

all' diesem vornehmen, coquetten Gewimmel ernste Männer der Wissenschaft. Ich fühlte mich wahlverwandt und schloß mich, soweit wir gleichen Weg hatten, an sie an. Ich stellte mir vor, ich sei auch ein Naturforscher, z. B. ein Geologe wie Fritz, ohne jedoch meine Gelehrsamkeit zu verrathen, und glaubte auch nicht, mich mit Steinen beladen zu müssen. Es ging also aufwärts und immer aufwärts, gerade so wie bei uns, und erst um Mittag trafen wir ein Schneefeld an, an dessen Rande wir Halt machten, um unsern Cognac mit Schneewasser zu verdünnen und, was wir sonst noch bei uns hatten, uns zu Gemüthe zu führen. Die Engländer hatten schon vorher ihrer Weinflasche zusprechen wollen und bei diesem Anlaß, ehe sie entpfropft war, sie auf einen Stein fallen lassen, und der Inhalt rann um eine Alpenrose, die nächstes Jahr um so schöner blühen wird. So theilte ich denn meinen Cognac mit ihnen und sie gaben mir von ihrem Huhn. Nach aufgehobener Tafel legten wir uns schlafen und ich träumte vom Maladetta so entsetzliche Dinge, daß ich erwachte, und als ich um mich schaute, war Niemand da, der Geologe war einsam zwischen einem Schneefeld und kahler Fluh. Ich schimpfte auf gut Berndeutsch über diese treulosen Freunde, die mich so schmählich im Stiche gelassen; aber mein Monolog war nicht zu Ende, als wie aus einem Dünkel heraus eine menschliche Stimme kam: quel drôle de langage que vous parlez! de quelle nation êtes-vous donc? Unter einem überhängenden Felsen, zwischen aufgeschichteten Steinen, lagen meine Engländer und wollten wissen,

ob es indisch oder arabisch sei, was ich soeben rezitirt habe. Ich sagte ihnen, diese Sprache komme allerdings vom Indischen her und sehr wenige Menschen können sie sprechen, es sei nämlich Schweizerdeutsch. Sie lachten und behaupteten, es sei ihnen sehr angenehm, zu wissen, daß ich Schweizer sei. Wir zogen weiter und hatten bald die Höhe der Bergkette erklommen, die durch ein schmales Thal von der kolossalen Eiswelt des Maladetta getrennt ist. Schön und majestätisch, wie unsre Jungfrau, ist, wie gesagt, dieser Anblick nicht, aber eine gewaltige Wildniß, ein Ort des Schreckens, wie ich noch nichts gesehen habe. Ich fühlte mich durchaus nicht versucht, ihn zu besteigen, um so weniger, als ich aus meinem Handbuch wußte, daß unter all' den Schaaren, die jährlich ausziehen, um das Wagniß zu bestehen, fast Alle unverrichteter Dinge in Luchon wieder einziehen. Die ganze, weite Gebirgsgruppe des Maladetta hat einen ganz eigenthümlich feindseligen und drohenden Anblick. Die Gletscher sind grau, mit unzähligen, grausigen Schründen, die Flühe schwarz, nackt, zerrissen, das Ganze liegt da wie ein furchtbares Unthier, nicht versteinert, sondern ausdrucksvoll genug, um zu leben. Die beiden Engländer schauten sehr bedenklich auf dieses ihr Reiseziel hin. Wie es ihnen gegangen ist, weiß ich nicht; nach einer halben Stunde Hinuntersteigens trennten wir uns, ich suchte den Port de Vénasquez auf, um nach Luchon zurückzukommen, und bemerkte ihn sehr bald, hoch oben, zwischen zwei immensen Flühen (die mich an die Spillgerte im Simmenthal mahnten), ein schmaler, tiefer Spalt, der

zu erklimmen war. Bis dorthin hatte ich noch etwa zwei Stunden zu gehen, durch eine Gegend, où la nature attriste l'âme et frappe de stupeur, wie mein Reisehandbuch mit Recht sagt. Ich freute mich, von dieser Höhe den Maladetta anders zu sehen als bisher, aber als ich oben war, um das Unthier zum letzten Mal zu schauen, sah ich nichts als eine Hand breit Himmel. Man ist in diesem Port de Vénasquez wie zwischen zwei Brettern eingeschlossen, die bis in die Wolken reichen; die Felslücke, die gerade für eine Person Raum hat, ist wie mit einer Säge eingeschnitten, so glatt und senkrecht steigen die Wände auf. Also auf der spanischen Seite sah ich nichts, und als ich mich nach der französischen wendete, da lag — wunderbarer Anblick — senkrecht unter mir, aber tief, tief unten: das Hospice de Luchon, das ich vor 8 Stunden verlassen hatte. Der Weg, der hinunter führt, ist nicht minder interessant als die Gemmi auf der Walliser Seite und hat viele Aehnlichkeit damit; kunstreich gemauert oder in den Felsen eingehauen, führte er mich an Abgründen und unter Wasserfällen durch, in 1½ Stunden sehr vergnüglich in's Hospice, wo man meinem riesigen Durst mit zwei großen Becken Café au lait entgegenkam. Eine Fahrgelegenheit benutzend, kam ich wohlbehalten und sehr befriedigt in Luchon wieder an. — Den andern Morgen regnete es und die Wolken hingen so tief herab, daß der ganze Tag verloren schien. Nach einigen Stunden trübseligen Wartens, gegen Mittag, kam mir der illuminirte Gedanke, daß vielleicht in Spanien ganz schön Wetter sei, und ich war sofort

entschlossen, mein Glück zu versuchen. Anfangs in der Richtung von gestern, dann aber links über einen hohen, wilden Paß führte mich mein Weg glücklich nach Spanien hinüber, wo, wie ich vermuthet, das schönste Wetter war. In einem spanischen Douanierposten, den ich für ein Wirthshaus genommen hatte, fand ich trotz meines Irrthums sehr freundliche Aufnahme; wie man sonst eine Flasche aus dem Keller heraufholt, so holten sie aus dem Rauchfang einen Lederschlauch herunter und gaben mir spanischen Wein zu trinken und spanische Cigarren zu rauchen, was beides sehr herrlich war. Es war ein lieblicher Abend und versprach, eine schöne Mondnacht zu werden, so nahm ich mir denn vor, noch 4 Stunden weiter zu wandern bis in ein spanisches Städtchen; kam durch mehrere Dörfer, die alle, zum Verwechseln ähnlich, auf eigenthümliche Weise trägste Verwahrlosung mit coquettem Zierrath, den sichtbarsten Mangel mit weltverachtender Behaglichkeit, kurz: spanischen Schmutz mit spanischer Romantik vereinigten. Aus dieser bewohnten Gegend kam ich bald in die süßeste, einsamste Wildniß, die man sich denken kann, zu der Quelle der Garonne im Vallée d'Arran. Der Mond ging auf und schaute über die bewaldeten Höhen in's enge, stille Thal hinab, alte Baumstämme in fabelhafte Thiere verwandelnd und den schäumenden Bergstrom in mährchenhaftem Glanz und Duft verhüllend; es war eine wunderschöne Nacht, deren Genuß mir aber vermuthlich entgangen wäre, wenn ich unbewaffnet diesen späten Marsch gewagt hätte, denn außer meinen Pistolen hatte ich keinen hinlänglichen Grund, um

mich in dieser spanischen Wildniß sicher zu fühlen. So aber blieb ich wohlgemuth bis an's Ziel, wo ich herrlich schlief. Als ich am andern Morgen die Fensterladen öffnete, da that sich eine Pracht vor meinen Augen auf, die ich nie geahnt hatte und von der ich Ihnen nicht von Ferne eine Beschreibung geben kann. Von der Morgensonne beschienen, lag das Thal in unendlicher Schönheit da. Auf den grünen, baumreichen Wiesen, an den duftigen Bergabhängen bis hinauf in den wolkenlosen Himmel war Alles Ein Liebreiz, Eine süße Poesie. Ich sollte die Morgenkühle benutzen, um meinen Marsch zu fördern, aber ich konnte nicht verreisen, von diesem Zauber konnte ich mich nicht trennen, und unbekümmert um die kommende Hitze schaute ich in dieses blühende Gedicht hinaus, wo alles so schön zusammenstimmte, als ob es keinen andern Zweck hätte, als schön zu sein. Daß die Aesthetik die Natur nicht als schön passiren läßt, war mir an diesem Morgen sehr gleichgültig, ich war doch überzeugt, daß der liebe Gott ein großer Künstler, nota bene ein großer Dichter ist. Aber nicht bloß dieser Punkt war schön, sondern als ich endlich doch verreiste, begleitete mich dieser südliche Zauber noch 2—3 Stunden lang in mannigfaltiger Abwechslung, und weil ich in Naturverehrung die Mittagshitze erwartet hatte, so war die Natur ihrerseits nachsichtig und sandte ein kühles Lüftchen, das die Hitze dämpfte, gerade wie Rohmer behauptet, daß die Natur es sehr gut empfinde, wenn man liebevoll zu ihr spreche, und daß sie im Stande sei, ihren Verehrern sich erkenntlich zu zeigen. Wie

oft noch stand ich still in Bewunderung dieser Harmonie, dieses reichen, blühenden Lebens! Wie oft sagte ich mir: wenn du ein Maler wärest! und dann wieder: wie weit bliebe der beste Maler hinter solch' einem Original zurück! So zog ich, äußerlich wie ein Handwerksbursche, innerlich reich wie ein Dichter, glücklich wie ein König, durch das schönste, blühendste Thal der Erde. Und als nach und nach die Gegend den außerordentlichsten Reiz verlor, war es immerhin noch ein reiches, belebtes Thal mit schäumendem Bergstrom, über das der Abend bald seine Schatten warf. Nach 7stündigem Marsche langte ich wieder in Luchon an.

Den andern Morgen regnete es wieder wie aus Kübeln, was mich nöthigte, den letzten in dieser Gegend projektirten Ausflug aufzugeben. Gegen Mittag, als es etwas aufheiterte, nahm ich Abschied von Luchon, um von den Quellen der Garonne an die des Adour zu kommen. Auf diesem Wege liegen zwei Bergketten, über welche sich in tagelangen Umwegen eine Fahrstraße hinübermüht. Diese langweilige Mühseligkeit begehrte ich natürlich nicht mitzumachen, und als nach einer Stunde Wegs ein Fußweg von der großen Straße sich trennte, um durch ein anderes Thal über die erste Bergkette zu führen, fragte ich mich: willst du lieber dich langweilen und dafür sicher sein, dich nicht zu verirren, oder willst du Kurzweil haben mit der Risque, den Weg nicht zu finden? Ich wählte das Letztere. Was konnte mir auch begegnen? Ich war bewaffnet und verproviantirt, und mich zu verirren, war mir nichts

Ungewohntes. So nahm ich wohlgemuth den Fuß-weg, und nach einer kleinen Stunde, auf der Höhe eines Hügels angekommen, wußte ich keinen Schritt mehr weiter, denn die letzte Spur des Weges war glücklich ausgegangen. Ein Mädchen wurde sichtbar, das Schafe hütete, und da ich mir einige Wörter aus dem Pyrenäen-Patois gemerkt hatte, so konnte ich mich ihm verständlich machen, nnd es zeigte mir ein enges, langes Thal, an dessen Sonnseite Kornfelder und kleine Dörfer bemerklich waren, und über dem just der einzige Sonnenstrahl leuchtete, dem es ge-lungen war, hinter den Wolken hervorzuschleichen. Ich verstund, daß dies mein Weg sei und daß ich mitten durch ein Haus hindurch müsse, um in dieses Thal zu kommen. So stieg ich denn geduldig wieder den Hügel hinunter und fand auf dem Wege, den ich gekommen war, ein Haus, das den ganzen Raum zwischen einer Fluh und einem Bach einnahm und durch dessen Küche man auf der andern Seite die Fortsetzung des Weges sah. Da war also der Punkt, auf dem ich fehlgegangen war, auf dem aber, wie ich mir zum Troste sagte, der Gescheidteste fehlge-gangen wäre.

Von da verlor ich den Weg nicht wieder. Die Kornfelder und die Dörfer, die mir die kleine Hüterin gezeigt hatte, erreichte ich ein's um's andere in ge-müthlichem Marsche. Aber Nebel kamen, und als ich das letzte Dorf erreicht hatte, sah man, wiewohl es erst 4 Uhr war, nicht mehr 30 Schritte weit. Ich wollte deshalb einen Führer suchen, um über den Paß zu kommen, und ein halbes Dutzend Kinder

waren mir dabei behülflich, sie führten mich von einem Haus, oder vielmehr von einer finstern Höhle in die andere, und es war mir angenehm, bei dieser Gelegenheit zu untersuchen, ob das Innere dieser schwarzen Steinhaufen menschlichen Wohnungen ähnlich sehe, denn von außen sahen sie aus wie Schlupfwinkel für Gespenster oder Füchse, und inwendig war es wirklich nicht viel besser; ich wußte in den wenigsten Fällen, ob ich auf einem Heuboden oder in einem Stall oder Zimmer stehe. Um Elend und Armuth zu sehen, braucht man freilich nicht in die Pyrenäen zu reisen, das findet man überall, aber das Eigenthümliche an diesem Elend war, daß es sich in zwei parallelen Straßen mit zusammenhängenden Häuserreihen wie eine Stadt konstituirt und sich so zu sagen legitim erklärt hatte. Der Anblick war fremdartig wie ein Negerdorf; aus einiger Entfernung hätte man geglaubt, drei alte, schwarze Steindämme zu sehen, und hätte Fenster und Thüren für Fuchslöcher oder andere zufällige Oeffnungen genommen. Der dichte Nebel machte diesen Anblick noch trauriger. In allen diesen Behausungen fand sich aber keine Seele, und wenn ich nicht das halbe Dutzend Kinder um mich gehabt hätte, so hätte ich geglaubt, das ganze Dorf sei ausgestorben durch Hunger oder Pest. Eine volle Stunde ging über diesen Hausdurchsuchungen verloren und der Nebel wurde immer dichter; ich gab die Hoffnung auf, diesen Abend weiter zu kommen. Ein Wirthshaus war natürlich nicht vorhanden. Ich suchte den Maire, um bei ihm zu übernachten, er war auch nicht da. Endlich kam eine Frau mit Holz aus

dem Walde heim, die französisch sprach und mir, da es unmöglich sei, heute noch über den Paß zu kommen, ihr Haus anbot. Ihr Haus war neben dem des Maire und bildete mit demselben das aristokratische Quartier; wenigstens konnte man über diese zwei Häuser nicht wie über alle andern in die andere Straße hinüberschauen. Ich nahm die Einladung an und die Frau zündete mir ein gewaltiges Feuer an, an dem ich bald sehr behaglich war. Nach einer Weile erschien die Primarlehrerin, die in diesem Hause logirt war, und die ich begrüßte wie eine Oase in der Wüste. Sie war ein gescheidtes, lebhaftes Ding und unterhielt mich auf's Beste über Seminar und Schule und alles Mögliche, so daß der Abend sehr vergnüglich vorüberging. Den andern Morgen war das schönste Wetter und nach 2stündigem, mühsamem Klettern stand ich mit meinem Führer auf der Höhe der Bergkette, auf grüner, weicher Alp, Angesichts der ganzen Länge und Breite der Pyrenäen, aus denen sich die Maladetta-Gruppe majestätisch emporhob, aus dieser Entfernung einen viel angenehmeren Anblick bietend, als da ich sie in unmittelbarster Nähe sah. Denselben Anblick sollte ich an diesem Tage noch einmal und noch vollkommener haben. Nachdem ich nämlich nach langem Bergabsteigen in einem grünen, freundlichen Thale gegen Mittag das kleine Städtchen Arreau erreicht hatte, ging es sogleich wieder bergauf, an dem unerbittlich steilen, aber äußerst malerischen Col d'Aspin hinauf. Die Sonne war noch in voller Kraft, es war etwa um 4 Uhr Nachmittags, da sah man eine sonderbare Gestalt

den letzten Theil des Berges hinanklimmen. Es war ein Eseltreiber, dem sein Thier viel Mühe machte, da es nach jedem Grashalm lief, der an der Fluh zu erwischen war, ein Eseltreiber in grauer Blouse, der eine silberne Brille trug und ein rothseidenes Tuch um den Kopf geschlungen, das wie eine Fahne hinter ihm flatterte, so oft er rechts und links und hinter sich nach seinem Esel sprang. In der Hoffnung, bald oben zu sein und zu Athem zu kommen, stopfte er sich eine so unanständig gemeine Pfeife, wie sie eben nur ein Eseltreiber haben kann, aber unter dem Arme trug er ein schönes, feines Buch mit großen goldnen Lettern. Wer bei ihm vorüberging, schaute ihn verwundert an, blieb stehen und schaute ihm nach und wußte nicht, ob der Eseltreiber nach einem höhern Ich aspirire oder ob das wahre Ich den Eseltreiber affektire. Ich aber lachte sehr und stopfte meine gemeine Pfeife in größter Gemüthsruhe, denn der Eseltreiber, der war ich. Und als ich oben angekommen war, ließ ich meinen Esel weiden und setzte mich in's grüne Gras, die blaue Gebirgswelt, die sich vor mir aufthat, in den noch bläueren Duft meiner Pfeife verhüllend. Der Esel aber gehörte zwei Bauern aus dem Dorfe Aspin, die denselben Weg hatten, aber langweilig bei einem Dritten waren stehen geblieben. Die Bauern mochte ich wohl zurücklassen, aber den Esel nicht, denn er trug meinen Rock und Habersack; ich war deshalb mit ihm vorausgegangen, aber da jene Unterhaltung in's Unendliche dauerte, so zog ich über eine Stunde lang mit meinem Esel allein fürbas und war den Glossen

der Vorübergehenden ausgesetzt, die meine Situation sehr lächerlich fanden und nicht verstunden, wie der Esel und ich zusammengekommen. Aber auf der Höhe des Col d'Aspin angelangt, sprach ich zum Esel: geh' du rechtwärts, laß mich linkwärts gehen, und wies ihm seinen Platz in der nöthigen Distanz von dem meinigen an, um jeglichem Verdacht der Zusammengehörigkeit weislich vorzubauen. Ruhig gab ich mich nun dem schönen, blauen Panorama hin, das vor mir ausgebreitet lag. Schöner habe ich das Ganze der Pyrenäen nie gesehen. Es waren nicht majestätische Eispaläste wie bei uns, sondern ein blaues, wohlgeformtes Berglabyrinth, dessen Grundfarbe in tausend Nüancen über den Höhen, über den Abhängen und Thälern spielte, je nachdem die Sonne sie schief oder senkrecht traf, vom tiefsten Blau, das schattige Thäler und Waldabhänge räthselhaft verhüllte, bis zum hellsten, durchsichtigsten Duft über einer sonnebeschienenen Alp, bis zum zarten Bläulichweiß eines Gletschers, der mit feinen Umrissen die Grenzlinie zwischen Berg und Himmel zeichnete. In diese farbenreiche Bergwelt sendet der grüne Thalboden von Arreau, der senkrecht unten liegt, nach allen Seiten Thäler aus, die sich fern in einem Sonnenstrahl verlieren oder mit einem blauen Waldesschatten in ungewissem Duft verschwimmen. Der Anblick war wunderschön. — Mit den Bauern von Arreau, die mich auf der Höhe einholten, stieg ich auf der andern Seite hinab und hatte an ihnen eine sehr kurzweilige und angenehme Gesellschaft. Sie hatten die Gefälligkeit, mich in einen Marmorbruch

zu führen, der im Walde verborgen lag, und in dem man eine sehr schöne grau und roth geaderte Marmorart gewinnt. Auch hatten sie geübte Augen, jeden Heidelbeerstrauch zu entdecken, der zu erwischen war, und wir aßen Heidelbeeren fort und fort, groß wie Haselnüsse. Im Dorfe Espiadel zahlte ich für alle diese Gefälligkeit Wein und Käse, zu welchem sie sehr schmackhafte Brodkuchen aus ihren Körben hervorholten. Im Mondenschein gingen wir noch eine Stunde oder zwei mit einander, über Republik und Protestantismus redend, zu welchem beidem sie sich sehr hingezogen fühlten.

Man kommt soeben mit der Nachricht, daß wir morgen nach St. Emilion gehen, und übermorgen gehe ich für einige Tage nach St. Foy; ich will deshalb diesen Brief abschicken, wiewohl ich noch nicht die Hälfte meiner Fahrten zu Berg und Wasser erzählt habe. Mein Weg ging nach Bagnères de Bigorre, von da in's Vallée d'Argelès, nach Cauterets und an die Vignemale, von da nach Pau und Bayonne und Biarritz, dann nach Bordeaux, von da an's Meer nach Arcachon, wo ich herrliche Tage von reichem Interesse verlebte.

Libourne, 16. November 1860.

Lieber Papa!

Ihren Brief habe ich heute glücklich erhalten und danke Ihnen sehr für die beigefügten 300 Fr. Wann ich nun zurückkommen werde, weiß ich nicht genau; ich erwarte eine Antwort von Herrn Losenegger*), wie lange er's ohne mich machen könne, und bleibe so lange in Libourne, als es mir seine Umstände und mein Büdget erlauben, am liebsten bliebe ich, bis ich predigen könnte, oder wenigstens bis Weihnacht, aber ich denke, das gehe nicht. Ich bin hier in sehr angenehmen Verhältnissen; Herr Steeg, der sich wegen mal à la gorge etwas schonen muß, hat einen Vikar, der verheirathet ist und ein sehr einladendes chez soi hat. Das bringt Abwechslung und viele Gelegenheit zum Sprechen. In diesen letzten acht Tagen habe ich endlich meinen längst beabsichtigten, aber immer verschobenen Ausflug nach St. Foy zu Herrn Goy ausgeführt, bin überhaupt ein wenig im Département de la Dordogne herumgeirrt, von einem Pfarrhaus in's andere, und habe sehr interessante Bekanntschaften gemacht, unter Anderen mit Herrn Bost in La Force in der Nähe von Bergerac, der nächstens mehr von sich vernehmen lassen wird. Da ich einen Sonntag dort zubrachte, so forderte er mich auf, in der réunion des Nachmittags einen Vortrag über die bernische Kirche zu halten; ich sagte, ich sei der Sprache nicht mächtig genug, um dergestalt ohne schriftliche Vorbereitung zu reden, und zu letzterer sei

*) Pfarrer von Lotzwyl, dessen Vikar L. war.

die Zeit zu kurz. Wer beschreibt aber meine Ueberraschung, als Herr Bost im Vormittags-Gottesdienst mich der Gemeinde vorstellte und ankündigte, ich werde jenen Vortrag halten, den ich entschieden abgelehnt hatte. Ich hatte eine Stunde Zeit, um mir das Was und Wie meines Vortrages zu überlegen, und als die Glocke schlug, stieg ich getrost auf den Katheder und sprach und das Publikum hörte mir geduldig zu. Und als ich zu Ende war, wollten sie noch mehr wissen, die Lehrer wollten Details über unsre Schulen, die Kirchenältesten Details über unsre Kirchenverfassung, Herr Bost war erpicht, mir orthodoxe und freikirchliche Schlingen zu legen, und so mußte ich noch eine halbe Stunde lang vor vollgedrängtem Saale Fragen von allen Seiten aushalten. Dafür hat mich Herr Bost den andern Tag in Bergerac mit Champagner traktirt und mich überhaupt mit patriarchalischer Gastfreundschaft behandelt. Was mich zu ihm geführt hatte, war ein von ihm gestiftetes und dirigirtes Wohlthätigkeitsetablissement, das sehr merkwürdig ist und von dem Sie, wie gesagt, mehr hören werden. In eben diesen 8 Tagen wohnte ich auch einer Versammlung der nouvelle école bei, an einem Orte, wo wir, wenn die Orthodoxie Dragonaden gegen uns ausgeschickt hätte, vor ihnen sicher gewesen wären. Etwa 2 Stunden von St. Foy, weit abseits von jeder großen Straße, in der lieblichsten Ländlichkeit, ist ein altes verfallenes Schloß der Grafen Povert de Quillebaux. Es bestehen noch weitläufige Gebäulichkeiten, aber fast überall ist der obere Theil abgeschlagen und nur das Erd-

geschoß stehen geblieben. Hier wohnt ein Abkömmling der alten Grafen, der Theologie studirt hatte, aber schiffbrüchig mit den Ruinen der Orthodoxie sich in die Ruinen seiner Väter geflüchtet hat, wo er nun für alle beide auf modernen Umbau sinnt. Hieher hatte uns Herr Pécaut, der Erzhäretiker, zusammengetrommelt, der sich, von allen Seiten angefeindet, in die Pyrenäen zurückgezogen hat und von Zeit zu Zeit in der Welt sichtbar wird wie das große apokalyptische Thier und die übrigen Abgefallenen um sich versammelt, um ihnen zu sagen: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Er ist ein sehr merkwürdiger Mann; er hat ein Buch geschrieben, in welchem er die Heiligkeit Jesu, d. h. seine absolute Sündlosigkeit, wie auch seine Unentbehrlichkeit für die religiöse Entwicklung kritisirt, ein Buch aber voll tiefsten Ernstes und reinster deistischer Frömmigkeit. Ich habe es in Montauban gekauft und mit großem Interesse gelesen. Ferner war auch Herr Goy da, ein ausgezeichneter Mann, der sich zur einzigen Lebensaufgabe gestellt hat, Schleiermacher in Frankreich bekannt zu machen. Ich blieb drei Tage bei ihm und seiner sehr angenehmen Familie und werde in Korrespondenz mit ihm bleiben.*)

---

*) Ihm und Jules Steeg widmete Langhans fünfzehn Jahre später den ersten, alttestamentlichen Theil seines „Handbuch der biblischen Geschichte und Literatur" mit den Worten: „Euch, wackern Söhnen Frankreichs, glaubensstarken Vertretern freien protestantischen Geistes, sei dieses anspruchslose Buch gewidmet als treuer Freundesgruß aus dem Schooße des „schweizerischen Vereins für freies Christenthum". Es ist in

Was meine Heimkunft betrifft, so habe ich Herrn Losenegger soeben angekündigt, daß ich den 16. Dezember wieder eintreten werde. Um den 9. herum, vielleicht einige Tage später, werde ich in Münchenbuchsee ankommen.

Vielleicht benutze ich die langen Abende auf meiner Heimreise, um Ihnen noch einmal zu schreiben, wenn sich das, was ich sehen werde, dazu eignet. Jetzt aber, um den Postabgang nicht zu versäumen, muß ich schließen. Den 23. verlasse ich Libourne und den 26. oder 27. Montauban.

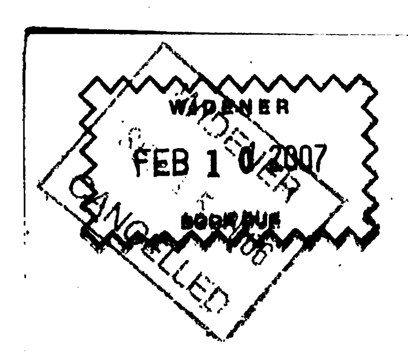
Ihnen vielmal dankend, grüßt Sie und Alle

Ihr gehorsamer Sohn

Ed. L.

---

diesem Buche die Rede von einer kleinen Schaar überzeugungstreuer Männer, die unter ihrem Volke, unter ihren Glaubensgenossen in schmerzlicher Vereinsamung dastunden, — und doch wohnte in ihnen die beste Kraft der Nation. Die Propheten des alten Bundes grüßen Frankreichs Hugenotten. Gott schütze und segne eure kleine Schaar!"


WIDENER
FEB 1 0 2007
BOOK DUE
WIDENER
CANCELLED

